

Band 3 · 2001/2002

Marburger Correspondenzblatt zur BURGENFORSCHUNG



Marburger Correspondenzblatt zur Burgenforschung



Band 3 · 2001/2002

Verlag des
Marburger Arbeitskreises
für europäische Burgenforschung e. V.
Heinrich-Heine-Straße 11 a
D-35039 Marburg

ISBN 3-9807558-1-9



Marburger
Correspondenzblatt
zur
Burgenforschung

Band 3 2001/2002



Impressum

Marburger Correspondenzblatt zur Burgenforschung
Band 3, 2001/2002

Herausgeber

Marburger Arbeitskreis
für europäische Burgenforschung e. V.
Heinrich-Heine-Straße 11 a
35039 Marburg

Vorstand:

Heiko Laß M.A., 1. Vorsitzender
Am Schwanhof 2 a
35037 Marburg

Christian Ottersbach M.A., 2. Vorsitzender
Im Sonnenwinkel 4
73733 Esslingen am Neckar

Dr. des. Rainer Zuch, Schatzmeister
Tulpenstraße 19
35043 Marburg

Frank Pütz M.A., 1. Beisitzer
Köhlersgrundgasse 8
35037 Marburg

Dr. Gerd Strickhausen, 2. Beisitzer
Kirchblick 12
35094 Lahntal-Caldern

Der Marburger Arbeitskreis für europäische Burgenforschung e. V. ist ein gemeinnütziger Verein. Alle Mitglieder arbeiten ehrenamtlich. Die Herausgabe des Jahrbuches erfolgt ohne wirtschaftliche Gewinnabsicht und gemäß den in der Vereinssatzung angeführten wissenschaftlichen Zwecken. Die Verfasser der Beiträge erhalten grundsätzlich kein Honorar. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich. Alle Rechte verbleiben bei den Autoren. Der Nachdruck ist nur mit Genehmigung des Autoren bzw. des Marburger Burgen-Arbeitskreises e. V. gestattet.

Manuskripte und Rezensionsexemplare sind zu richten an den Marburger Arbeitskreis für europäische Burgenforschung e. V., Redaktion ‚Correspondenzblatt‘, Heinrich-Heine-Straße 11 a, D-35039 Marburg.

Wenn Sie unsere Arbeit unterstützen wollen, können Sie uns eine Spende überweisen oder selbst Mitglied werden.

Verlag

Verlag des Marburger Arbeitskreises
für europäische Burgenforschung e. V.
Heinrich-Heine-Straße 11 a
D-35039 Marburg

Redaktion

Rainer Zuch, Frank Pütz, Heiko Laß

Gestaltung

Rainer Zuch in Zusammenarbeit mit Frank Pütz
für den Marburger Arbeitskreis für europäische
Burgenforschung e. V.

Druck und Bindung

D. Remberg, Dorfstraße 22
35085 Ebsdorfergrund-Ilshausen

Anzeigen

Bitte erfragen Sie unsere Media-Daten beim Verlag.

Bankverbindung

Marburger Bank, Konto-Nr. 701661, BLZ 53390000

Auflage: 100

ISBN 3-9807558-1-9

INHALT

Editorial	3
<hr/>	
Aufsätze	
<i>Waltraud Friedrich</i> Neue mittelalterliche Fliesenfunde in nordhessischen Schlössern. Ein Fundbericht	5
<hr/>	
<i>Kazimierz Pospieszny</i> Das Verteidigungssystem der Deutschordensburgen in Preußen im 13. und seine Modifikation im 14. Jahrhundert	13
<hr/>	
<i>Reinhild Kappes / Michael Losse</i> Der Hegau, ein „ <i>klein Ländlein</i> [...] <i>darinnen</i> <i>viel feste hohe Schlösser</i> “	27
<hr/>	
<i>Udo Liessem</i> Kurze Bemerkungen zu den Burgendarstellungen bei Otto Ubbelohde (1867-1922)	37
<hr/>	
<i>Rainer Zuch</i> Burgen und befestigte Anlagen in J. R. R. Tolkiens Fantasy-Epos ‚Der Herr der Ringe‘	49
<hr/>	
Miszellen	
<i>Bernd-Rainer Volz</i> Die Burgruine Neu-Elkerhausen	75
<hr/>	
<i>Reinhard Schmitt</i> „Abgerundete Ecken“ an Burgbauten in Sachsen-Anhalt und Sachsen	79
<hr/>	
<i>Rainer Zuch</i> Zu einigen Kirchenburgen in Siebenbürgen	85
<hr/>	

Michael Losse

Das Hospiz „Casa di Santa Caterina“ in
Rhodos (Griechenland)

89

Michael Losse

Die Rekonstruktion des Schlosses in
Eigeltingen (Hegau)

91

Michael Losse

Gab es eine Burg und eine Wehrkirche in
Welschingen?

93

Rudolf Knappe

Zweiter Nachtrag zum Handbuch
„Mittelalterliche Burgen in Hessen“

97

Rezensionen

105

Berichte und Mitteilungen aus dem Verein

Marburger Burgenkundliche
Sonntagsspaziergänge

125

Marburger Burgenkundliche Exkursionen

126

Tagungen und Kolloquien

144

EDITORIAL

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

was lange währt, wird endlich gut. Nach zwei ereignisreichen Jahren kann der Marburger Arbeitskreis für europäische Burgenforschung e. V. (MAB) Ihnen nunmehr den dritten Band des ‚Marburger Correspondenzblattes zur Burgenforschung‘ präsentieren.

Wer den Verein und seine Publikationen kennt, weiß, daß wir bisher den Namen ‚Marburger Burgen-Arbeitskreis‘ (MBA) trugen. Er wurde geändert, um unserem Forschungsgebiet, der Erforschung von Burgen und Wehranlagen in ganz Europa – und gelegentlich darüber hinaus – auch im Namen gerecht zu werden. Für die europaweite Ausrichtung sind unsere bisherigen Publikationen ein guter Beleg. Thematisiert wurden etwa niederländische, maltesische, griechische, spanische und liechtensteinische Burgen und Festungen. Der vorliegende Band setzt dies fort. So haben wir den renommierten polnischen Burgenforscher Kasimierz Pospieszny gewinnen können, über Wehraspekte der Deutschordensburgen im spätmittelalterlichen Preußen zu schreiben. Wir werden auch weiterhin bestrebt sein, in jedem Band mindestens einen Beitrag eines ausländischen Kollegen bzw. Kollegin dabei zu haben. Zudem finden Sie Miscellen zu griechischen und siebenbürgischen Anlagen.

Überhaupt erweist sich anhand der eingegangenen Arbeiten das geographische wie methodische Spektrum der Burgenforschung als außerordentlich vielfältig. Sowohl Bauforschung und Archäologie, wie auch kunst- und kulturhistorische Untersuchungen kommen zum Zuge, wobei die verschiedenen Ansätze dem Forschungsgegenstand entsprechend oft gemeinsam genutzt werden.

Ein weiterer Aspekt spielt in der wissenschaftlichen Arbeit des Vereins eine immer wichtigere Rolle: die Burgenrezeption. Bereits im letzten Band wurde von Marzipanburgen und Burgenkitsch gehandelt. Die damals angekündigte Tagung ‚Mythos – Metapher – Motiv: Untersuchungen zum Bild der Burg seit 1500‘, die im Februar 2001 stattfand, hat hier einen weiteren, entscheidenden Impuls gegeben: Einen kurzen Bericht finden Sie am Ende dieses Bandes. Inzwischen wurden die meisten Beiträge in einem Tagungsband veröffentlicht. Im vorliegenden Correspondenzblatt erscheinen zwei Arbeiten, die mit aktuellen Anlässen verbunden sind und sozusagen Burgenfor-

schung auf der Höhe der Zeit repräsentieren. Der Aufsatz von Udo Liessem, der Burgendarstellungen im Werk Otto Ubbelehdes behandelt, steht im Zusammenhang mit der großen Ubbelehde-Retrospektive in Darmstadt und Marburg 2002/2003. Rainer Zuch schwimmt im Kielwasser der derzeitigen Tolkien-Euphorie und legt eine Untersuchung der Wehranlagen im ‚Herrn der Ringe‘ vor.

Der Blick auf das ‚Bild der Burg‘ stellt eine wichtige Erweiterung des Arbeitsfeldes der Burgenforschung dar und muß gleichberechtigt neben die objektorientierten Forschungsansätzen gestellt werden. Denn ebenso, wie eine Rezeption letztlich immer auf tatsächliche Anlagen zurückgreift, stellen Burgen eine symbolisch und metaphorisch stark aufgeladene Architektur dar. So ergänzen sich die verschiedenen Blickwinkel der Burgenforschung zu einem außerordentlich komplexen Gesamtbild des Phänomens ‚Burg‘, dem der MAB auch weiterhin versuchen wird, Rechnung zu tragen.

An dieser Stelle sei allen Autorinnen und Autoren ein herzlicher Dank ausgesprochen. Dies gilt in besonderem Maße für jene, die ihre Texte schon früh eingereicht haben und auf die Veröffentlichung ein wenig länger warten mußten, weil sich die Fertigstellung dieses Bandes in den letzten Monaten etwas verzögert hat.

Vielleicht fühlen Sie sich durch diesen Band angeregt, mit uns in Kontakt zu treten. Wir freuen uns über wissenschaftliche Beiträge, die sich der Burgenforschung im weiteren Sinne widmen, über Hinweise auf Publikationen oder Veranstaltungen, und eigentlich über alles, was mit Burgen zu tun hat. Neue Mitglieder, die sich aktiv an unserer Arbeit beteiligen möchten, sind in unserem Verein herzlich willkommen. Einen Einblick in die praktische Arbeit des Vereins erhalten Sie in den Berichten und Mitteilungen.

Zum Schluß möchten wir Ihnen noch viel Freude und Erkenntnisgewinn bei der Lektüre wünschen.

Marburg, im Dezember 2002

*Heiko Laß
Christian Ottersbach
Rainer Zuch
Frank Pütz
Gerd Strickhausen*

Waltraud Friedrich

Neue mittelalterliche Fliesenfunde in nordhessischen Schlössern. Ein Fundbericht

In Anbetracht der im allgemeinen ruinösen neu entdeckten Burgen, die nur einen mageren Eindruck ihres ehemaligen Erscheinungsbildes vermitteln, sind alle Forscher begeistert über jeden Fund, der weiterführende Informationen über die Ausstattung dieser Burgen liefert. Dazu zählen vor allem feste Bestandteile der Bauausstattung wie Fußbodenbeläge und Öfen, die das Aussehen eines Raumes nachhaltig prägten. Die frühen Holzböden und Estrichbeläge sind meist vergangen, Fragmente der seit dem 12. Jahrhundert aufkommenden Fliesenböden und der Kachelöfen tauchen dagegen aufgrund ihres haltbaren Materials häufig in den Fundkomplexen von archäologischen Grabungen auf.

Fundorte

Im Rahmen von Bauuntersuchungen und archäologischen Grabungen, die unter Leitung der Verfasserin in den letzten Jahren im Rahmen von Sanierungen durchgeführt wurden, fanden sich in zwei nordhessischen Renaissanceschlössern bzw. deren Nebengebäuden sowohl größere Restbestände von ehemaligen Fliesenböden, als auch zahlreiche Fragmente von Kachelöfen verschiedener Epochen.¹

Romrod, Vogelsbergkreis

Das Renaissanceschloß Romrod bei Alsfeld im Vogelsberg entstand in seiner geschlossenen Form aus einer romanischen Niederungsburg, die in späteren Jahrhunderten weitgehend abgetragen und überformt wurde (Abb. 2). Sie wurde von den Herren von Romrod – erste urkundliche Erwähnung 1197 – gegründet. Die früheste Siedlungsstruktur der Burg ist durch die ständige Überbauung immer des gleichen Geländes, das aufgrund der topografischen Einschnürung zwischen den beiden Fließchen Andrift und Ocherbach nicht erweiterbar war, kaum zu fassen. Die Keramikfunde weisen auf eine mögliche Entstehung im 11. Jahrhundert hin, weitere Funde lassen eine Datierung in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu. Genauere Aussagen lassen sich erst nach der Auswertung des Grabungsmaterials treffen.

¹ Vgl. Friedrich 2000. Hier auch weitere Literaturhinweise.



Abb. 1: Karte von Romrod, Geddern und Umgebung.

Die für uns auch dendrochronologisch klar datierbare erste Hauptbauphase der Burganlage fällt in das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts. Innerhalb eines massiven Mauerrings wurden um einen zentralen Turm alle notwendigen Gebäude zwischen 1170 und 1192 in Holz errichtet. Nach 1190 und im 13. Jahrhundert wurden, beginnend mit dem zentralen Bergfried, sukzessive die Holzhäuser durch Steinbauten ersetzt. Nach dem Aussterben der Romröder Linie kam die Burg Ende des 14. Jahrhunderts in den Besitz der Landgrafen von Hessen, die dort einen Verwaltungssitz einrichteten. Im 16. Jahrhundert wurde sie durch den Marburger Schloßbaumeister Baldewein zu einem Jagdschloß in schlichten Formen der Renaissance umgebaut. Die heutige Gestalt der Schloßanlage entspricht im wesentlichen noch dieser grundlegenden Umgestaltung unter dem Landgrafen Ludwig IV. in den Jahren von 1578 bis 1587 (Abb. 3).

Integriert in die polygonale Ringmauer ist in der Nordostecke des Schloßhofes als ältester Teil die Außenmauer eines romanischen Wohnturms mit Eckquaderung aus Buckelquadern und zwei Biforenfenstern erhalten. In der Südostecke überragt ein spätgotischer Wohnturm, der so genannte Kanzleiturm, mit

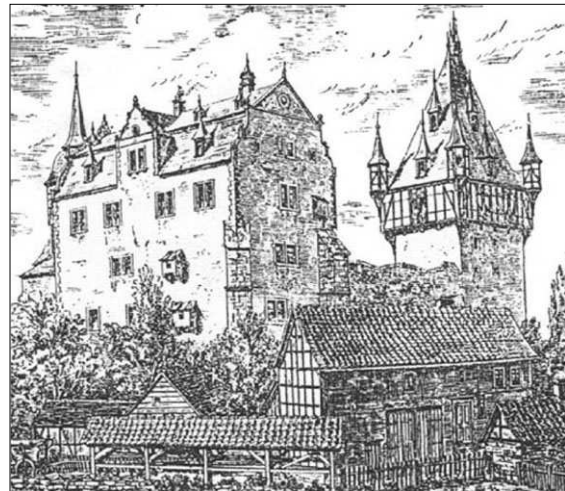


Abb. 2: Ansicht des Schlosses Romrod um 1910.

einem historistischen Fachwerkaufsatz und hohem Dachaufbau mit vier inzwischen wiederhergestellten Wichhäusern die Anlage. Der viergeschossige Herrenbau auf der Westseite, der seitlich über einen Treppenturm erschlossen wird, der anschließende Dienerbau und der Küchenbau im nördlichen Abschnitt der Ringmauer wurden in ihrer heutigen Form 1578-87 von Eberhardt Baldewein errichtet oder umgebaut.

Neben den noch erhaltenen Renaissancebauten existierten einige Wirtschaftsgebäude im Schloßbering, wie z. B. der Marstall, das Pfortenhaus, das Jägerhaus, das Backhaus, ein Brauhaus und ein Schlachthaus. Im 19. Jahrhundert wurde das Schloß stark umgebaut und dem Zeitgeschmack entsprechend romantisch überformt. In diesem Zusammenhang wurde die innere Bebauung der Ringmauer mit Wirtschaftsbauten abgerissen. Sie läßt sich heute nur noch anhand von Balkenlöchern und Fensteröffnungen in der Mauer erahnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Bauten als Wohnungen für Flüchtlinge genutzt. Seit etlichen Jahren stand die Anlage leer, wartete auf eine Sanierung und eine neue Nutzung. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz in Bonn kaufte das Anwesen 1997 und plante nach einer grundlegenden Sanierung dort ein Zentrum für Denkmalpflege einzurichten.

Im Rahmen der neuen Nutzung kam es zu einigen An- und Umbauten im Hofbereich des Schlosses. Sowohl aus statischen Gründen als auch aus denkmalpflegerischen Erwägungen mußte der Bauuntergrund archäologisch untersucht und dokumentiert werden. In diesem

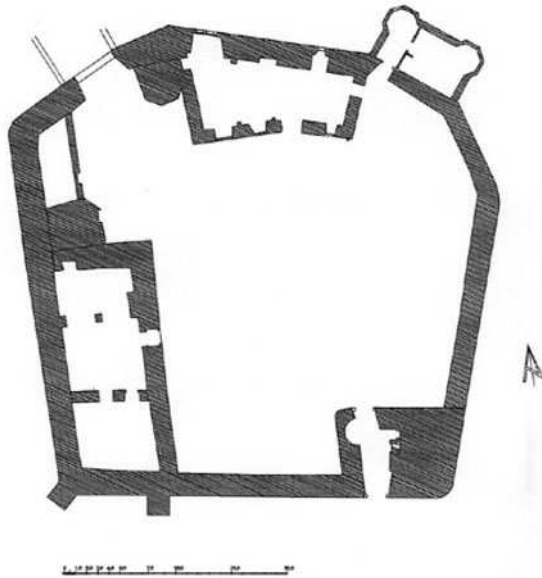


Abb. 3: Romrod, Grundriß der heutigen Schloßanlage.

Zusammenhang wurde die komplette bis dahin unbekannte Vorgängeranlage aus dem 12.-16. Jahrhundert ausgegraben. Während der fünf Jahre dauernden Grabung fanden sich in den verschiedenen Grabungshorizonten mindestens sechs verschiedene Typen von Bodenfliesen und zahlreiche, bisher noch nicht weiter untersuchte, fragmentierte Ofenkacheln aus unterschiedlichen Epochen. Die Fliesenfragmente, die sich zum großen Teil auf Grund ihrer Menge problemlos rekonstruieren lassen, wurden meist als Streufunde in Auffüllungen des 16.-18. Jahrhunderts, teilweise aber auch stratigrafisch datierbar gefunden. Sie geben uns einen Querschnitt durch die Fliesenbeläge der gotischen Burg Romrod.

Gedern, Wetteraukreis

Gedern wird erstmals 780 in einer Urkunde

des Klosters Lorsch genannt. Vermutlich eine Seitenlinie der Büdinger Herren, die Herren von Ortenberg, bauten hier im 13. Jahrhundert eine Burg. Durch Erbschaft kam die Burg im 14. Jahrhundert in den Besitz der Breuberger, dann nach dem Tod Eberhards von Breuberger 1323 an die Herren von Trimberg, 1376 an dessen Erben, die Herren von Eppstein-Königstein. Nach dem Aussterben dieser Linie übernahm Graf Ludwig von Stolberg-Königstein den Besitz. Mit ihm dürfte der Ausbau der Burg zu einem Renaissanceschloß begonnen haben. Im Rahmen verschiedener Erbteilungen errichtete 1677 die hier neu gegründete Linie Stolberg-Gedern, die 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, ihre Residenz. Die Hauptausbauphase der Burg zum heutigen Schloß fällt in diese Zeit. Bei der Mediatisierung der Herrschaft wurde Gedern 1806 dem Großherzogtum Hessen angegliedert. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurde das Schloß bewohnt, in dem Nachbarbau, der ehemaligen Brauerei wurde eine Schule untergebracht (Abb. 4). Inzwischen wurden Schloß und Brauerei saniert. Das Schloß dient der Stadt als Rathaus, in der ehemaligen Brauerei sollen altengerechte Wohnungen eingebaut werden.

Im Rahmen der sanierungsvorbereitenden Arbeiten in der ehemaligen Brauerei, einem Bau aus dem 16.-18. Jahrhundert, fanden sich auf dem Dachboden in Zweitverwendung mehrere Quadratmeter eines bekannten spätmittelalterlichen Fliesentyps mit dem Gesicht nach unten gelegt, gemischt mit einfachen Tonfliesen, wie sie durch Jahrhunderte als Bodenbelag für Fruchtböden üblich waren. Es handelt sich dabei vermutlich um Restbestände von Fliesenbelägen des Schlosses.

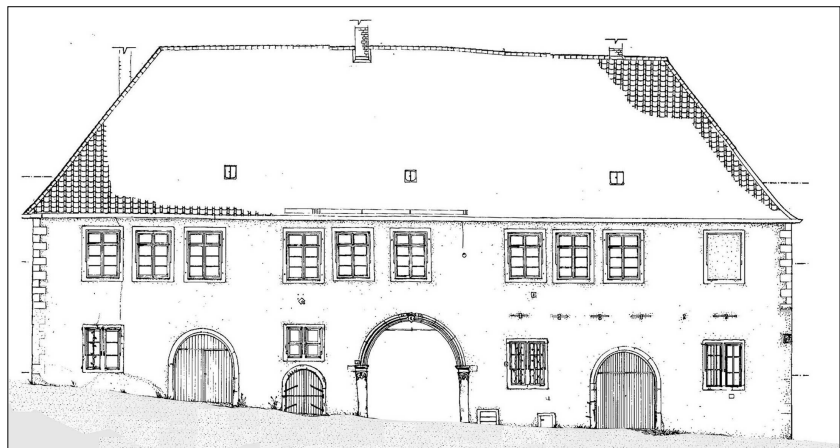


Abb. 4: Ehemalige Brauerei des Schlosses Gedern.

Die Funde

Rekonstruktion der Fliesentypen

Bei der Rekonstruktion der Bodenfliesen wurde der Computer zu Hilfe genommen. Mittels eines Grafikprogrammes wurden digitale Fotos der Fragmente übereinandergeschoben und zu einer weitgehend kompletten Fliese vereinigt. Die unterschiedlichen Farben der Teile wurden aneinander angepasst. Fehlstellen, für die kein passendes Fundstück existierte, wurden zeichnerisch ergänzt.



Abb. 5: Rekonstruktionsbeispiel:
Romrod, Typ 4.

Zur Typologie der Fliesen

Als Standardwerk über mittelalterliche Fliesen darf das dreibändige Opus von Eleonore Landgraf gelten.² Teilweise sind darin ähnliche Bodenfliesen abgebildet, identisch sind sie allerdings nie. Aufgrund der Akzeptanz dieses Werkes orientieren sich die Bezeichnungen der Dekore im folgenden Text an denjenigen von Frau Landgraf.

1. Katalog der Fliesenfunde von Romrod

▪ Typ 1

22 kleinere und größere Bruchstücke, z. T. mit Rand.

Zustand: Teilweise gut erhalten, teilweise stark abgetreten.

Größe: 18 × 18 cm, Stärke 2,5 cm.

Material: Rot brennender Ton, grob gemagert, schlecht durchgearbeitet.

Technik: Vertiefte Prägung, grobes Model.

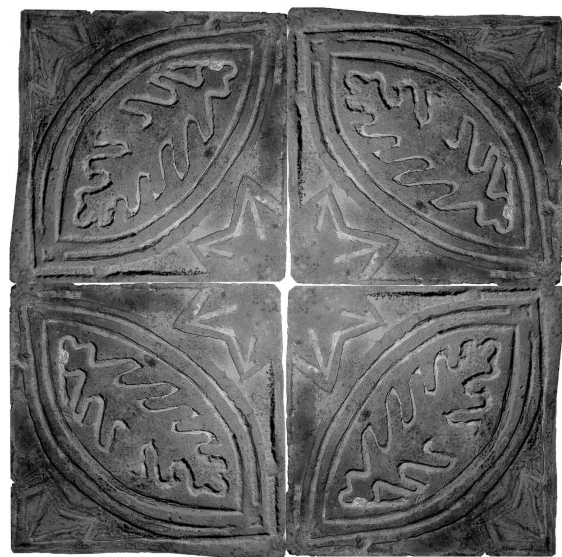


Abb. 6: Romrod, Typ 1.

² Landgraf 1993.

Rapport: Vier Fliesen ergeben ein Tableau.

Datierung: Um 1400.

Motiv: Symmetrisch geformtes Fiederblatt in zweifach gerahmtem Spitzoval. In den Zwickeln zwei ungleich große Zacken eines achtzackigen Sternes mit Rahmen und Mittelrippe.

Vergleich: Identische Fliesenfragmente im Regionalmuseum Alsfeld, sie sollen aus der Walpurgiskirche stammen; Landgraf H 222-229.

Herstellungsort: Die Fliesen wurden offensichtlich in einer der bekannten Töpfereien von Alsfeld hergestellt.

▪ Typ 2

Drei kleinere und größere Bruchstücke, teilweise mit Rand; Eckstück, eine Bruchkante, offenbar als Paßstück ohne Rücksicht auf das Muster vor dem Brand geschnitten; Ein Stück mit spiegelbildlichem Muster.

Größe: 2,7 cm stark, Größe der gesamten Fliese unbekannt.

Material: Rot brennender Ton, Eckstück gefrittet. Mittelgrob gemagert.

Technik: vertiefte Prägung, evtl. über Schablone geritzt, Rahmen einzeln mit kleinem Holzstück eingedrückt. Kanten leicht schräg beschnitten.

Rapport: Vermutlich ergeben vier Stück ein Tableau.

Datierung: Spätes 13. Jahrhundert.

Motiv: Rechteckig gerahmter Lilienstab, dia-



Abb. 7: Romrod, Typ 2.

gonal verlaufender Stengel und Lanzettblätter. Außen kleine viereckige Vertiefungen im Rahmen. Das genaue Bild ließ sich aus den Reststücken nicht ermitteln, da diese Stücke wohl von spiegelbildlichen Fliesen stammen.

Kein Vergleichsobjekt.

▪ Typ 3

Eckstück, zwei Bruchkanten, auf der Rückseite Abbruchspuren sichtbar.

Größe: 2 cm stark, gesamte Größe der Fliese etwa 18 × 18 cm.

Material: Hellrot brennender Ton.

Technik: Mischform aus vertiefter Prägung, relativ flach geprägt, Lilien mit Stempel hergestellt, Kanten schräg unterschnitten.

Rapport: ?

Datierung: 2. Hälfte 14. Jahrhundert.

Motiv: Dreifacher Viertelrond mit einge-

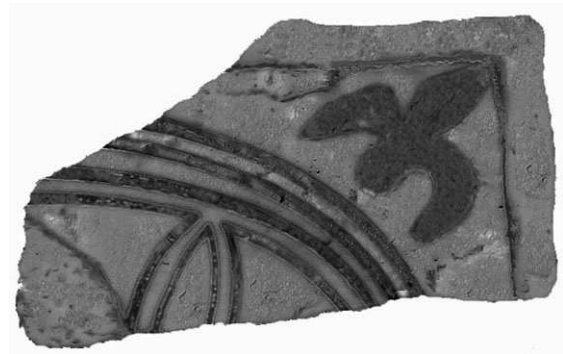


Abb. 8: Romrod, Typ 3.

schriebener, sechszipfliger Sternblume, in den Zwickeln heraldische Lilien.

▪ Typ 4

Vier Eckstücke, eines davon mit spiegelbildlichem Muster.

Zustand: Teilweise gut, teilweise stark abgetreten.

Material: Rot brennender Ton, grob gemagert, schlecht durchgearbeitet.

Größe: ca. 18 × 18 cm, Stärke 2,5 cm.

Technik: Vertiefte Prägung, über Schablone in lederfeuchten Ton geritzt. Tupfen mit stumpfen Griffel eingedrückt. Rahmen freihändig geritzt. Rückseite unbearbeitet.

Rapport: Die spiegelbildlich hergestellten Fliesen ergeben sowohl ein schräg verlaufendes Band als auch jeweils vier ein Tableau.

Datierung: Spätes 13. Jahrhundert.



Abb. 9: Romrod, Typ 4.

Motiv: Viereckiges, zart gerahmtes pflanzliches Motiv aus einer Schlingpflanze mit gefiedertem dreiteiligem Blatt, das auffällig gepunktet ist und hängender Blüte aus drei dreizipfligen Röhrenblüten, evtl. ein freie Variation aus Waldrebenblatt und Geißblattblüten, zwei einheimischen Waldpflanzen. Die Tupfen sollen offenbar die stark plastisch zwischen den Blattadern hervortretenden Blattflächen der jungen Waldrebenblätter darstellen.

Kein Vergleichsobjekt bekannt.

▪ Typ 5

Drei Stücke, eines davon etwa $\frac{1}{2}$ Kachel.

Zustand: Gut erhalten.

Größe: 18×18 cm, Stärke 2,5 cm.

Material: Rot brennender Ton.

Technik: Relief. Holzmodell aufgedrückt und nachgeschnitten. Dünne Stege im Untergrund zeigen Bearbeitungsspuren von der Herstellung des Holzmodells. Leicht schräg geschnittene Kanten. Rückseite grob und unbearbeitet.

Rapport: Vier Kacheln ergeben ein Tableau.

Datierung: 1. Hälfte 14. Jahrhundert.

Motiv: Flächige fünfteilige Blüte in der Mitte, in den Ecken $\frac{1}{4}$ Blüte mit insgesamt vier langen und vier kurzen Blütenblättern als Rapport.

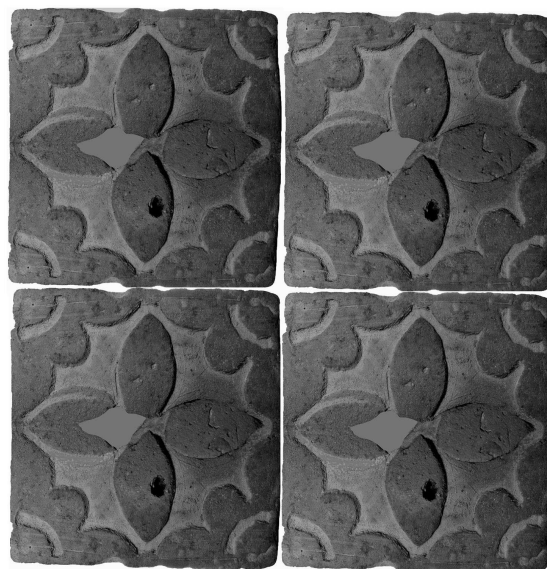


Abb. 10: Romrod, Typ 5.

Vergleich: Landgraf, L 39 und – mit diagonal angeordnetem Mittelblatt – LV 37, u. a. in Schloß Ortenberg / Hessen.

▪ Typ 6

Ein Bruchstück ohne Rand.

Zustand: Die angeraute Glasur hat durch die lange Lagerung im feuchten Untergrund stark gelitten.

Material: Heller, grau-beiger Ton, grüne bis leicht braune Glasur, mittelfein gemagert, gut durchgearbeitet.

Größe: 11×11 cm, Stärke 1,5 cm.

Technik: Flache Prägung, Rückseite mit nassem Pinsel oder Bürste geglättet.

Rapport: Rapport endlos.

Datierung: Um 1400.

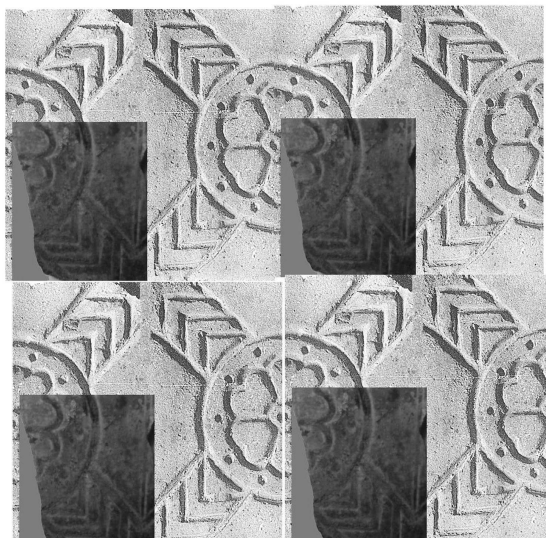
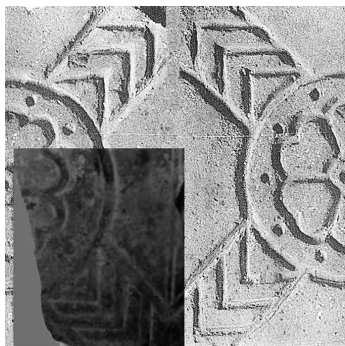


Abb. 11: Romrod, Typ 6.

Motiv: Breites Diagonalkreuz gefüllt mit drei rechtwinkligen Sparren. Fliese durch senkrecht verlaufende Rillen in vier Segmente aufgeteilt. In jedem Segment in einen Kreis eingeschrieben eine fünfblättrige Heckenrose aus Herzblättern, im Rand vermutlich zehn Punkte. Keine Mitte ganz erkennbar.

Vergleich: Landgraf O 28 und O 32, und Schallmayer/Weber Drh.9 und 10.

Dieser Typ kommt im südwestdeutschen Raum im 14. Jahrhundert häufiger braun gla-

siert vor. Die Vergleichsstücke O 28 stammen aus Kloster Bebenhausen / Ulm und ähnlich aus dem Frankfurter Raum. Ähnliche Fliesen wurden in der Burg Dreieichenhain gefunden. Bei diesen Fliesen bildet die Blüte allerdings immer den Mittelpunkt. Bei dem Romröder Exemplar werden für ein Muster zwei Fliesen benötigt.

2. Die Fliesen von Gedern

Komplette Fliesen, mehrere Quadratmeter.

Zustand: Meist weiche Rohware, die für einen zweiten Glasurbrand vorgesehen war, teilweise stark abgetreten.

Material: Rot brennender Ton, z. T. Reste von Gipsfüllung und brauner Glasur in den Rillen.

Größe: 18 × 18 cm, Stärke 2,5 cm.

Technik: Vertiefte Prägung, breite Rillen, für die Aufnahme von Gips und Glasur bestimmt. Die meisten Fliesen waren erst im Schrübrand, ein Exemplar mit Glasurbrand.

Rapport: Acht Fliesen ergeben ein rechteckiges Tableau.

Datierung: Nach 1500.

Motiv: Zweifaches symmetrisches Fiederblatt in Spitzoval, in zwei Ecken ein Viertel einer achtblättrigen Blüte mit vier Kelchblättern.

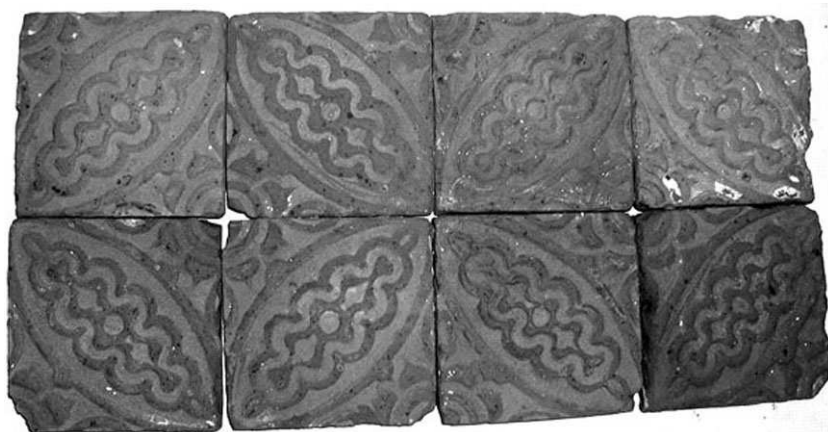


Abb. 12: Gederner Fliesen.

Vergleich: Landgraf H 57x. Die vier Fliesen ergeben zusammen das Muster, das auf den Fliesen H 280 bis H 286 in kleinem Format geprägt ist. Fast die gleiche Fliese findet sich in Ortenberg im Schloß. Das Muster wurde in Variationen im gesamten nordhessischen Raum hergestellt.

Résumé

Die neu entdeckten Fliesen aus Romrod datieren alle in die Blütezeit der Fliesenböden, das späte 13. und das 14. Jahrhundert. Sie stammen aus der gotischen Bau- bzw. Umbauphase der Burg. In diese Zeit fiel der Übergang der polychromen Fliesenböden aus verschiedenen Mustern zu einfarbigen, teppichartig wirkenden Böden aus einfarbigen Tonfliesen mit wenigen verschiedenen Mustern, die ihre Wirkung aus der Anordnung von vier oder acht auf Stoß verlegten Fliesen zu Tableaus bezogen.

Diese wesentlich preiswerter herzustellenden Fliesen ermöglichten erst die weite Verbreitung der Fliesenböden. Die zahlreichen kleinen Töpfereien waren ohne große Kenntnisse z. B. in der Herstellung von komplizierten Glasuren in der Lage, diese Fliesen in großen Mengen zu produzieren. Die gleichen Fliesen wurden ohne Unterschied für Kirchen, Burgen und Bürgerhäuser genutzt. Der Typ 1 fand sich bei Grabungen in der Walpurgiskirche in Alsfeld und wurde vermutlich auch in einer der dort urkundlich bekannten Töpfereien hergestellt. Die Fliese Typ 6 wurde vermutlich nicht in der Gegend von Romrod hergestellt, da sie völlig aus dem Rahmen der anderen Fundstücke fällt. Sie könnte aufgrund des Materials eher aus dem südhessischen Dieburg stammen.

Beim Vergleich der neu gefundenen Fliesen mit anderen hessischen Fundstücken fällt die erstaunlich geringe Anzahl von verschiedenen Mustern in Hessen auf. Die Models waren ähnlich, aber nicht gleich. Die verbreitete Theorie, die Handwerker seien mit ihren Models von Baustelle zu Baustelle gezogen, um vor Ort Fliesen herzustellen, wird damit unwahrscheinlich. Auch für einen Handel mit Models gibt es keinen Hinweis. Die Muster scheinen eher als Modeströmungen über Musterbücher oder durch eigene Anschauung der Bauherren oder Handwerker gewandert zu sein. Die Mo-

del wurden dann in den jeweiligen Töpfereien von den dortigen Handwerkern mit eigenen Abwandlungen hergestellt. Der Typ 1 mit dem Eichenblatt im Spitzoval findet sich in Variationen in ganz Hessen und hielt sich über Jahrhunderte. Die Gederner späte Variante aus dem 16. Jahrhundert zeigt uns gleichzeitig den Übergang von den gotischen unglasierten Tonböden zu den glasierten Fliesenböden der Renaissance. Die unglasierten Fliesen unterlagen aufgrund des weichen Materials einer sehr starken Abnutzung. Insofern war es logisch, daß mit Aufkommen einfacher herzustellender Glasuren, die auch die kleinen Töpfereien beherrschten, die Fliesen wieder glasiert wurden.

Die neu gefundenen Fliesen reihen sich weitgehend in die hessischen Muster der Gotik bzw. Renaissance ein. Die Typen, für die sich keine direkten Vergleichsobjekte finden ließen, gleichen zumindest bekannten Fliesen in der Grundstruktur des Motivs.

Eine Sonderstellung nimmt die Romröder Fliese mit dem Geißblatt ein. Für sie fand sich bisher kein vergleichbares Stück. Das Muster scheint eine eigenständige Idee eines künstlerisch veranlagten Modellschneiders darzustellen, der sich von den Pflanzen des umgebenden Waldes beeinflussen ließ.

Literatur

- Friedrich, Waltraud: Von der Holzburg der Herren von Romrod zum Sommersitz der Großherzöge von Darmstadt. Drei Jahre Grabungen und Bauhistorische Untersuchungen an Schloss Romrod im Vogelsberg, in: Denkmalpflege & Kulturgeschichte, hg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen, 2/2000, S. 39-47.
- Landgraf, Eleonore: Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150-1550. 3 Bände: Textband, Musterkatalog und Fundortkatalog, (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 14/1-3), Stuttgart 1993.
- Schallmayer, Egon und Weber, Gesine: Mittelalterliche Bodenfliesen aus dem Kreis Offenbach. In: Studien und Forschungen, NF Heft 17, Offenbach 2000.
- 750 Jahre Stadt Alsfeld, 1222-1972, Festschrift zur 750-Jahr-Feier der Stadt Alsfeld, herausgegeben vom Geschichts- und Museumsverein Alsfeld e. V., Alsfeld 1972.

Kazimierz Pospieszny

Das Verteidigungssystem der Deutschordens- burgen in Preußen im 13. und seine Modifikation im 14. Jahrhundert

Der Autor:

Kazimierz Pospieszny, Dr., wurde 1953 geboren und arbeitet seit 1982 am Schloßmuseum Marienburg/Malbork. 1992-1999 war er Kurator für Architektur der Marienburg sowie der Burg zu Marienwerder. Pospieszny hat verschiedene Beiträge zur Marienburg selbst, aber auch zu anderen Deutschordensburgen verfaßt. 1999 hat er an der Nicolaus Copernicus Universität zu Thorn/Toruń mit dem Thema: „Die Konventsburg des Deutschen Ordens zu Marienburg (Preußen), ihre bauarchitektonische Problematik und moderne konservatorische Interpretationen“ promoviert.

Das Hauptmerkmal der Konventsburgen des Deutschen Ordens in Preußen ist eine Verdichtung der Bebauung nach dem Prinzip des rechteckigen Turmkastells mit Binnenhof. Es wird allgemein in der Literatur hervorgehoben und als die Spitzenleistung der Burgenbaukunst angesehen. Die am häufigsten verbreitete Meinung geht von einer etappenweisen, eigenständigen Entwicklung des Burgkonzeptes schon in Preußen aus, die von anfangs unregelmäßigen Anlagen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zur „klassischen“ rechteckigen Konventsburg in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts reichte. Besonders stark wird dies von Karl-Heinz Clasen als ein Generationsprozess dargestellt.¹ Der Rechtecktypus wird als eine Verkörperung des Deutschen Ordens selbst angesehen. Diese Auffassung ist durch die jüngste Monographie zu den preußischen Konventsburgen bekräftigt worden, wenn auch mit verschiedenen Ausnahmen, Bedenken und Fragezeichen.² Gänzlich anderer Ansicht war Georg Dehio, der von einem in Süditalien ausgebildeten, nach Preußen importierten Modell ausging.³

Die ersten derartigen Bauten wurden bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts am Frischen Haff und auf der Frischen Nehrung errichtet: Die regelmäßige Komtursburg, die mit dem monumentalen Muster der imperialen, also kaiserlichen und königlichen Residenzen, verglichen werden kann.⁴ Ihr

¹ Clasen 1927.

² Torbus 1998, S. 297 (dort auch weitere Literatur).

³ Dehio 1914, S. 101-119. Die These Dehios, in der auch eine besondere Bedeutung Elbings nach 1251 hervorgehoben wird, wurde vor kurzem wieder aufgebracht, vgl. Kutzner 1995; Kutzner 2000; Pospieszny 1996; Pospieszny 1999.

⁴ Skibiński 1994.

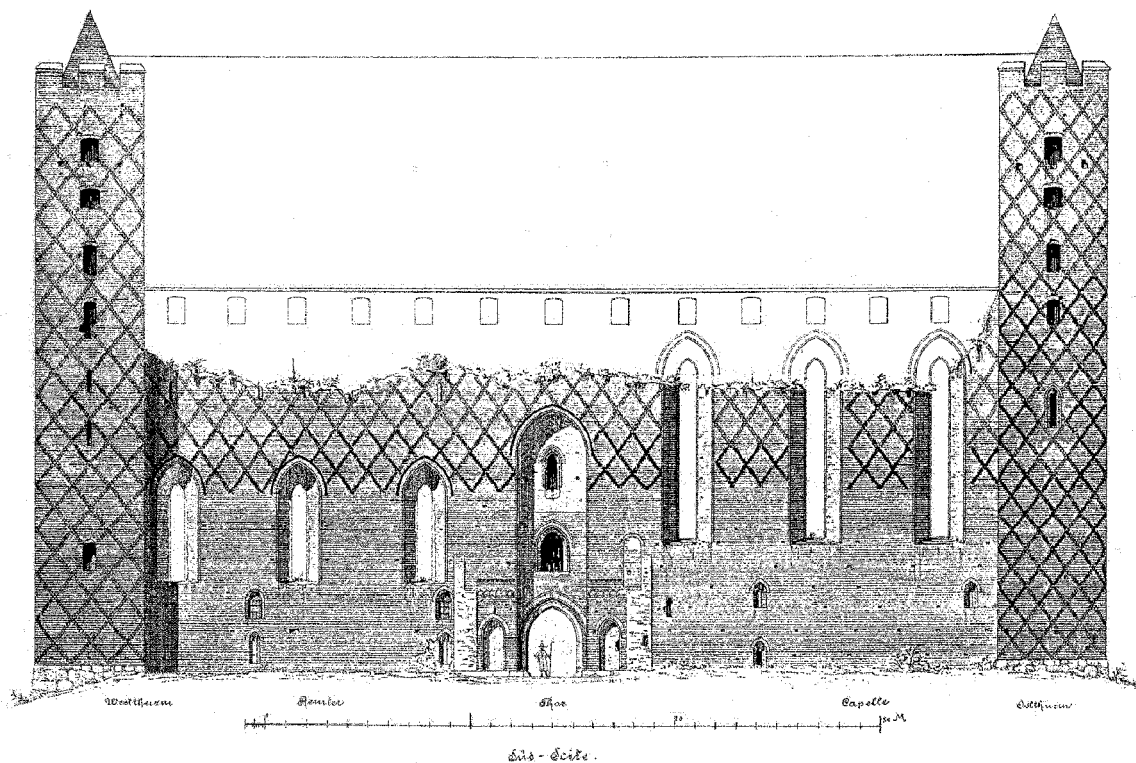


Abb.1: Rehdén/Radzyń Chelmiński. Einfahrtseite (Nordfassade) der Konventsburg des Deutschen Ordens, um 1320. Nach C. Steinbrecht.

wurde von der Burgenforschung jedoch keine als besonders erkannte Verteidigungseigenschaft zugesprochen.⁵ In der Literatur hat man zwar, soweit Bauanalysen der frühesten Ordensanlagen behandelt wurden, das Vorhandensein eines Hauptturmes (selten als „Bergfried“ bezeichnet) sowie von Ecktürmchen geradezu schablonenhaft als wehrhafte Elemente erwähnt.⁶ Die „Haupttürme“ wurden aber meist wegen ihres Symbolwertes höchstens als Wehrbauten wie etwa Wachtürme mit größerer Beachtung bedacht.⁷ Weniger achtete man dafür auf die Funktionsfähigkeit der einzelnen Bauteile, die ein integriertes Verteidigungssystem der Burg bilden konnten.⁸

⁵ Arsyński 1991; Arsyński 1995.

⁶ Torbus 1998, S. 301-303.

⁷ Vgl. Moos 1978, S. 36-79.

⁸ Nach Arsyński 1991, S. 111 u. Arsyński 1995, S. 171-177, funktionierten alle Wehrelemente, wie Hauptturm, Ecktürme, Wehrgang an der Mauerkrone, Parcham, Graben, Schießscharten usw. für sich und wurden bei einer unmittelbaren Gefahr oder einem Angriff ‚aktiviert‘. Das heißt, daß die Verteidigungslinien auf jeder Stellung eine sehr große Besatzung erforderten. Diese These widerspricht schon den früheren

Die Verwaltungszentren der ritterlichen Korporation, von denen die regulären kriegerischen ‚Reisen‘ ins heidnische Nachbarland ausgingen,⁹ waren immer auch durch Gegenangriffe gefährdet.¹⁰ In den vierflügeligen, hochstrukturierten Burgbauten mußte ein komplexes System organisiert werden, da die komplizierte Wohnungsorganisation im Gegensatz zur einfachen Mauerkurtine die Möglichkeit einer schnellen Reaktion auf örtlich wechselnde Angriffe verhinderte. Die Außenwände, die im Hauptgeschoß mit zahlreichen, großen Öffnungen „durchlöchert“ wurden, konnten die Sicherheit nicht in dem Maße gewährleisten wie eine Massivmauer oder eine einfache Steilwand (Abb. 1). Zur Gewährleistung der Sicherheitsanforderungen mußten die Burggebäude mit Türmen in einem Flankierungssystem oder oben mit einem Wehrgang auf der Mauerkrone versehen sein. Sie gehören alle zu den Elementen einer akti-

Erfahrungen des Ordens in Preußen sowie im Heiligen Lande.

⁹ Paravicini 1989, passim.

¹⁰ Arsyński 1991; Arsyński 1995, S. 123-132 u. 171-182.

ven Verteidigung, die die Unzugänglichkeit der Burg nun wieder gewährleisten konnten.¹¹

Die Versuche einer Definition der preußischen regelmäßigen Burg, die durch die alten, allseits bekannten Forscher der Wehrarchitektur des Ordensstaates (C. Steinbrecht, K.-H. Clasen, B. Schmid),¹² sowie die anderen prominenten Autoren unternommen wurde (B. Ebhardt, A. Tuulse, B. Guerquin, T. Chrzanowski, J. Kornecki),¹³ haben das Problem des Wehrsystems übersehen. Ihr Hauptaugenmerk galt entweder einer baugeschichtlichen Beschreibung und Einordnung dieser Bauten innerhalb der Architekturgeschichte des Ostseegebietes oder der Benennung ihrer castellologischen Problematik, sowie auch ihrer Bedeutung für die Kultur des lateinisch-christlichen Europa. Heute ist dagegen seit Jahren eine planimetrische Definition der Bauten als ein „reguläres, vierflügliges Viereck ringsum des Hofes“ zur Regel geworden.¹⁴ Eine detailliertere Beschreibung von Tomasz Torbus hat auf das zeitweise genutzte „durch die Wände getrennte flügelige Modell“ hingewiesen, welches in der Anfangsphase, also im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts zeitweilig eine dreiflügelige Form gebildet hat.¹⁵ Diese wurde endlich, wie Marian Arzyński bemerkte, mit dem Hauptturm ausgestattet, „der eine kubische Dichtheit der Burg zerreißt“.¹⁶

Im Gegensatz dazu hat kürzlich Marian Kutzner aufs Neue den Konventsitz des Deutschen Ordens in Preußen, unter der Berücksichtigung der alten These von Dehio¹⁷ mit dem Begriff einer Turmburg definiert. „Der kubische Baukörper des Haupthauses“ sei – dem Autoren zufolge – „einem auf weitem, künstlichem Plateau allein stehenden Turm ähnlich – erinnert sehr an ältere (aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende) Donjons der

¹¹ Bogdanowski 1997, S. 59 ff., dort auch Systematik der Wehrarchitektur in den Zeichnungen, S. 235-487.

¹² Steinbrecht 1888; Clasen 1927, S. 187-210; Schmid, 1955, S. 17.

¹³ Ebhardt 1939, S. 479-480; Tuulse 1984, S. 47; Chrzanowski/Kornecki 1995, S. 96.

¹⁴ Skibiński 1994, S. 27. Diese Auffassung ging von der „Randhauskonzeption“ des Kastelltypus aus, die auf Abriegeln und Verdichtung der Burgbebauung beruht, vgl. Meckseper 1975, S. 141-143.

¹⁵ Torbus 1998, S. 88-145, 297.

¹⁶ Arzyński 1995, S. 149-151; Jähning 1990.

¹⁷ S. Anm. 3; vgl. Schuchardt 1931, S. 285, 289.

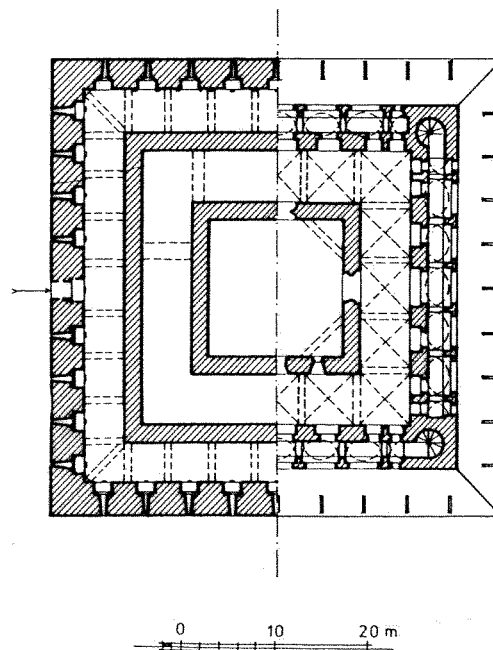


Abb. 2: Lucera (Apulien), Kastellburg von Friedrich II., um 1240. Idealrekonstruktion des Wehr- und ersten Wohngeschosses. Nach Verfasser.

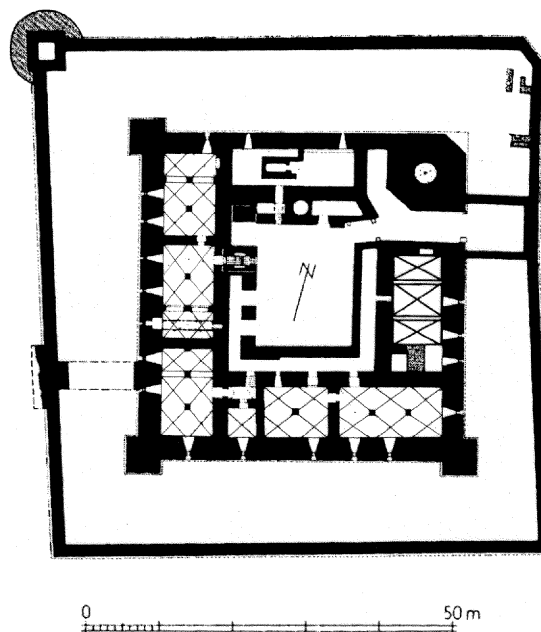


Abb. 3: Straßburg/Brodnicza. Kellergeschoß der Deutschordensburg und des Bergfrieds, vor 1387. Nach T. Torbas.

anglonormannischen Burganlagen auf beiden Seiten des Ärmelkanals“.¹⁸ Er hat hierbei auf die „brunnenartigen“ oder auch „stollenartigen“ Innenhöfe verwiesen, für die die Kastle und Residenzen Friedrichs II. in Süditalien

¹⁸ Kutzner 2000, S. 284.

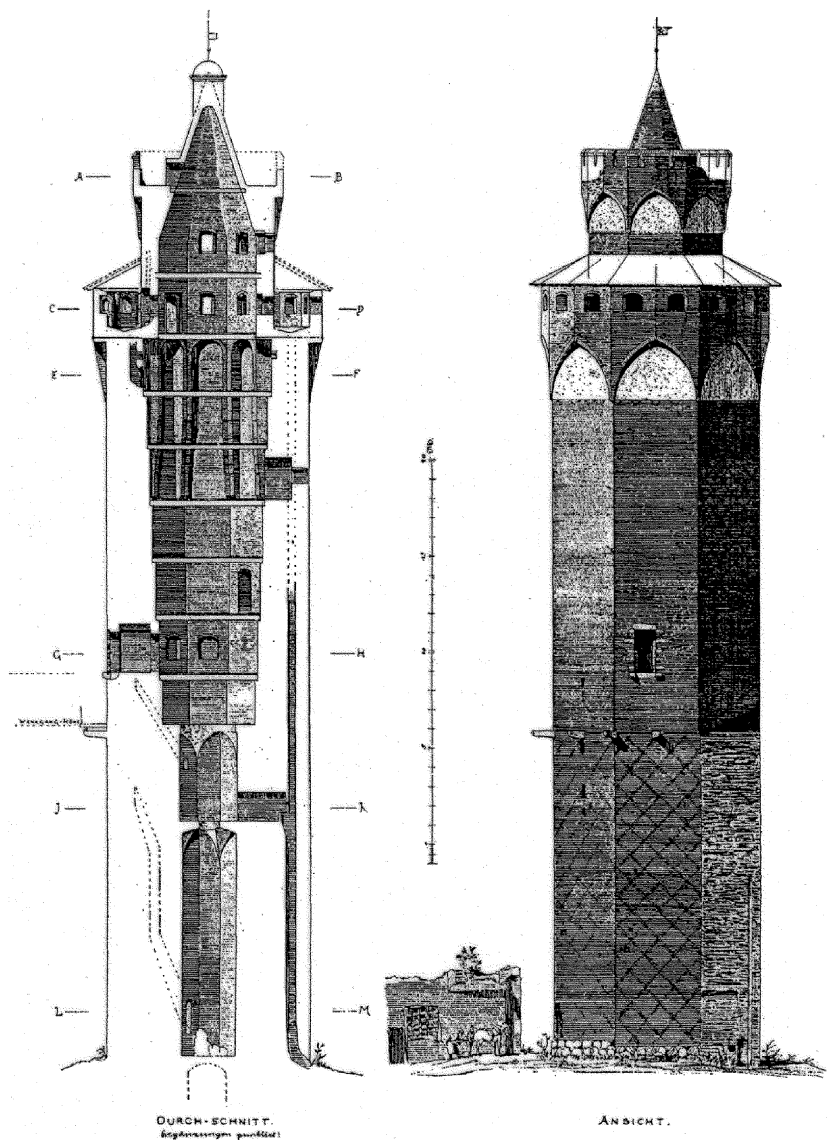


Abb. 4: Straßburg/Brodnica.
Querschnitt durch den
Bergfried. Nach C. Stein-
brecht.

charakteristisch sind (Abb. 2). Schauen wir uns die vorgelegte Definition des Burgtypus unter dem Gesichtspunkt der Verteidigungsstruktur an.

Hauptkennzeichen der Turmkonstruktion sind Vertikalismus und Richtungslosigkeit im Umfang der Außenmauer. Christopher Herrmann stellt eine radikale Definition auf: „Der Turm ist ein Gebäude, dessen Höhe die Breite übertrifft“ und „[...] tendiert zur Allansichtigkeit“.¹⁹ Doch die Bearbeiter der Burgenproblematik des Nahen Ostens und Südeuropas erkennen als das Vertikalismus-Kriterium bereits die Zweigeschossigkeit an.²⁰ Es geht also um die konstruktive Einheit und Verbindlichkeit der Wände zueinander, sowie

bindlichkeit der Wände zueinander, sowie die gleichzeitige Errichtung der Mauer in jeder Phase des Bauvorgangs. Es geht hier nicht nur um die Verbindung der gleichen Geschoßniveaus, sondern auch um eine vertikale Auflösung der Kommunikationsverbindungen, die auf das oberste Geschoß führen sollten. Im Fall des wehrhaften Wohnturms wurde der Wehrgang auf der Mauerkrone mit einem Zinnenkranz versehen und war für die Besatzung immer zugänglich, was eben ein Element der aktiven Verteidigung ist. Die glatten Außenmauern, die mit kleinen Schlitzfenstern erst im zweiten oder dritten Geschoß versehen wurden, garantierten einen hohen Grad der Unzugänglichkeit und sind in der Regel als passives Element anzusprechen. Der englisch-normannische „shell-keep“ hat diese Erfordernisse mit zwei Wendeltreppen erfüllt. Die-

¹⁹ Herrmann 1995, S. 13.

²⁰ Leistikow 1989, S. 341-372; Biller 1989, S. 105-136.

Abb. 5: Marienburg/Malbork. Idealrekonstruktion der Deutschordensburg als Komtursitz um 1280 (erste Anlage). Nach C. Steinbrecht.

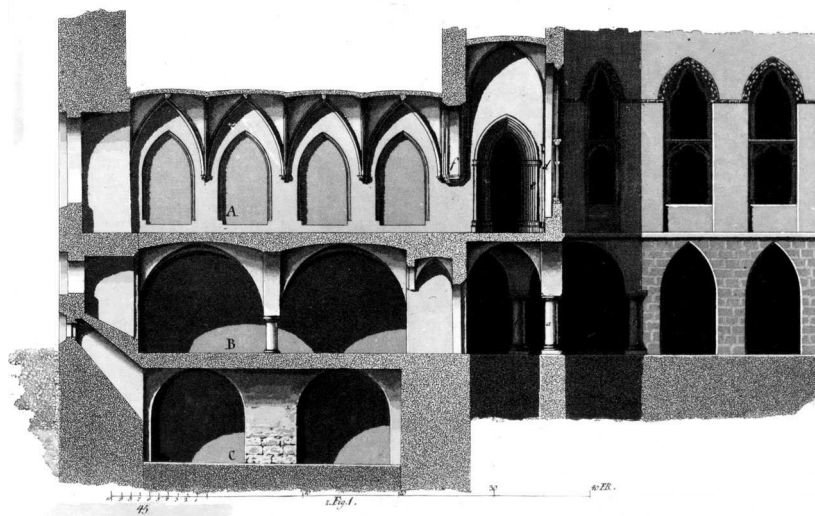
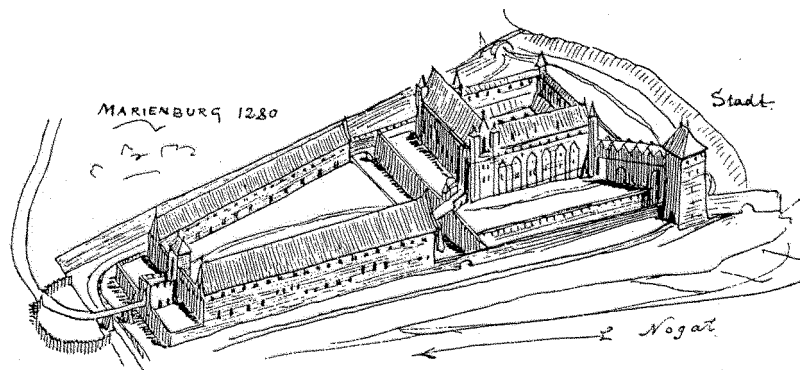


Abb. 6: Marienburg/Malbork, die Deutschordensburg als Hauptkonventhaus. Querschnitt durch den Westflügel und Kreuzgang mit Ansicht eines Abschnitts der Hofwand. Gez. von F. Rabe, gest. F. Frick 1799.

se wurden gewöhnlich diagonal in den Ecken des Turmgevierts angeordnet (z. B. Rochester, Dover, Tower of London).²¹

Es stellt sich die Frage: Entsprachen die Deutschordensburgen in Preußen der Definition einer strukturellen Turmkonstruktion mit einem „Schacht“ als Binnenhof, oder wurden sie nur oberflächlich diesem Typus zugeordnet? Ein gutes Beispiel als ein mittelbarer Beweis dafür ist der Hauptturm des Ordenschlosses, in der Literatur „der Bergfried“ genannt.²² Seine Konstruktion im Fall der preußischen Burgen hat sicherlich die Position des Stifters ausgesprochen, seiner Bezeichnung nach erfüllte er jedoch die Funktion einer Zuflucht und eines letzten Verteidigungspunktes (Abb. 3, 4).

²¹ Brown 1977, S. 52-94 u. 116-119.

²² Unter diesem Namen tritt er schon in der ordenszeitlichen, deutschsprachigen Chronik von Nicolaus Jeroschin auf (Jeroschin 1861, S. 447).

Die Kapazität derartiger Türme stand zwar in Bezug zur jeweiligen Konventsgröße,²³ war jedoch beschränkt. Ein räumlich kleiner Turm konnte nicht der ganzen, zahlreichen Besatzung als Zufluchtsstätte dienen.²⁴ Für die mit einigen Dutzend Brüdern, den Halbbrüdern

²³ Wie die Konventshausgröße von der Bruderzahl abhängig war, zeigen proportional kleine Burgen, z. B. Papau oder Gollub, die um ein Viertel kleiner sind als Rehden oder Mewe.

²⁴ Dies folgt der weiteren Forschung. Im Fall der früheren Holz-Erde-Anlagen könnten wir die in der Chronik von Peter Dusburg (1861, S. 125 f.) aufgezeigte Funktion eines Turms, die K.-H. Clasen (1927, S. 29) bestätigt, völlig akzeptieren: „[...] Burg Birgelau [...] 1263 wird sie von den Aufständischen angegriffen, die Besatzung rettet sich in einen Turm und entgeht so der Vernichtung; ein Beweis, daß dieser Turm bereits aus Stein war, wird damit nicht gegeben, auch Brandenburg hat 1266 noch einen Holzturm.“ Eine bemerkenswerte These im Verhältnis zu den großen, sog. klassischen Konventsburgen hat schon vor langer Zeit O. Piper formuliert: „Die Ordensburgen entbehrten der Regel nach eines Berchfrits, der bei der großen Zahl der Bewohner doch jedenfalls als Rückzugswerk nicht hätte dienen können.“ Piper 1912, neue Aufl. 1995, S. 602.



Abb. 7: Marienburg/Malbork. Das Deutschordens-Hauptkonventshaus (nach der Restaurierung 1882-1901 und Beseitigung der Kriegsschäden bzw. Wiederaufbau 1964-1976). Ansicht von Norden, Foto. L. Okoński 1992.

(Graumäntlern) und Dienern (im 15. Jahrhundert auch Söldnern) manchmal mehr als einhundert Personen zählende Konventsmannschaft konnte als letzte Verteidigungsstelle nur das ganze Konventshaus dienen.²⁵ Diesem Prinzip nach – der Ordensregel gemäß – baute man in der zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts – was bereits angedeutet wurde – die ersten rechteckigen Konventshäuser. Die steilen Haupttürme im Bergfriedtypus sollte man als eine Modifikation des turmlosen Konzeptes aus der Zeit von 1300 verstehen. Die Zufluchtstürme sind dank des Zugangs von der Wehrgangebene an der Mauerkrone des Konventshauses das nächste und letzte Element eines mehrstufigen Wehrsystems, die in die homogene Baustruktur des ersten Kastellkonzeptes eingepaßt wurden.

²⁵ Im Jahre 1386 zählte die Besatzung des Elbinger Konventshauses an die 155 Personen. Für die Betrachtung der Konventsburg im Ganzen als einer Verteidigungsanlage überzeugt eine Platzierung der Versorgungsspeicher und der Ausrüstung wie Nahrungsmittel im Haus, über dem Hauptgeschoß, und am letzten Geschoß, im sog. „Wehrgangspeicher“, vgl. Jähning 1990, S. 52 u. 62; Jähning 1995, S. 127 u. 131-133.

Das Wirkungsschema des Systems, welches einmal am Beispiel der Marienburg,²⁶ einer Burg aus der Gruppe der drei ersten Ordensburgen im so genannten Konventshaus-typus, dargestellt wird, zeigt alle Merkmale dieser Typisierung (Abb. 5).²⁷ Die Hauptbedeutung haben dort die konzentrisch gedachten, dichten „Panzer“ der verdoppelten Verteidigungslinien. Die erste wird außerhalb des Hauses von einer Umfassungsmauer mit Wassergraben weit draußen sowie hohen Terrassen im Innern (Rangierebene) gebildet und war oft mit Schießscharten ausgestattet. Dies diente der passiven wie auch der aktiven Verteidigung. Die zweite war die passive mehrgeschossige Schildmauer des Konventshauses. Beide waren oben mit Wehrgängen gesichert.²⁸ Die Effektivität des Wehrsystems war von der Organisation abhängig, in der Kommunikationswege die wichtigste Rolle spielten. Die Außenwände wurden der senkrechten Burgkonstruktion gemäß mit Wendeltreppen ausgestattet, von denen zwei diagonal in den Ecken situiert waren, was einen leichten Zugang vom Hauptgeschoß zum Wehrgang ermöglichte.

Vom Widerspruch zwischen dem Wehrturm-Sicherheitssystem und der Organisation der Wohnräume zeugen die Schwierigkeiten bei der Belichtung.²⁹ Es handelte sich um den überdachten Kreuzgang rings um den Hof im Hauptgeschoßniveau als zweistöckige Konstruktion, der die Wände des Gebäudes verschattete (Abb. 6). Zum Obergeschoß des Kreuzgangs führte eine eigene Treppe vom Hof. Diese Treppe wurde schon im ursprünglichen Burgkonzept festgelegt, da die vertika-

²⁶ Pospieszny 2000, S. 91-100.

²⁷ Brandenburg, Marienburg, Lochstedt als Nachfolger der musterbildlichen Elbing, vgl. Pospieszny 1996, S. 185.

²⁸ S. Anm. 25.

²⁹ Eine nicht bewiesene Erklärung der Funktionstruktur des Konventshauses mit dem Hauptgeschoß auf dem zweiten Stock und der Unterordnung ihrer Klosterfunktion unter den Verteidigungsfaktor stellte kürzlich Arzyński 1991, S. 109; Arzyński 1995, S. 173, vor, nach dem die „wichtigsten Räume, die dieser Funktion dienen sollten, wie Kapelle, Kapitelsaal, Remter usw., und die in einem Mönchkloster den Erdgeschoßteil der einzelnen Flügel eingenommen hatte, nun auf die Ebene des ersten Geschosses verlegt worden waren. Mit dieser Anordnung wurden die für das Klosterprogramm wichtigen Fensteröffnungen aus der Gefahrenzone der unteren Bereiche der Verteidigungsmauern entfernt.“

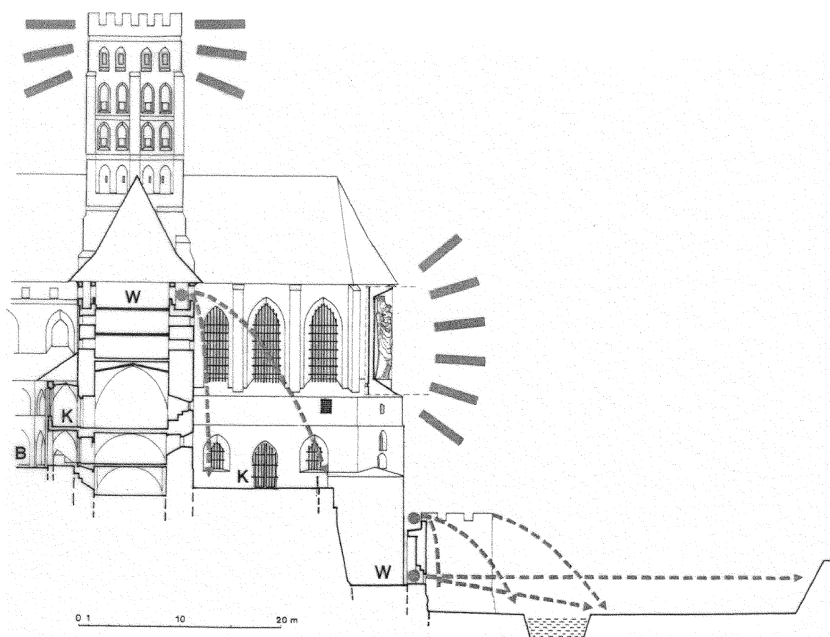


Abb. 8: Marienburg/Malbork. Querschnitt durch den Ostflügel des Konventhauses mit dem Schema des Verteidigungssystems um 1340 (symbolische Wirkung der Madonnenfigur und des Glockenturmes strahlenförmig markiert). Nach Verfasser.

len Kommunikationszüge in der Umfassungsmauer auf Höhe des Hauptgeschosses begannen. Der Kreuzgang bedeutete eine gravierende Verletzung und „Auflockerung“ des Turmcharakters.

Die Definition des architektonischen Typus, welche das Marienburger Konventshaus repräsentierte, ist also ein viereckiger Wohnturm mit Kreuzganghof. Die ganze innere Wohnstruktur mit allen Wohnräumen, Sakralräumen, Verteidigungselementen, Kommunikationsverbindungen usw. wurden wie beim Donjon-Typus als funktionsfähiges Ganzes bei der Planung festgelegt und in der Umfassungsmauer des Hauses „versteckt“. Es geht aber nicht um die steilen Dächer und dekorativen Stab- oder Türmchengiebel, die in diesem Fall eine Konsequenz der Bauausführung durch die zisterziensisch-brandenburgische Bauwerkstatt³⁰ sowie ein Zeichen des hohen Rangs dieses Gebäudes waren. Es ist selbstverständlich, daß in den Umrißmauern des Baues, die die primäre Wehrturmstruktur konsequent beibehalten hatten, kein schlanker Bergfried, also sekundärer Verteidigungsturm, eingesetzt sein sollte (Abb. 7).

³⁰ Die Zutaten der brandenburgisch-zisterziensischen Backsteinwerkstatt erklären uns gut die Unterschiede zum selben regulären Burgentypus aus dem damaligen Nordbereich des Ordenslandes, also aus dem Natursteingebiet in Estland, wie Kuressaare (Arensburg), vgl. Altoo 1993, S. 13-18.

Die Türmchenzutaten und steilen Dächer, die innerhalb, auf und außerhalb der Mauer des prinzipiell als Turmcastell errichteten Anlage gebaut sind, widersprachen der ursprünglichen, strukturellen Baulegik. Wenn der Weg am Anfang durch das Einfahrttor zum Hof und weiter über eine Treppe zum Hauptgeschoß führte, wurde er in seinem zweiten Abschnitt mit einer typischen Turm- oder Wendeltreppe in der Umfassungsmauer zum Wehrgang fortgesetzt. Eine bewußte Bereicherung des Bautypus mit einem prozessionellen, zweigeschossigen Kreuzgang hat über den monastischen Charakter der ritterlichen Residenz entschieden.³¹ So ist letztendlich das ritterliche Klosterkastell als ein neuer Typus entstanden.

Das Wesen der Abwehrstrategie der Marienburg war die Aufrechterhaltung der Unzugänglichkeit des Hauses, das in seiner Baukonstruktion als ein monolithisches Ganzes gedacht war. Sicherheit sollte durch die zwei Abwehrlinien garantiert werden, die die passiven Wehrelemente, wie der Wassergraben und zum Teil geböschte, steile Mauerschilde einerseits und die Wehrgänge auf der Mauerkrone als Positionen der aktiven und überhöhten Verteidigung andererseits gebildet haben. Die Schießscharten, die einen horizontalen Beschuß ermöglichten und die eine Konter-

³¹ Über die Begriffe „Haus“ und „Burg/castrum“ schrieb Arsyński 1995, S. 229-230; vgl. Dygo 2000, S. 53-58.

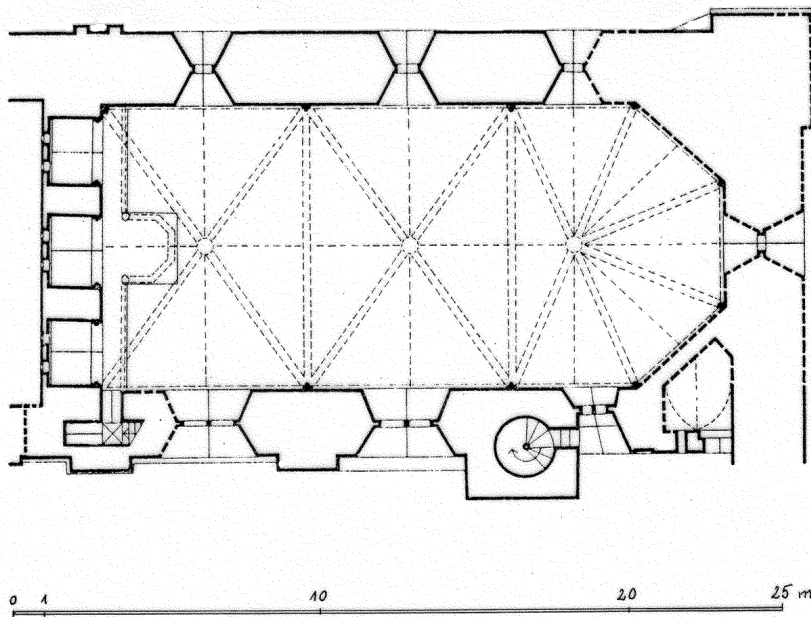


Abb. 9: Marienburg/Malbork. Hauptgeschoß, Grundriß der ersten Konventskirche. Schnitt auf der Fenster-ebene. Nach M. Kilarski.

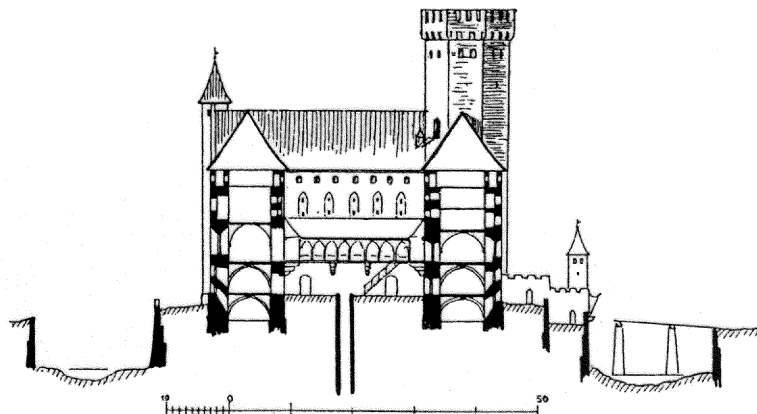
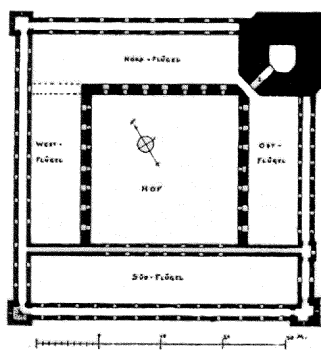


Abb. 10: Mewe/Gniew. Die Deutschordensburg um 1300. Wehrgangsgeschoß auf dem Niveau des abgerissenen Bergfrieds und Querschnitt. Rekonstruktionszeichnung nach C. Steinbrecht.

escarpe sowie ein Wassergraben als effektives Hindernis erfordern, wurden nur in der ersten Linie, also der äußeren Wehrmauer, in den Nischen untergebracht (Abb. 8). Dieser erste Verteidigungsring (die ganze Vorburg) mußte mit Söldnern, Knechten, darunter auch Bogenschützen, besetzt werden, wobei auch die ritterliche Kavallerie mitwirkte, das zweite Verteidigungsniveau der Konventsburg mit Halbbrüdern (Graumäntler, Söldner) am zweiten, inneren Wehrmauerring und die letzte Verteidigungsstellung auf der Mauerkrone des Konventsgebäudes schließlich mit den Ritterbrüdern selbst.

Ein Qualitätswandel im Rahmen des Verteidigungssystems erfolgte um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert und umfaßte nur

diese letzte Defensivstellung der Ordensbrüder an der Krone des Konventgebäudes, aus der aber ein neuer Burgteil resultierte – ein Bergfried. Die grundsätzlichen Elemente des Bautypus wurden dagegen beibehalten.³² Die Ursache lag in den großen Fenstern der Umfassungsmauer des Wohnturms, die seit dieser Zeit als Öffnungen der Konventsräume gebaut oder sekundär nach einem Umbau dort eingepaßt worden sind. So sind die lanzettenartigen, schwer zugänglichen Fenster im Haupt-

³² Erst nach einer gewissen Zeit, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, wurde die seit dem 13. Jahrhundert bei der Westwand der Burgkirche situierten Brüderinfimerien, die sog. „Zwischenräume“, aus dem regulären Konzept beseitigt und im Falle der Großkonventburgen vor das Konventhaus verlegt, vgl. Pospieszny 1998, S. 109-133.



Abb. 11: Mewe/Gniew. Das Deutschordenshaus. Baunaht an der Ostfassade beim Bergfried (s. Pfeil), in der Nähe des sekundär eingepassten Einfahrtstores (1422). Foto Verfasser.

geschoß der ersten Marienburg, im Vergleich zu den Kirchenfenstern der Hofwand evident wehrhaft (Abb. 9). Mit Verwendung diesen ‚Löcher‘ im Wandschild vergrößerten sich dagegen die Möglichkeiten eines feindlichen Eindringens in die Burg und sogar die unbemerkte Öffnung des Haupttores ungemein.³³

Für die Wandlungen des ersten preußischen Kastellmodells kann man auf den gotischen Stil selbst hinweisen, der vor allem die Idee des Lichts in die Architektur einführte.³⁴ Ihr übermäßiger Drang zu großflächigen Öffnungen, die viel Licht in die Wohnräume hineinließen, verlangte nach der Einführung eines Baumodus des Hauptgeschosses mit nicht wehrhaften Fensteröffnungen und unmittelbar darauf nach einer Modernisierung

³³ Vgl. Torbus 1998, S. 154.

³⁴ Nach O. v. Simson, der den Schaffensprozeß von Abt Suger in St. Denis analysiert hat, geht es hier um eine einzigartige Übersetzung der Licht- und Musiktheologie auf die Architektursprache, was dem gotischen Stil entsprach (Simson 1989, S. 180). Infolge solcher schöpferischen Verlagerung ist die „diaphane Struktur“ (Terminus nach Jantzen) der Kathedrale entstanden, vgl. Ohly 1977, S. 248 ff.

der Abwehrstrategie der turmlosen Kastellburgen.³⁵

Ein gutes Beispiel solchen Wandels sind Burgen, die während der Bauzeit von dieser neuen Option „überrascht“ wurden. Im Fall der Konventsburg Mewe an der Weichsel hatte der Baumeister, der die Umfassungsmauer schon bis zur Höhe der Kirchenfensterbänke am Hauptgeschoß errichtet hatte, plötzlich eine Entscheidung der Bauherren für den Bau großer Fenster erhalten, verbunden mit der Auflage, auch nach dieser Änderung die Sicherheit zu gewährleisten.

Die Baunahte am Rande des Bergfried-Bereiches zeigen, daß der untere Teil des

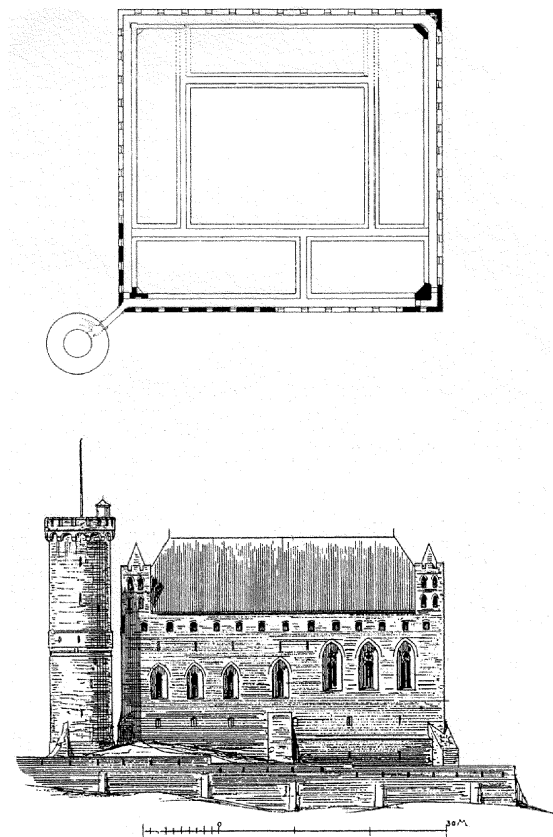


Abb. 12: Gollub/Golub. Grundriß des Wehrganges und die Hauptfassade (Kirchenflügel) mit Bergfried, z. T. rekonstruiert. Nach C. Steinbrecht.

³⁵ Diese allgemeine Tendenz hat schon bei der Stilanalyse der abendländischen und deutschen Burgbauten T. Biller bemerkt und ausführlich als „den Einfluß Frankreichs im 13. Jahrhundert“ beschrieben (Biller 1998, S. 156-171; Biller, 1998, S. 95-99): „Die geschlossene öfFnungsarme Wand bleibt nicht nur ästhetisches Merkmal der klassischen Adelsburg, sondern eben auch unabdingbares Merkmal ihrer Wehrfunktion“.



Abb 13: Gollub/Golub. Teil der Westfassade mit Einfahrtstor und Bergfried. Zustand 2000. Foto Verfasser.

Turmes sekundär, nach dem inzwischen geänderten Prinzip des Konventhaustypus, mit dem vorherigen Abbruch der bereits errichteten Burgmauer errichtet worden ist (Abb. 10). Die Eckkonstruktion wurde – nach den bisherigen Bauforschungen³⁶ – mit der ganzen Umfassungsmauer auf die Höhe der Fensterbänke des Hauptgeschosses heraufgeführt. Dann wurde die Kastelecke abgebrochen und an ihrer Stelle ein mächtig fundamentierter Bergfried erbaut. Der Mauerblock, der zuerst separat ohne Verband mit der Mauerkurtine errichtet worden ist, wurde dann, nach der Angleichung der Höhe im Verband mit dieser weiter hochgezogen.

Die Einpassung der so genannten Haupttürme in das ursprüngliche, turmlose Konzept der Kastellburg, deren Hauptaufgabe – trotz einer zweifellos symbolischen Bedeutung – die einer Zufluchts- und letzten Verteidigungsstelle war,³⁷ kennzeichnete im Fall der Konvents-, aber auch der Kapitel- und Bischofsburgen in Preußen wesentlich eine Form des Stilwandels von der Romanik zur Gotik. Die durchbrochenen Wände der hellbeleuchteten Räume der Kirche, des Kapitel-

saals, des Remters sowie der Ämterzimmer garantierten aber nicht, wie zuvor, eine Sicherung durch den Mauer Schild des monumentalen Turmbaus. Ein allgemeiner Ausbau der Bergfriede im 14. Jahrhundert im Rahmen der regulären und irregulären Konventsburgen zeigt, daß trotz einer Unterhaltung der aktiven Verteidigungsebene an der Mauerkrone ein letzter Verteidigungspunkt und ein Ort zum Warten auf den Einsatz als ein neues Element in der Wehrtaktik des Konvents saals notwendig war.³⁸ Es ist charakteristisch, daß der Bergfried im Burgkonzept gegenüber dem Wohnflügel mit der Schloßkirche gelegen war. Eine derartige funktionale Lösung ermöglichte den Verteidigern die Gelegenheit eines schnellen und sicheren Rückzugs (bei Blockierung eines Abschnitts des Wehrgangs) nach beiden Seiten und gewährleistete Abwehrstellungen an der Mauerkrone zur Abschneidung des Zugangsweges der Angreifer.³⁹ Besonders instruktiv ist hier das beschriebene Beispiel der Burg Mewe oder auch der Burg Golub (die Position des Bergfrieds ist von der topographischen Lage der Burg abhängig). Die Wehrgänge auf der Mauerkrone des Kastells zeigen, daß nur der Kapellen-

³⁶ Eine archäologische Sondierung ist am Fundamentfuß des Bergfrieds zu Mewe (Archäologisches Museum zu Danzig) in kürzerer Zeit vorgesehen.

³⁷ Torbus 1998, vgl. Stichwort: Bergfried, S. 871. In der Analyse der Beispiele, wie des Bergfrieds der Konventsburg Straßburg, beachtet der Autor mehr seine symbolische als die echt wehrhafte Bedeutung, genannt „Machtdemonstration“, S. 170 f.

³⁸ Zum Wehrsystem des Ordensstaates vgl. Arsyński 1995, S. 178-182.

³⁹ Die gemeinsame Komposition der Wehrelemente schließt die Hypothese einer ‚spontanen‘ Organisation der Verteidigung in einzelnen Räumen des Konventhauses aus, es handelt sich also um das Mustermodell „des unsinkbaren Schiffs“ (Arsyński 1995, S. 172).

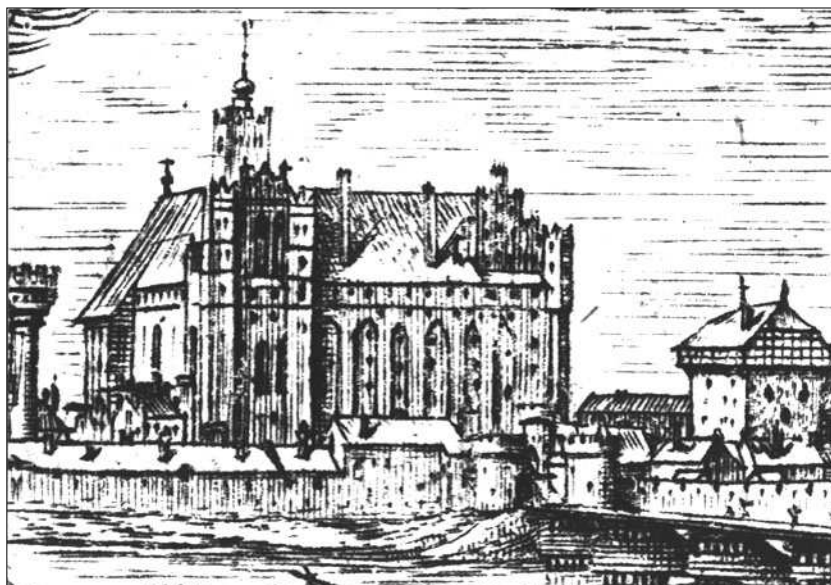


Abb. 14: Marienburg/Malbork. Ansicht von der Nogatseite mit Danskerturm am linken Bildrand. Detail einer Radierung von W. Hondius von 1643.

flügel – sicher mit großen Fenstern – von oben besonders gesichert sein sollte, also Verbindungs- und Versorgungswege notwendig waren (Abb. 11, 12, 13).

Eine der ersten Burgen, die seit Baubeginn große Fenster an den Außenwänden des Hauptgeschosses erhielt, war die Komturburg Lochstedt auf der Frischen Nehrung.⁴⁰ Die erste Etappe des Burgbaus, inklusive der Schloßkirche, wurde sicherlich in den neunziger Jahren des 13. Jahrhunderts (spätestens 1305) beendet. Eine Besonderheit der Kastellburg mit Binnenhof war der Bergfried, der in die Eckposition, an der zur Burgkirche gegenüberliegenden Stelle, schon primär eingefügt wurde.

Ein Zeugnis einer Umgestaltung des Verteidigungssystems der Konventsburgen an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert unter dem Einfluß der neuen Stilströmung in der Architektur ist das Beispiel des Umbaus der Marienburg. Der 1309 aus Venedig auf die Marienburg verlegte Hauptkonvent hatte große Fenster zur Kirche, den Kapitelsaal im Nordflügel und die Kemenaten im Westflügel zur Folge, was zum Problem des Zufluchtsturms führte. Doch wegen der immensen Wohnungsnutzungen, vor allem aber unter den religiös bedingten Voraussetzungen

hatte man sich für die Vergrößerung des Glockenturmes zum Hauptturm mit Zinnenkranz entschieden. Der Bergfried wurde dagegen als ein Turm, der sogenannte Dansker, weit vom Kirchenflügel entfernt, auf der anderen Seite ausgeführt (Abb. 14). Für eine Funktion dieses Baus als Zufluchtsort im Falle des Einbrechens des Feindes zur Haus-Residenz, neben einer Funktion als Abortturm, sprechen zwei Bauelemente. Das erste war die massive Konstruktion des anscheinend homogenen Arkadenganges. Anstelle des ersten Bogenjoches befand sich dort eine hölzerne, überdachte Brücke,⁴¹ ohne Zweifel im Bedarfsfall leicht zu beseitigen. Einleuchtend ist auch das zweite einzigartige Element: ein großes, in Fachwerk gebautes, zweistöckiges „Bauernhaus“, über dem Abortabteil angebracht, das in der polnischen Zeit (bis zum Brand im 18. Jahrhundert) als Quartier für die Besatzungstruppe diente.⁴² Die doppel funktionale Struktur dieses einzigartigen Baues, Abort unten und Zufluchtsort oben, wurde mit dem Nachteil gewisser Unbequemlichkeiten erreicht. Das

⁴¹ Kilarski 1991, S. 77.

⁴² Die in einigen Bildern fixierte mittelalterliche Form des Marienburger Dansker war eine Fachwerkkonstruktion mit einem großen Satteldach. Sie stand auf dem massiven Sockel des Ziegelturmes, was überraschend an Schweizer Burgen mit ihrem oberen Wohnstock erinnert (vgl. Piper 1912 (1995), S. 495-496). Die Bergfried also u. a. Wohn-Funktion bezeugt auch die gleiche Form und Struktur des Einfahrtturmes der Deutschordenskommende in Marburg, in einer Quelle von 1363 „nunen Bergfryd“ genannt (1805/1806 abgebrochen), vgl. Liessem 1996, S. 103-119.

⁴⁰ Wegen ihrer wirtschaftlich günstigen Lage war die Burg schon um 1300 einer der reichsten Komtureien (1305), aber nach 1309 dem Hochmarschall des Deutschen Ordens unmittelbar untergeordnet (Długokęcki 1995, S. 45-51).

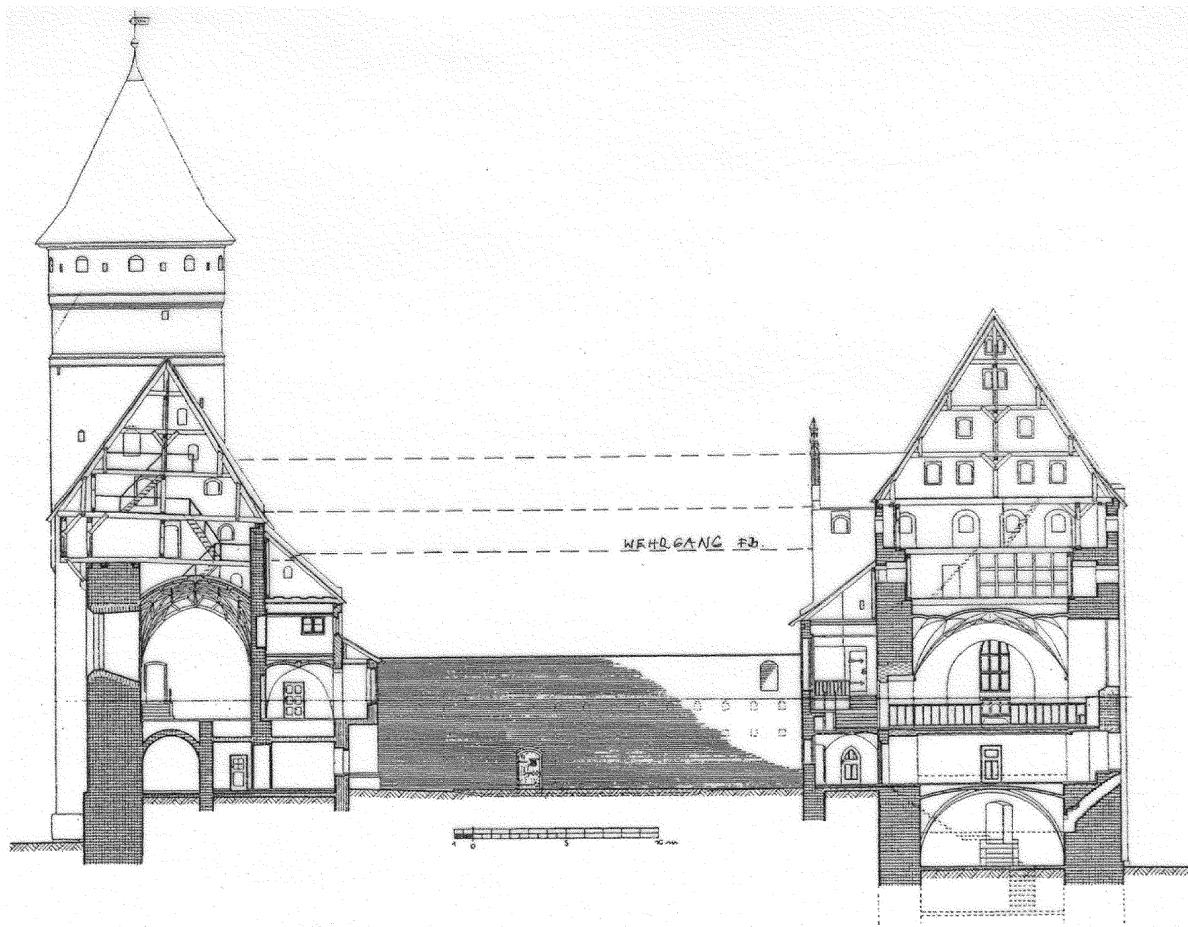


Abb. 15: Allenstein/Olsztyn, Bischofsburg. Querschnitt durch die rechteckige Anlage: nördlicher Wohnflügel (rechts) und der am Bergfried sekundär angebaute Südflügel, mit der breiten, dreigeschossigen Speicherkonstruktion von 1394-1397. Nach K. Wunsch.

gilt vor allem für den Abort, der typischen Funktion des Dansker. Der hölzerne Abschnitt mußte die täglichen Nutzungsschwierigkeiten, besonders im Winter, verursachen. Aber auch im Falle einer Flucht konnten die Ritterbrüder die Burg nur vom Kreuzgang aus räumen, nicht dagegen unmittelbar vom Wehrgang, also von den Verteidigungsstellungen auf der Mauerkrone. Dies sollte man aber als Ausnahme zu den Besonderheiten der Hauptresidenz des Deutschen Ordens rechnen.

Das Verteidigungssystem mit einem Bergfried als Schlußelement benutzte man nicht nur auf den Deutschordensburgen, sondern auch auf den Kapitel- und Bischofsburgen auf dem Gebiet des Ordensstaates in Preußen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, also zur Zeit der allgemeinen Verbreitung der Feuerwaffen

(Abb. 15).⁴³ Erst die großen Kriege mit Polen, die mit der Niederlage des Ordens bei Tannenberg 1410 endeten, hat einen Wandel der Wehrstrategie erzwungen, die hin zur neuen Artillerie-Linie auf den Vorfeldern führte.⁴⁴ Das Problem ihrer Organisation bleibt noch zu erforschen.

⁴³ Einige Wehrelemente, die in Westeuropa bekannt waren, wurden bis Ende des 14. Jahrhunderts in Preußen nicht benutzt. Die im Südflügel der Bischofsburg zu Allenstein verwendeten „Hurden“, die nach Arsyński 1995, S. 173, „zu den Ausnahmen gehören“, haben jedoch keinen speziellen militärischen Zweck gehabt. Wegen der an der Mauer ausgebauten Speicher wurde der angehängte Abschnitt des Wehrganges gebaut, doch unten befanden sich außer einem Kapellenfenster keine weiteren Öffnungen. Nur die in Schwetz/Świecie erbauten bieten nach ihrer Herkunft eine gute, doch rein formale Unterstützung der Verteidigung (Torbus 1998, S. 185-194).

⁴⁴ Domańska 1966, S. 321-351; Domańska 1976, S. 323-335; Schmid 1928, S. 51-78.

Literatur

- Altoa, Kaur: Das Konventshaus in Estland. In: K. Drake (Hrsg.), *Castella Maris Baltici 1*, Ekenäs 1993, S. 13-18.
- Arszyński, Marian: Budownictwo warowne zakonu krzyżackiego w Prusach (1230-1454) [Das wehrhafte Bauwesen des Deutschen Ordens in Preußen (1230-1454)]. Toruń 1995, S. 171-182.
- Arszyński, Marian: Die Deutschordensburg als Wehrbau und ihre Rolle im Wehrsystem des Ordensstaates Preußen. In: *Das Kriegswesen der Ritterorden im Mittelalter. Ordines militares – Colloquia Toruniensia Historica VI*, hrsg. von Z. H. Nowak, Toruń 1991, S. 89-123.
- Biller, Thomas: Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung – Gestalt – Bedeutung. 2. Aufl., München 1998, S. 156-171.
- Biller, Thomas: Die Johanniterburg Belvoir am Jordan. Zum frühen Burgenbau der Ritterorden im Heiligen Land. In: *Architectura*, H. 2, München-Berlin 1989, S.105-136.
- Biller, Thomas: Technischer Wandel im Burgenbau. In: *Europäische Technik im Mittelalter, 800 bis 1400. Tradition und Innovation*. Hrsg. von U. Lindgren, 3. Aufl. Berlin 1998, S. 95-99.
- Bogdanowski, Janusz: Architektura obronna w krajobrazie Polski. Od Biskupina do Westerplatte [Die Geschichte der Befestigungsbaukunst in polnischer Landschaft. Von Biskupin zur Westerplatte]. Warszawa 1997.
- Brown, R. Allen: *English castles*. 3. Aufl., London 1977.
- Chrzanowski, Tadeusz / Kornecki, Marian: Pomorze Wschodnie [Ostpommern]. In: *Architektura gotycka w Polsce*, hrsg. von T. Mroczko und M. Arsyński, Bd. II, Teil 1, Warszawa 1995.
- Clasen, Karl-Heinz: *Die Burgbauten, Königsberg / Pr.* 1927.
- Dehio, Georg: Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II. In: *Kunsthistorische Aufsätze*. München/Berlin 1914, S. 101-119.
- Długokęcki, Wiesław: Mierzeja Wiślana od XIII do połowy XV wieku (1454 r.) [Die Weichselmehnung vom 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (1454)]. Gdańsk 1995, S. 45-51.
- Domańska, Hanna: Piętnastowieczne fortyfikacje bastionowe zamku malborskiego [Die Marienburger Bastion-Befestigungen aus den 15. Jh.]. In: *Kwartalnik Architektury i Urbanistyki* 11/4, 1966, S. 321-351.
- Domańska, Hanna: Z badań nad problemem przystosowania zamków Pomorza Wschodniego do broni palnej 1390-1520 (Aus: *Forschungen zur Anpassung der Burgen in Ostpommern an die Erfordernisse der Feuerwaffen 1390-1520*). In: *Kwartalnik Architektury i Urbanistyki* 22/4, 1976, S. 323-335.
- Petri de Dusburg *Chronicon terrae Prussiae*, In: *Scriptores Rerum Prussicarum I*, ed. M. Töppen. Leipzig 1861, S. 3-269.
- Dygo, Marian: Domus und castrum – zur Deutung der Deutschordensburgen in Preußen im Lichte der schriftlichen Quellen. In: *Echte Wehrhaftigkeit oder martialische Wirkung. Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Bd. 3*, hrsg. von G. Eimer u. E. Gierlich. Köln 2000, S. 53-58.
- Ebhardt, Bodo: *Der Wehrbau Europas im Mittelalter, Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen*, Bd. I, Frankfurt a. M. 1939.
- Guerquin, Bohdan: *Zamki w Polsce [Die Burgen in Polen]*. Warszawa 1984.
- Herrmann, Christoffer: Wohntürme des späten Mittelalters auf Burgen im Rhein-Mosel-Gebiet. Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung, Reihe A: Forschungen, Bd. 2, Espelkamp 1995.
- Jähning, Bernhard: Organisation und Sachkultur der Deutschordensresidenz Marienburg. In: *Residenzenforschung 1. Vorträge und Forschungen zur Residenzenfrage, Sigmariningen* 1990, S. 45-77.
- Jähning, Bernhard: Funktionsbereiche der Deutschordensburg. In: *Sztuka w kręgu Zakonu Krzyżackiego w Prusach i Inflantach. Studia borussico-baltica toruniensia historiae artium 2*, hrsg. von M. Woźniak, Toruń 1995, S. 123-137.
- Jeroschin, Nicolaus von: Di Kronike von Pruzinlant des Nicolaus v. Jeroschin. In: *Scriptores Rerum Prussicarum I*, hrsg. von E. Strehlke, Leipzig 1861, S. 291-648.
- Kilarski, Maciej: Dwa miniaturowe widoki Zamku w Malborku z 1587 i 1643 r. [Die zwei miniaturhaften Ansichten der Marienburg von 1587 und 1643]. In: *Zabytkoznawstwo i Konserwatorstwo XVII. Acta Universitatis Nicolai Copernici*, Toruń 1991.
- Kutzner, Marian: Gestalt, Form und ideologischer Sinn der Deutschordensburgen in Preußen. In: *Forschungen zu Burgen und Schlössern 2*, München 1996, S. 199-215.
- Kutzner, Marian: Die Herrschaftspropaganda in der Kunst des Deutschen Ordens in Preußen. In: *Echte Wehrhaftigkeit oder martialische Wirkung. Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Bd. 3*, hrsg. von G. Eimer u. E. Gierlich, Köln 2000, S. 253-302.
- Leistikow, Dankwart: Kreuzritterburgen im lateinischen Königreich Jerusalem. Überblick und Forschungsstand. In: *Istanbuler Mitteilungen*, Bd. 39, 1989, S. 341-372.
- Liessem, Udo: Elemente des Burgenbaus bei einigen Niederlassungen des Deutschen Ordens. In: *Castrum Bene 5*, Gdańsk 1996, S. 103-119.
- Meckseper, Cord: Ausstrahlungen des französischen Burgenbaus nach Mitteleuropa im 13. Jahrhundert. In: *Festschrift für Hans Wenzel zum 60. Geburtstag*. Berlin 1975, S. 141-143.
- Moos, S. von: The palace as a fortress. In: *Art and architecture in the service of politics*, hrsg. von H. E. Millton u. L. Noehlin. London 1978, S. 36-79.
- Ohly, Friedrich: *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung*. Darmstadt 1977.

- Paravicini, Werner: Die Preussenreisen des europäischen Adels. T. 1. Sigmaringen 1989.
- Piper, Otto: Burgenkunde. Leipzig 1912, neue Aufl. Augsburg 1995.
- Pospieszny, Kazimierz: Das Verteidigungssystem der ersten Marienburg (Preußen) und seine Änderung unter dem Einfluss der Stilprinzipien der Gotik im 14. Jahrhundert. In: Echte Wehrhaftigkeit oder martialische Wirkung. Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Bd. 3, hrsg. von G. Eimer u. E. Gierlich, Köln 2000, S. 91-100.
- Pospieszny, Kazimierz: Die Bauweise der ritterlichen Klosterburgen in Preußen, In: Forschungen zu Burgen und Schlössern 2, München 1996, S. 185-197.
- Pospieszny, Kazimierz: Typ regularny zamku krzyżackiego – idea cesarska? [Der regelmäßige Typus der Deutschordensburg – eine kaiserliche Idee?], in: Argumenta, articuli, quaestiones. Das Gedenkbuch zum Jubiläumfest M. Kutzner, Toruń 1999, S. 261-290.
- Pospieszny, Kazimierz: Program i forma architektoniczna krzyżackich infirmerii zamkowych w Prusach [Programm und architektonische Form der Burginfirmerien des Deutschen Ordens in Preußen]. In: Szpitalnictwo w dawnej Polsce. Studia i Materiały z Historii Kultury Materialnej, hrsg. von M. Dąbrowska u. J. Kruppé, Bd. LXVI, Warszawa 1998, S. 109-133.
- Schmid, Bernhard: Die Marienburg. Würzburg 1955.
- Schmid, Bernhard: Die Befestigungsanlagen der Marienburg. In: Altpreußische Forschungen 5, Königsberg / Pr. 1928, S. 51-78.
- Schuchardt, Carl: Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Potsdam 1931.
- Simson, Otto v.: Katedra gotycka [Die gotische Kathedrale]. Warszawa 1989.
- Skibiński, Szczęśny: Jeszcze raz w kwestii genezy regularnego zamku krzyżackiego [Noch einmal zur Frage der Genese der regulären Deutschordensburg]. In: Sztuka Prus od XIII do XVIII w. Studia borussico-baltica toruniensia historiae artium 1, hrsg. von M. Woźniak. Toruń 1994, S. 27-34.
- Steinbrecht, Konrad: Preußen zur Zeit der Landmeister, Beiträge zur Baukunst des Deutschen Ritterordens 1230-1309. Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen, Bd. 2, Berlin 1888.
- Torbus, Tomasz: Die Konventsburgen im Deutschordensland Preußen. München 1998.
- Tuulse, Armin: Burgen des Abendlandes. Wien / München 1958.

Reinhild Kappes / Michael Losse

Der Hegau, ein „*klein Ländlein [...] darinnen viel feste hohe Schlösser*“

Neue Impulse zur Erschließung und Erforschung der Burgen, Adelssitze, Schlösser und Festungen im Hegau

Einführung

Der Hegau – mit seiner „Hauptstadt“ Singen (Kreis Konstanz) und dem Hohentwiel als markantestem Berg und Wahrzeichen – ist erst durch die baden-württembergische Landesgartenschau 2000 vielen Menschen aus nah und fern wieder ein Begriff geworden. Singen wuchs zwar in den letzten 100 Jahren, da sich nach dem Bau der Eisenbahn vermehrt Industrie ansiedelte, in „amerikanischem Tempo“, die industriellen Erfolge machten es indes meist nur als die „*Maggi-Stadt*“ bekannt. Obwohl sich im Tourismus und durch die *Euregio* Bodensee in den letzten Jahren viel bewegte, waren die Hegauer aber oft gezwungen, die geographische Lage des Hegaus und Singens mit „in der Nähe des Bodensees“, „bei Konstanz“, „nahe der Schweizer Grenze“ oder gar „nahe dem Rheinfall bei Schaffhausen“ zu benennen. Erst mit der Landesgartenschau 2000 traten Singen und der Hohentwiel einen großen Schritt aus dem Schatten der Bodenseeregion heraus.

Ein neues Selbstbild fand man für den Hegau, den Ludwig Finckh 1935 *das unbekanntes Zauberland in Deutschland vor dem Bodensee* nannte, und den Matthäus Merian in der ‚*Topographia Sveviae*‘ 1643 als *ein klein/ aber uber die massen wol erbawet fruchtbares Ländlein/ [...] darinnen viel feste hohe Schlösser* bezeichnete, schließlich durch neue Ergebnisse der Burgenforschung: Demnach ist der Hegau die Landschaft Deutschlands, in der die meisten Burgen, Adelssitze, Schlösser, Festungen und Schanzen zu finden sind. Zählt man ur- und frühgeschichtliche Wallbefestigungen hinzu, so sind bisher innerhalb des historischen Hegaus, der Teile der Schweiz umfaßt, 352 Burgen, Adelssitze, Schlösser, Festungen, Stadt- und Ortsbefestigungen, Wehkirchen und -kirchhöfe sowie Ringwälle und Wallbefestigungen nachweisbar.¹ Eine selbstbewußte touristische Präsentation des Hegaus als „Burgenland am westlichen Bodensee“ ist ein Resultat dieser neuen Erkenntnisse. Um interessierten Menschen Burgen und Schlösser im Hegau zu erschließen, entwickelten von März 2001 bis Februar 2002 auf Anregung des Verfassers und in enger Zu-

¹ Stand 24. 2. 2002.

sammenarbeit mit diesem die in der *AG Hegau und Schaffhausen* zusammengeschlossenen Städte und Gemeinden die „Burgen-Erlebniswege Hegau, angrenzende Schweiz, westlicher Bodensee“.

Neben der touristischen Erschließung wurde inzwischen auch die wissenschaftliche Erforschung der Hegau-Burgen und -Schlösser institutionalisiert: 2001 gründeten Dr. Roland Kessinger (Weinheim), Ilse-Gabriele Koch (Singen), Dr. Michael Losse (Marburg und Singen) und Klaus-Michael Peter (Bonn und Singen) den Nellenburger Kreis (NK) als *Intensivgemeinschaft zur Erforschung der Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau*. Die systematische Inventarisierung und die weitere Erforschung dieser Objekte ist ein Hauptanliegen des NK, der sich inzwischen mit 22 Mitgliedern als Arbeitskreis innerhalb des Hegau-Geschichtsvereins etabliert hat.

Vor diesem Hintergrund wird die frühe Rezeption des Hegaus als „Burgenlandschaft“ nachfolgend vorgestellt. Es schließt sich eine zusammenfassende Darstellung der Burgen und Schlösser rund um die heute als Stadtteil zu Singen gehörige Gemeinde Bohlingen an, die mit der Vielzahl historischer Wehrbauten und Adelssitze als „idealtypisch“ für zahlreiche Hegau-Gemeinden gelten darf.

1. Teil: Zur Rezeption des Hegaus als Burgenlandschaft

von Reinhild Kappes

Herbert Berner bezeichnete 1987 den Hegau als *eine der merkwürdigsten, vielgestaltigsten und geologisch abwechslungsreichsten deutschen Landschaften* und Singen als seine moderne Metropole.² Der Hegau wurde in früheren Zeiten jedoch anders betrachtet. Der Hohentwiel als württembergischer „Dorn“ im vorderösterreichischen Hegau war im 30jährigen Krieg heiß umkämpft. Die umliegenden Hegauburgen wurden während dieser Kämpfe größtenteils zerstört; der am Fuß des Hohentwiel liegende Ort Singen hatte keine Entwicklungschancen.

Nachfolgend wird das Rad der Geschichte in frühere Jahrhunderte – vom 20. bis ins 16.

Jahrhundert – zurückgedreht. Lyrik und Prosa vergangener Zeiten geben Auskunft über die Bedeutung des Hegaus: Welchen Stellenwert hatte der Hegau mit seinen Bergen, insbesondere dem markanten Hohentwiel, für Menschen vergangener Jahrhunderte? Die ausgewählten Autoren stehen dabei für zahlreiche andere.

1935 wunderte sich **Ludwig Finckh**, Vorkämpfer für den Naturschutz, in seinem Buch *„Der unbekannte Hegau“* darüber, *daß eine der gewaltigsten und zugleich lieblichsten deutschen Landschaften im großen Reich noch fast unbekannt ist, obwohl zum Platzen voll von Urgeschichte, Geschichte und Gegenwart*. In dem 1956 verfaßten Werk *„Des Herrgotts Kegelspiel“*, schwärmte er: *wir steigen auf alle Berge hinauf und schauen, was Gott geschenkt und was der Mensch daraus gemacht hat. Und wir entdecken das unbekanntes Zauberland in Deutschland vor dem Bodensee. Jeder Stein spricht Geschichte. Jeder Baum kann erzählen. Jedes Tor öffnet die Ahnenburg eines deutschen Rittergeschlechts*.

Der Jurist und Arzt Dr. Ludwig Finckh wohnte seit 1905 in Gaienhofen. In Reutlingen geboren, war durch seinen Freund Hermann Hesse hierher gelangt. Der „*Rosendoktor*“ – so der Titel eines seiner Romane – Finckh schildert in seinem Buch aber nicht nur die Geschichte der verschiedenen Hegauberge, sondern erzählt auch vom leidenschaftlich geführten Kampf um die Rettung des durch Basaltabbau bedrohten, von drei Burgruinen gekrönten Berges Hohenstoffeln. Tatsächlich gelang es damals, im Hegau eine Bürgerbewegung zu initiieren, die am 26. Juni 1935 das Reichsnaturschutzgesetz nach sich zog. Der Hohenstoffeln wurde daraufhin mit seinen verbliebenen beiden, bereits schwer geschädigten Gipfeln ins Reichsnaturschutzbuch eingetragen. Über die ursprünglichen Pläne der Industrie den Hohenstoffeln betreffend läßt Finckh seine Leser nicht im Unklaren: *Unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, ein unrühmliches Beispiel aufzustellen: ein Basaltsteinbruch zerschlug den Nordgipfel. Was Jahrmillionen nicht vermocht hatten, nahmen 20 Jahre unserer Zeit vor; den deutschen Ahnenberg zu verschottern*.³

² Berner 1987.

³ Auf die Problematik die Person Ludwig Finckhs betreffend soll in diesem Artikel nicht eingegangen werden. Es

Zurück zu Finckhs Werk über den „unbekannten Hegau“. War dieser wirklich als Landschaft und geschichtlich so unbekannt? Gab es keine Dichter, keine Reisenden, die einer interessierten Leserschaft die Vorzüge dieser Landschaft nähergebracht hätten? Tatsächlich klagte 1853 der Pfarrer, Geschichtsschreiber und Volksschriftsteller **Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth** (1806-1864), von 1830 bis 1837 Pfarramtsverweser auf dem Hohentwiel: *Jede Landschaft, jeder Gau, jeder Fluß von Bedeutung, ja sogar einzelne Städte unseres deutschen Vaterlandes haben ihre eigenen Sagenbüchlein, nur dem Bodensee und seinen herrlichen Umgebungen ist noch nicht diese Ehre zu Theil geworden. Und doch ist dieser reizendste Winkel der deutschen Erde, wie keiner das Land der Lieder, Sagen und Geschichten.* So beginnt Schönhuth sein Vorwort im von ihm herausgegebenen Gedichtband ‚Seerosen‘. Hierin befindet sich eine Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten vom Bodensee und seiner Umgebung. Ganz von der spätromantischen Bewegung der ‚Schwäbischen Schule‘ ergriffen, begann Ottmar Schönhuth bereits als Theologiestudent in Tübingen mit der Sammlung von Volksliedern und Sagen. Daneben betätigte er sich als Historiker. So entstanden in den sieben Jahren, welche er als Pfarramtsverweser auf dem Hohentwiel verbrachte, die ersten historischen Standardwerke über den Hegau. ‚Erinnerungen an Hohentwiel oder kurze Geschichte dieser ehemaligen Bergveste‘ (1831), ‚Ritterburgen des Höhgau’s‘ (1833-34)⁴ sowie die umfangreiche ‚Geschichte Hohentwiel’s, der unbesetzten Veste im dreißigjährigen Kriege‘ (1836). Das ‚Seerosen‘-Bändchen hingegen ist reine Poesie. Hier nutzte Schönhuth seine Kontakte zu den Größen romantischer Literatur- und Geschichtsforschung. Es finden sich unter vielen anderen Beiträge von Gustav Schwab, Justinus Kerner, August Graf von Platen, Annette von Droste-Hülshoff und Eduard Mörike.

Auch **Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg** (1774-1860), Konstanzer Bistumsverwe-

ser und Schulreformer, trug einige Gedichte dazu bei. Ein Vers aus ‚Bodensee‘ macht den großen Eindruck, den der Hegau auf ihn machte, deutlich:

*Hoch über den Gewässern
Ragt ein gethürmter Kranz
Von alten, stolzen Schlössern,
Erloschner Zeiten Glanz.-
Du Hohentwiel, vor allen
Sinnbild von Heldenkraft, /
Pflagst einst in Hedwig’s Hallen
Gesang und Wissenschaft.*

In Wessenbergs Gedicht klingt das von **Joseph Viktor (von) Scheffel** (1826-1886) im Jahre 1854 umgesetzte Thema um Herzogin Hadwig und den Mönch Ekkehard an, das den Dichter zum Bestseller-Autor machen sollte. Indes war es nicht allein die Liebesromanze, die Scheffel diesen Erfolg bescherte. Vielmehr war es auch die Sehnsucht der Deutschen nach nationaler Einheit, die nach dem Scheitern der Revolution von 1848 nicht erreicht worden war, wohl aber zu Zeiten Kaiser Ottos III., der in den Jahren 994 und 1000 zweimal den Hohentwiel besuchte, bestand.

Vaterländisches Gedankengut klingt auch in dem sehr polemisch gehaltenen ‚Gruß an den Höhgau‘ durch, den der 1828 in Engen geborene **Wilhelm Rothacker** verfaßte:

*Seid mir gegrüßt, Gefilde,
In reicher Schöpfungsspracht,
Wie lieblich und wie milde
Mir euer Zauber lacht!*

*Ihr Burgen seid willkommen
Als Zeugen großer Zeit,
Die ehdem aufgeglommen
In deutscher Herrlichkeit!*

*Wie schauet ihr so traurig
Auf dieser Tage Müh’n;
Wie unheimlich und schaurig
Mag’s euch dabei durchziehn!*

*Ihr hohen Kraftgestalten
Mit tannbetränktem Haupt,
Des schönen Schmucks, des alten,
Seid längst ihr schon beraubt!*

sei dazu auf die Beiträge von Ludwig 1997/98 und Oesterle 1997/98 verwiesen.

⁴ Schönhuth 1833/34. Weitere burgenkundliche Arbeiten desselben Autoren: Schönhuth 1851, Schönhuth 1860/61, Schönhuth 1861/62.

*Die Zecher sind zerstoben,
Der Veste Männerschmuck;
Verstummet ist selbst d'roben
Des Schirmvogts Geisterspuk.*

*Auch du bist arg zerstöret,
Du felsenmarkig' Twiel,
Du hast dich ausgewehret
Im heißen Kampffenspiel.*

*Doch wurdest du bezwungen
Allein nur durch Verrath,
Der Franzmann dich errungen
Durch einen Schurken hat.*

*D'rum weht durch offne Hallen
Oft banger Klagelaut;
Seitdem sie ist gefallen
Die stolze Bodansbraut.*

*Und als Ruinen trauern
Die andern Burgen all'
Durch ihre öden Mauern
Fliehet gleicher Klageschall.*

*Gebrochen Alle liegen,
Zertrümmertes Gestein;
Es ruht von seinen Zügen
Der Ritter morsch' Gebein.*

*Um die gestürzten Mauern
Schlingt sich so manche Sag'
Die uns mit leisem Schauern
Das Herz wohl rühren mag.*

*So sei nochmal begrüßet
Du Heimath einzig schön,
wer dein so ganz genießet
Möcht fast in Lust vergehn!*

*Magst fortan herrlich blühen,
Du stattlich deutscher Gau,
Dich Fried' und Glück umziehen
Wie's heitre Himmelsblau!*

In seinem Gedicht beklagt Rothacker die Ereignisse um den Hohentwiel im Verlauf des 2. Koalitionskrieges gegen Frankreich. Zwar ging die nationale Stimmung der vaterländischen Dichtung bei Ausbruch des Freiheitskampfes gegen Napoleon besonders von Berlin aus, aber auch in Süddeutschland wurde die Stimmung der Romantiker zunehmend ag-

gressiver. Den Dichter beschäftigten die Ereignisse um den 2. Mai 1800, die zur Übergabe der württembergischen Festung durch ihren Kommandanten, Generalmajor von Bilfinger, an den französischen General Vandamme führten. Es handelte sich um eine kampflose Übergabe, besaß doch der Hohentwiel als Festung zu jener Zeit keine strategische Bedeutung mehr und diente längst nur noch als württembergisches Staatsgefängnis. Vandamme versprach, sich bei der französischen Regierung dafür zu verwenden, daß die Festung unzerstört bliebe – Napoleon jedoch entschied anders: So begann Mitte Oktober 1800 mit der Sprengung und Zerstörung des Hohentwiel der Mythos um die so unspektakulär eingenommene Festung.

*Hörtest du's in Grabesgründen,
Widerhold, und warst nicht wach,
Als der Frank' in seinen Sünden
Deine stolze Feste brach?
Bist du nicht hervorgebrochen,
Biederheld, aus fernem Grab,
Hast du nicht die Schmach gerochen
An dem, der die Veste gab?*

(**Ottmar F. H. Schönhuth:** ‚Gruß an die Bergruine Hohentwiel‘).

Wie bereits angeführt, ist auch **Gustav Schwab** in dem Gedichtband vertreten Gleich O. F. H. Schönhuth gehörte er dem engeren Kreis um den auf dem thurgauischen Schloß Eppishausen lebenden Joseph Freiherrn von Laßberg an. Dieser war ein großer Sammler und Mittler auf dem Gebiete der älteren deutschen Literatur und Geschichte. Gustav Schwab, der Herausgeber der ‚Deutschen Volksbücher‘, ist uns besonders als Sammler der ‚Schönsten Sagen des klassischen Altertums‘ bekannt. Er schrieb aber auch Lyrik, u. a. das bekannte Gedicht ‚Der Reiter und der Bodensee‘, welches natürlich auch in den ‚Seerosen‘ nicht fehlt. Zwar widmete er hierin keines seiner Gedichte speziell dem Hegau, dafür beschäftigte sich Schwab in seinen 1838 erschienenen ‚Wanderungen durch Schwaben‘ im letzten Kapitel mit dem Hohentwiel und dem Hegau. Dem geographisch versierten überzeugten Badener von heute liefert der Autor auch gleich die historische Erklärung, wie so er diesen Landstrich Schwaben zuschlägt.

Er beginnt mit den Worten: *Kein passender Punkt liess sich ausfindig machen, um mit und auf ihm von dem schönen Schwabenland in diesem Werke Abschied zu nehmen, als der seltsame Porphyrfels, der auf seiner äußersten Gränze gegen Süden, in trotziger Gebrechlichkeit hingelagert, mit andern ähnlichen Brüdern, doch schon seit mehr als einem Jahrtausend mit Mauern gekrönt, als Markstein bei seinem Eingang auf der Schweizerseite steht und in spätern Jahrhunderten, bis an den Beginn des jetzigen, das Land auch wirklich gehütet hat. Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füßen; ja, was wir hier von Land überschauen, bis nach den Schneebergen hin, tief in die Schweiz hinein, war einst von dem vereinigten Volk der Schwaben Allemannen bewohnt und besessen.*

Wir stehen auf den Zinnen der Felsenveste Twiel,

Da treibet auf der Ebne der Blick ein weites Spiel,

Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte

Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Allemannen, mit seiner Berge Schnee,

Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,

Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschnuck der Auen -

Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Gustav Schwab läßt eine mehrseitige Beschreibung des herrlichen Panoramas folgen bevor er einen genauen Überblick über den Maierhof gibt: [...] *auf halber Höhe des Berges, ein braves Gasthaus, das mit der Försterwohnung und einigen anderen Häusern, den sogenannten ‚Maierhof‘ der Veste bildend, an die steile Felswand sich lehnt, willkommene Rast gewährt. Bis dahin bekleiden auch Reben, den sanfteren Abhang des Berges auf der Sommerseite und gewähren dem Burgbesteiger einen nicht zu verachtenden Labetrunk.*

In diesem Hofgut traf übrigens 1854 Joseph

Victor Scheffel ein, um sich zu seinem Ekkehard-Roman inspirieren zu lassen. An seine Eltern schrieb er damals *Im Hofe vor dem Wirtshaus steht eine Linde, die mich in ihrem Schattenwohl manchmal beherbergen wird.*

Begleiten wir indes Gustav Schwab weiter bei seiner Wanderung auf den Hohentwiel: *Von diesem Hofe schreitet man, am Gottesacker vorbei, die Höhe, die von hier an aus lauter schroffen Felsen besteht, hinan, auf einer wohlgepflasterten Heerstraße. So gelangt der Wanderer in weniger als einer Viertelstunde an den ersten Eingang der Festung [...].* Im Folgenden beschreibt der Autor die Festungsrue, wie wir sie heute kennen und staunt darüber, wieviel trotz der Zerstörung noch erhalten blieb: *Der Bau war von solcher Festigkeit, daß selbst die Zerstörung der Eroberer hier ihre Absicht nur unvollkommen erreichen konnte.*

Drehen wir das Rad der Zeit noch weiter zurück bis in das Jahr 1791, so treffen wir in **Joseph Anton Koch** einen jungen Künstler, der uns den Hohentwiel vor seiner Zerstörung schildert. Der 23jährige Student der Stuttgarter Hohen Karlsschule gelangte auf seiner Reise vom Rheinfall her in den Hegau und notierte tief beeindruckt in sein Tagebuch: *Ich bekam bald die württembergische Festung Hohentwiel zu Gesicht. Diese Jungfrau beherrscht stolz die Gegend umher. Die umliegenden sehr hohen Berge demütigen sich vor ihr. Auch ihre Feinde haben immer zitternd vor ihr weichen müssen. Die Festung wird in drei Teile geteilt, zu deren obersten der Zugang verboten ist. Wenn ich noch Zeit gehabt hätte, den Berg zu ersteigen, so hätte ich gewiß eine der herrlichsten Aussichten bekommen. So aber mußte ich mich begnügen, ihn bloß von ferne zu sehen und meine Phantasie nur das Übrige malen zu lassen. Der felsige Fuß dieses hohen Berges ruht einsam auf grasreichen Wiesen und bebauten Feldern, welche von kleinen Flüssen benetzt werden. Die Figur dieses Bergs ist beinahe pyramidenförmig. Senkrecht abgeschnitten sind die schwarzstrotzenden Felsen, auf welchen die Festungsgebäude ungestört ruhen, und gewähren einen erhabenen Anblick. Man sieht noch viele mit zerstörten Schlössern belastete Berggipfel, welche in der hohen Ebene zerstreut liegen. Unter diesen Bergen zeichnen sich vorzüglich der Hohen-*

krähen, der Hohenstoffeln, Hohenstauffen und der Mägdeberg aus. Ihre mit schwarzem Gebüsch bewachsenen steilen Abhänge kontrastieren mit den grünen Fluren, welche sich bis in den Schwarzwald verlieren.

Bei aller Verklärung wird aus dem Bericht Kochs deutlich, daß der Hohentwiel damals noch einen anderen Stellenwert besaß. Als württembergische Festung war er militärisches Sperrgebiet und konnte von vorüber Reisenden nicht bestiegen werden. Wurde er damals auch nur noch als Gefängnis genutzt, war er doch über Jahrhunderte hinweg eine Gefahr für die umliegenden vorderösterreichischen Orte gewesen.

Tatsächlich hatte die strategische Bedeutung des Hohentwiel stark nachgelassen, dennoch war die Erinnerung an die fünf Belagerungen der Festung während des Dreißigjährigen Krieges noch in lebhafter Erinnerung. Damals notierte **Matthäus Merian**, daß die Belagerten *mit Ausfallen und Streiffen um sich zu rächen großen Schaden gethan, den 16. Julii 1640 das Städtlein Engen ausgeplündert und hernach in Brand gesteckt* hätten – einer der unzähligen Ausfälle, die der Hohentwiel-Kommandant Konrad Widerholt unternahm, um die Festung zu halten und seine Soldaten verpflegen zu können. Anders als die erklärenden Schilderungen der folgenden Jahrhunderte sieht sich Merian als Topograph und Chronist. Bemerkungen über landschaftliche Schönheiten sind von ihm nicht zu erwarten.⁵ So ist es nicht verwunderlich, daß 1562 **Sebastian Münster** in seinem Atlas ‚Von dem Teutschen Landt‘ wohlwollende Sachlichkeit an den Tag legt: *Das Hegoew ghat under dem Celler See an, wirt begriffen zwischen dem Rhein und der Tonaw, ist ein klein aber über die maß wol erbawen und fruchbar ländlin, ist sechs meilen weit und breit [...]. Es ligen darin vil hoher schloesser, von natur und menschlicher fürsichtigkeit [...]. Es wechst auch guot wein darin, besunder guot roter*

⁵ In der ‚Topographia Sveviae‘ (1643) schrieb Merian, der Hegau sei *Theil deß Oberrn-Schwaben Lands [...]/ ein klein / aber über die massen wol erbawet fruchtbares Ländlein / [...] darinnen viel feste hohe Schlösser / unnd ein stattlicher Weinwachs / gibt auch viel Korn und Obst: Item / gute Fisch / Vögel / und Wildprät allda / deßhalben sich viel Adels / so das fünffte Viertel von d’Schwäbischen Reichs Ritterschaft / von S. Georgen Schild / machet / darinn befindet.*

wein, korn und obß. Item man findt do guot fisch , vögel und wildpret.

Zurück in der Gegenwart stellt sich die Frage, welche Bedeutung der Hegau für Menschen von heute hat. Der Hohentwiel ist seit 1969 nicht mehr württembergisch und darf mit Recht als Singens ‚Hausberg‘ angesehen werden. Nach der Landesgartenschau sind die Singener aus gutem Grund stolz auf ihre Stadt. Der große Erfolg ist aber nicht zuletzt auch der herrlichen Landschaft zu verdanken. Vielen auswärtigen Besuchern wird besonders der Hohentwiel als großartige Hintergrundkulisse in Erinnerung bleiben. Die Tourismusbranche ist ein wesentlicher Bestandteil der hiesigen Wirtschaft geworden, wobei es den Verantwortlichen wichtig ist, daß alles im Einklang mit dem Umweltschutz, als wesentlichem Bestandteil der Agenda 21, geschieht. Und doch, auch im schnellebigen 21. Jahrhundert, in dem immer mehr ein Mangel an Gefühlen beklagt wird, bleibt die Freude angesichts des Panoramas, das sich oben auf dem Hohentwiel dem staunenden Betrachter bietet.

So soll am Ende der kleinen literarischen Zeitreise Ottmar Schönhuth das letzte Wort überlassen werden: *Wir lassen den Besucher des Bergs sich selbst das Gemälde vor Augen führen, das wir auf diesen Blättern nur unvollkommen geben könnten. Auch hier heißt es im eigentlichen Sinne: die Natur kann nicht gemalt, nicht beschrieben, sie muß selbst gesehen und empfunden werden. Diesen Genuß zu fördern, das ist der Zweck unserer Darstellung.*

2. Teil: Burgen und Schlösser in der Gemarkung Bohlingen (Stadt Singen)

von Michael Losse

Die heute zur Stadt Singen (Hohentwiel) gehörige Gemeinde Bohlingen geht als Siedlung wohl auf das späte 5. Jahrhundert zurück⁶, doch finden sich im Siedlungsraum Bohlingen auch Fundplätze der späten Mittelsteinzeit sowie Siedlungsspuren der Latènezeit im Aach-

⁶Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. IV, 1984, S. 163.

ried.⁷ Funde aus einem großen, reich belegten Gräberfeld belegen, daß im Bereich der heutigen Bohlinger Gemarkung Alamannen siedelten. Die St.-Martinskirche auf dem Friedhof mag ein Indiz für eine fränkische Besiedlung und vielleicht für einen frühmittelalterlichen Herrensitz (evtl. anstelle der Schrotzburg?) sein. Bohlingens Bedeutung in der Vergangenheit wird deutlich durch die Existenz von mindestens sieben Burgen und Schlössern innerhalb der Gemarkung. Nicht alle sind erhalten, und die Besichtigung einiger Burgstellen – der Burg Kastenbühl, der Frankenburg und der namenlosen Burgstelle östlich der Frankenburg – lohnt sich nur für Burgenforscher/innen, doch bietet allein der historische Ortskern mit der Burg – der sog. *Feste auf der Burghalde*, in der auch die Pfarrkirche steht – und dem bischöflichen Schloß genug Sehenswertes für einen Besuch in Bohlingen. Eine umfassendere Darstellung der Burgen und Schlösser in Bohlingen wird im ‚Jahrbuch Stadt Singen 2003‘ erscheinen.

Die Ortsburg, die sog. (*Feste auf der Burghalde*)

Im Nordteil des Dorfes erhebt sich auf einem westlich und südlich zur Aachau abfallenden Plateau in Spornlage die Ortsburg mit der Pfarrkirche. Unklar ist, ob die 1155 bezeugte *curtis* der Konstanzer Bischöfe mit der erst später genannten Burg identisch ist. 1455 wird jene als *vesty by der Kilchen* (= Burg bei der Kirche) bezeichnet. Forschungen zur Burg und der Kirche werden zur Zeit von Mitgliedern des Nellenburger Kreises durchgeführt.

Von 1175 bis ins 14. Jahrhundert waren Ortsadelige als bischöfliche Ministeriale in Bohlingen ansässig. Mitte des 14. Jahrhunderts lag die Ortsherrschaft bei den Herren von Homburg, ab 1456 beim Kloster Salem, danach bei den Grafen von Sulz. 1497 erwarb das Bistum Konstanz Burg und Herrschaft zurück und setzte hier Obervögte ein. 1512 wird die Burg *Baltzbronn-Schloß* genannt und 1535 ein *Neues Haus* erwähnt. 1640 brannten Soldaten von der württembergischen Festung Hohentwiel die Burg nieder, die wohl nicht wieder aufgebaut wurde, denn 1687 genehmigte

Bischof Franz Johann von Konstanz, Steine der Burg zum Kirchenbau zu verwenden.

Der aus einem flachen Berghang heraustretende Burgberg bildet ein Oval von etwa 75 m auf 30 m. Die Ringmauer der Burg ist in sehr geringen Teilen erhalten und an der Ostseite sind Reste des Grabens erkennbar. Ein ehemals auf der Ostseite stehender rechteckiger Turm wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgerissen, während der Rundturm an der Westseite erhalten blieb. Der aus Bruchstein aufgeführte dreigeschossige Turm (Bergfried?) mit knapp 10 m Ø und 2 m starken Mauern entstand wohl in dieser Form im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Er besitzt einen leicht spitzbogigen Hocheingang mit dem Wappen des Grafen Alwig von Sulz (†1493) im 1. Obergeschoß und weist kleine Feuerwaffenscharten auf. Ein angeblich barockes, im Kern vielleicht älteres Gebäude nordöstlich des Turmes wurde 1990 durch einen Neubau ersetzt. Das Hauptgebäude der Burg soll anstelle des jetzigen Kirchenschiffes gestanden haben. Bei der Kirchnerweiterung 1865 wurden Gewölbereste gefunden.

In der Burg steht die katholische **Pfarrkirche St. Pankratius**, eine im Kern spätgotische Saalkirche mit eingezogenem Chor, dem nördlich ein Turm angefügt ist. Das im 18. und im 19. Jahrhundert (neugotisch) verlängerte Kirchenschiff wurde 1978/80 um zwei Seitenschiffe zu einer Hallenkirche erweitert. Der Chor besitzt ein spätgotisches Netzrippengewölbe mit figürlichen Konsolen und Wapenschlußsteinen (datiert 1496). Im 1. und 2. Obergeschoß des Turmes finden sich an der Nordseite querrechteckige, teils zugesetzte Öffnungen, möglicherweise ehemalige Maulscharten, die vielleicht im Rahmen des Umbaus 1496 entstanden.

Bischöfliches Amtshaus und Jagdschloß (Schloßstraße 3)

Das Schloß wurde 1686 für den Konstanzer Bischof Franz Johann Praßberg, Vogt von Altensummerau, als bischöfliches Amtshaus und Jagdschloß erbaut; sein Wappen (Kopie!) ist über dem Portal angebracht. Bis 1812 hatte das konstanzische Bezirksamt seinen Sitz im Schloß. 1813 ersteigerte es der Konstanzer Domkapitular Joseph Johann Baptist Freiherr

⁷Ebd.

von Reichlin-Meldegg, der es in der heute noch weitgehend erhaltenen Form umbauen ließ, aber wegen finanzieller Probleme bereits 1816 weiter veräußerte. Nun wurde das Schloß ein Gasthaus. Die Gastwirtschaft „Zur Krone“ bestand bis in die jüngste Zeit. Heute dient das Schloß als Internat.

Der stattliche zweigeschossige Barockbau mit hohem Kellergeschoß und Mansardwalm-dach besitzt zwei aufwendig gestaltete Portale. Die in illusionistischer Malerei ausgeführten Wandpfeiler an den Gebäudeecken entstanden in dieser Form bei der Renovierung 1955. Im Inneren ist nur wenig von der barocken Ausstattung erhalten, nur das Treppenhaus und einige Türgewände sind noch erkennbar. Die Nebengebäude des Schlosses sind seit dem 19. Jahrhundert großenteils beseitigt worden, und auch der barocke Garten ist verschwunden.

Burg Kastenbühl

Ca. 1,5 km südwestlich von der Bohlinger Kirche entfernt liegt die Burgstelle am Nordhang des Schiener Berges: Eine steil nach Nordwesten hin abfallende Bergrippe läuft ca. 70 m unterhalb des Hangabbruches in eine langgestreckte, in ostwestlich verlaufende, nach allen Seiten steil abfallende Kuppe aus, auf welcher die Reste der Burg noch deutlich erkennbar sind. Der Flurname *Kastenbühl* ist seit 1719 belegt, doch ist historisch nichts über die Burg bekannt, die nach dem Erscheinungsbild spätestens im 13. Jahrhundert entstanden sein wird.⁸

Im Süden der Bergkuppe ist, ca. 5-6 m unterhalb, ein doppelter, in Teilen verschleifter Graben zu erkennen, der am Westhang der Rippe hinunter zieht. Am hinteren Teil des Grabens schließt eine die Burg fast vollständig umlaufende Terrasse an, die an der Nordwestseite beim Überqueren der Bergrippe als Sohlgraben mit Vorwall ausgebildet ist. An der Ostseite ist die Terrasse wegen des ausgeprägten Steilabfalls unterbrochen.

Das obere Burgplateau weist eine Länge von 40 m auf, wobei sich im Südosten ein rundes Plateau (Ø 11 m) abhebt, auf dem Mauerreste eines runden, aus Kieselsteinen aufgeführten Turmes deutlich zu erkennen sind. Ge-

gen das anschließende, 1,5 m tiefer liegende und nur etwa 3 m breite Restplateau richtet sich ein kleiner Wall. Außer an der Ostseite wird das obere runde Plateau auf allen Seiten von einer 3-4 m tiefer liegenden, 3 bis 3,5 m breite Hangterrasse umgeben. Ob es an der schmalsten Stelle des Grates gegen die Bergüberhöhung als Vorbefestigung vielleicht einen äußeren Halsgraben gab, ist ohne archäologische Untersuchungen nicht zu entscheiden.

Der *Burgstall* in Bohlingen

Der Flurname *Burgstall* am Ostrand von Bohlingen, in der südlichen Aachniederung, deutet auf eine verschwundene Niederungsburg, von der Reste nicht bekannt sind. Der Flurname ist für 1486 zuerst belegt. Heine (1978)⁹ hält eine Entstehung der Burg spätestens im 13. Jahrhundert für wahrscheinlich, doch ist weder über ihre Entstehung noch über die Zerstörung etwas bekannt.

Der Flurname *Wittenspurg*

Wittenspurg lautet ein Flurname im früheren Lummoldzelg auf dem Galgenberg, 650 m nordnordöstlich der Bohlinger Kirche. Er erscheint zuerst 1495. Götz/Müller (1973)¹⁰ vermuten den Standort der Burg im früheren Lummoldzelg beim ehemaligen Galgen auf dem Galgenberg, da dort ebenfalls 1495 eine Flur *Burgstall* genannt wird. Weiteres ist nicht bekannt und Baureste einer Burg wurden auf dem Galgenberg bisher nicht entdeckt.

Die Frankenburg

Die Reste der Frankenburg findet man 2,2 km südöstlich der Bohlinger Kirche auf einer kleinen Kuppe, die sich auf einer nach Norden hin steil abfallenden Bergrippe am Nordrand des Schiener Berges erhebt. Gegen die Bergrippe richtete sich ein Halsgraben, der durch das Anlegen eines Waldweges großenteils zerstört wurde. Heine (1978) vermutet, daß es sich um eine kleine *Turmburg* handelte, die sich auf der etwa rechteckigen, nur 6 × 12 m großen Fläche erhob. Nur noch schwach erkennbare

⁸ Heine 1978, S. 98.

⁹ Heine 1978, S. 98.

¹⁰ Götz / Müller 1973, S. 123-177.

kennbare Schuttwälle verweisen auf den (Wohn-?)Turm von ca. 6 × 7 m Grundfläche im Südteil. Auf der Nordseite schließt sich, ca. 2,5 m tiefer gelegen, ein kleines, etwa dreieckiges, 12 m langes und bis zu 8 m breites Plateau an. Knapp 7 m unterhalb zieht sich quer über die Rippe eine Graben-Wall-Anlage.

Der Burgname wurde auf den 1214 urkundlich genannten *Franko de Bollingen* bezogen, doch ist die Bezeichnung *Frankenburg* als Wald- und Flurname erst ab 1455 belegt.¹¹ Ein Zusammenhang mit der oberhalb gelegenen Schrotzburg wurde benannt; Götz/Müller (1973) sehen hier gar ein „Verteidigungssystem“ rund um die Schrotzburg, doch ist das eine bloße Vermutung, ebenso wie die Annahme, der zur Burg gehörige Wirtschaftshof sei nördlich unterhalb der Frankenburg in der wüst gefallenen Siedlung Pfeffnang / Rogshoven zu suchen.¹² Die Frankenburg ist vermutlich bereits vor der Mitte des 15. Jahrhunderts untergegangen. Nur geringe, teils in der Substanz gefährdete Mauerreste sind heute oberirdisch zu erkennen.

Die mutmaßliche Burgstelle östlich der Frankenburg

Eine weitere mögliche Burgstelle konnte anlässlich einer Begehung am 2. Februar 2002 auf einer der Frankenburg östlich benachbarten Bergrippe entdeckt werden. Die kleine Anlage in Spornlage wurde noch nicht weiter untersucht. Sie ist durch zahlreiche Fuchsbauten in Teilen beschädigt. Eine Vermessung der Anlage durch Mitglieder des Nellenburger Kreises ist – nach Absprache mit dem Kreisarchäologen und der Denkmalpflege – beabsichtigt.

Die Schrotzburg

Auf dem markanten, 693 m hohen Sporn am Nordrand des Schienerberges erhebt sich über Bohlingen die Ruine der Schrotzburg, die nicht innerhalb der Bohlinger Gemarkung liegt, jedoch unmittelbar an jene angrenzt. Die Spornspitze als Standort der Hauptburg fällt auf drei Seiten steil ab. Von ihr durch einen

tiefen Graben nach Süden abgetrennt liegt die große Vorburg. Beide Burgteile verbindet ein schmaler Damm, der wohl die Stelle des mittelalterlichen Zuganges einnimmt. Vielleicht wurde der Damm zur Abfuhr von Steinen bei der „Ausschlachtung“ der Ruine aufgeschüttet. Über die Datierung der weitläufigen Vorburg können nur archäologische Grabungen Aufschluß geben, doch ist eine frühmittelalterliche Entstehung möglich, wie sie Dobler (1979/80)¹³ benennt.

Über den Ursprung der Burg ist nichts bekannt. Ihr Name soll vom Personennamen Scrot abgeleitet sein: Im nahegelegenen Schienen bestand um 800 ein Landgut des fränkischen Grafen Scrot „von Florenz“, der das Kloster Schienen stiftete. In Urkunden erscheint die Burg ab dem 14. Jahrhundert. Die Struktur der Hauptburg läßt eine Entstehung im Zeitraum vom 12. bis zum 14. Jahrhundert als wahrscheinlich annehmen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war die Burg Sitz der Herren von Schienen, einer anfangs vielleicht edelfreien, später reichenausschen Ministerialenfamilie, die 1211 zuerst urkundlich erwähnt wird, 1638 im Mannesstamm und 1676 in weiblicher Linie ausstarb. Die Burg war später Lehen von Hohenklingen und von Fürstenberg. Die landesherrlichen Rechte lagen bei der Landgrafschaft Nellenburg. 1441 wurde die Burg im Städtekrieg niedergebrannt, und dann im 30jährigen Krieg wohl endgültig zerstört. Der Wirtschaftshof wurde nach dem Tod des letzten Namensträgers von Schienen an Bauern verpachtet.

Vor dem die Hauptburg umgebenden Graben liegt ein Halbmondwall auf der Vorburgseite. Von der Hauptburg sind außer dem Graben Reste der Ringmauer und von Bauten auf dem Plateau erkennbar. Eine Zuordnung zu bestimmten Gebäuden kann nicht erfolgen, wenn auch der Mauerstumpf in der Mitte der ovalen Hauptburg (25 × 35 m) oft als „Turm“ bezeichnet wurde. Im 1. Weltkrieg war in der Schrotzburg eine Luftabwehr-Batterie installiert.

Heute sind die Mauern der Ruine der Schrotzburg, deren Füllmauerwerk teilweise bloß liegt, durch gedankenloses Herumklettern

¹¹ Heine 1978, S. 98.

¹² Götz / Müller 1973.

¹³ Dobler 1979/80, S. 7 ff.

von Touristen gefährdet. Zudem wird derzeit die Errichtung eines Aussichtsturmes innerhalb der Ruine diskutiert. Durch die Böschung der weitläufigen Vorburg wurde in jüngster Zeit ein Weg geschoben. Schon vor längerer Zeit ist diese durch den Einbau eines Wasserhochbehälters gestört worden. Die Schrotzburg gehört damit zu den zahlreichen „Sorgenkindern“ der Burgenforschung und der Denkmalpflege im Hegau.

Literaturauswahl

- Berner, Herbert (Hg.): Beiträge zur Bohlinger Geschichte. Singen/H. 1973.
- Berner, Herbert (Hg.): Singen, Ziehmutter des Hegaus. Singener Stadtgeschichte, Bd. 1. Konstanz 1987.
- Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg, Bd. II, bearb. von Dagmar Zimdars u.a. Berlin und München 1997, S. 112.
- Dobler, Eberhard: Die Schrotzburg, eine alemannische Herzogsburg im Hegau. In: Hegau 36/37, 1979/80, S. 7ff.
- End, Gotthard: Die Burgen der Höri und ihre Besitzer. Schaffhausen 1940.
- Götz, Franz: Bodensee und Hochrhein zwischen Konstanz und Schaffhausen. Singen/H. 1971, S. 62.
- Götz, Franz / Müller, Anneliese: Bohlinger Herrschafts-, Rechts- und Besitzverhältnisse vom Mittelalter bis ins 19. Jh. In: Berner 1973, S. 123-177.
- Heine, Hans-Wilhelm: Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee (= Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 5). Stuttgart 1978, S. 98.
- Kraus, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz (Die KD des Grossherzogtums Baden, 1. Bd., hrsg. von F. X. Kraus). Freiburg i.Br. 1887, S. 61.
- Losse, Michael: Nicht ohne einen „gewissen historischen Wert...“: Anmerkungen zum Umgang mit und zur Rezeption von Burgen und Schlössern im Hegau vom 17. Jh. bis zum ersten Drittel des 20. Jh.. In: Hegau 57, 2000, S. 7-61.
- Losse, Michael / Noll, Hans: Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau. Wehrbauten und Adelssitze im westlichen Bodenseegebiet. Singen/H. 2001.
- Ludwig, Volker: Die Entstehung des Naturschutzgebietes Hohenstoffeln. In: Hegau-Jahrbuch Nr. 54/55, 1997/98.
- Oesterle, Kurt: Doktor Faust besiegt Shylock. Wie Ludwig Finckh den Hohenstoffeln rettete und wie der Reichsführer-SS Heinrich Himmler ihm dabei half. In: Hegau-Jahrbuch Nr. 54/55, 1997/98.
- Schneider, Ernst: Flurnamen der Gemarkung Bohlingen. In: Berner 1973, S. 17-122.
- Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich: Die Ritterburgen des Höhgau's:
Bd. 1: Geschichte der Württembergischen Burgruine Hohentwiel, für die Besucher derselben beschrieben. Mit einer Ansicht. Tuttingen 1833.
Bd. 2: Hohenkrähen, Mägdeberg, Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Staufeu, Randeck, Roseneck. Mit Ansichten. Konstanz 1833.
Bd. 3: Nellenburg, Langenstein, Fridingen, Homburg. Mit einer Ansicht. Konstanz 1833.
Bd. 4: Bodman, Hohenfels. Konstanz 1834.
- Schönhuth, O. F. H.: Neuer Führer um den Bodensee und zu den Burgen des Höhgau. Lindau 1851.
- Schönhuth, O. F. H.: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs und der Preußisch-Hohenzollernschen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller dargestellt. 5 Bde. Stuttgart 1860/61.
- Schönhuth, O. F. H.: Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. 2 Bde. 1861/62.
- Schulze-Battmann, Elfriede: Das Bohlinger Ortsbild mit seinen Baudenkmalen. In: Berner 1973, S. 178-186.
- Schuster, Eduard: Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe o. J. (1908), S. 57.
- Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Konstanz (Hg.): Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung. 4. Bde. Sigmaringen 1968-84, hier Bd. IV.
- Tillmann, Kurt: Lexikon der deutschen Burgen und Schlösser. 4 Bde. 1958-61, S. 103.
- Weissmann, H.: Geschichte des Dorfes und der ehemaligen Herrschaft Bohlingen. Freiburg i.Br. ²1951, S. 44, 80 f, 160-162.

Udo Liessem

Kurze Bemerkungen zu den Burgendarstellungen bei Otto Ubbelohde (1867-1922)

Trotz der beiden groß angelegten Biographien zu Otto Ubbelohde von Hans Laut (1943) und Bernd Küster (1984), die nochmals, ergänzt und verändert 1997 herausgegeben wurde, und des Katalogs seiner Radierungen und Exlibris von Carl Graepler (1967), auch er mit einer zweiten, ergänzten Auflage (1983) sowie der kommentierten Bibliographie durch Philipp Peter Schmidt, die 1997 bereits ein zweites Mal erschien¹, steht das Wissen um die Kunst von Otto Ubbelohde zwar nicht mehr am Anfang, doch fehlen noch sehr viele Informationen und noch lange sind nicht alle Werkgruppen genügend analysiert und ausgewertet worden. Zahlreiche weitere Arbeiten, meist in Aufsatzform, aber auch Monographien ergänzen das Bild des Marburger Künstlers.² Einen großen Schritt nach vorne brachte der Sammelband – *Otto Ubbelohde. Kunst und Lebensreform um 1900* –, der 2001 im Hinblick auf den hundertsten Todestag des Künstlers am 8. Mai 1922, parallel zu einer bedeutenden Ausstellung, erschien.³

Erschwerend für die Beurteilung des Werkes von Ubbelohde, wobei folgend im Wesentlichen nur auf die Illustrationen und überhaupt nicht auf seine Gemälde eingegangen werden wird⁴, ist der Umstand, daß immer wieder Neues zu seinem enormen Œuvre auftaucht.

Die Jahre um 1900, die einen gewaltigen Aufbruch in allen Bereichen der Kunst hervorriefen, haben auch Otto Ubbelohde geprägt. „In dieser Aufbruchstimmung findet das neue Lebensgefühl ganz wesentliche Quellen in der Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld zwischen den beiden Polen „Zivilisation“ und „Natur“ – gleichsam Synonyme für Lebenswirklichkeit und Lebensvorstellung“.⁵ Auch Ubbelohde empfand das Spannungsfeld, er lebte zwischen diesen beiden Polen und hat sich nie aus dieser Spannung, die für ihn einen tiefen Konflikt bedeutete, lösen können. Auch der Erwerb eines Grundstücks an der Lahn in Goßfelden nahe von Marburg und der sich anschließende Bau eines Wohn- und Atelierhauses⁶ ist in dieses zeitlebens existierende,

¹ Laut 1943; Küster 1997; Graepler 1983; Schmidt 1982.

² Die einzelnen Arbeiten sind bei Schmidt 1982 nachgewiesen. Besonders genannt werden muss Küster 1982.

³ Joch 2001.

⁴ Siehe hierzu Graepler 1988.

⁵ Großkinsky 2001, besonders S. 257.

⁶ Rinn, Ludwig: „Besuche bitte kurz“ – das Otto-Ubbelohde-Haus in Goßfelden. Zum Topos des Künst-



Abb. 1: Innenhof von Burg Runkel, aus dem Zyklus Eisenhans, Blatt 3, 1910. Bleistift.

nicht aufzulösende Spannungsfeld einzuordnen.

In dem gewaltigen Œuvre Ubbelohdes stellen die rund 450 Zeichnungen zu den Grimmschen Märchen unzweifelhaft einen Höhepunkt dar und sind das Bekannteste. Das manifestiert sich u. a. darin, daß sie immer wieder und immer noch aufgelegt werden.⁷ Aber auch seine zahlreichen Städte- und Landschaftsdarstellungen haben eine enorme Verbreitung und eine weite Anerkennung erfahren, nicht zuletzt durch ungezählte Postkarten. – Gleichgültig aber, welchen Auftrag der Künstler auszuführen hatte, die meisten seiner illustrativen Arbeiten waren nämlich Auftragsarbeiten, wurde er „nicht der Sklave des vorgeschriebenen Themas, sondern bewahrt[e] sich eine Selbständigkeit, die den Betrachter erfreut“.⁸ – Und wenn nur irgendwie möglich, siedelte Ubbelohde das von ihm Darzustellende in der über alles geschätzten hessischen Heimat an, für die

lerhauses um 1900. In: Joch 2001, S. 121-128.

⁷ Schmidt 1982, Nr. 6 auf S. 78-81; die Zahl der Federzeichnungen lautet exakt 447.

⁸ Laut 1943, S. 36.



Abb. 2: Entwurf zu König Drosselbart. Feder.

er sich mit größtem Eifer und bisweilen recht kämpferisch eingesetzt hat. So muß man Hans Laut zustimmen, der feststellt: „das Werk Otto Ubbelohdes ist im wesentlichsten Heimatkunst im besten Sinne des Wortes“.⁹ Bedauerlicherweise wird immer noch *Heimatkunst* zu gerne mit Heimattümelei u. dgl. verwechselt; ihr haftet für viele auch heute noch ein fader Beigeschmack an. Welche große Kraft und Erneuerung aber aus einer richtig begriffenen Heimatkunst erwachsen können, erweisen u. a. die „aus diesem Impuls heraus entstandenen zahlreichen Künstlerkolonien wie Worpswede, Dachau, Murnau“.¹⁰ Zu Worpswede hatte Ubbelohde eine enge Beziehung, er verbrachte dort drei länger Aufenthalte.¹¹

Ubbelohdes Strich ist unverwechselbar, wird sofort erkannt und wurde, was bereits zu seiner Lebzeit begann, häufig nachgeahmt, wenn er Schüler im eigentlichen Sinne auch nie gehabt hat. Mit der Bleistift- oder der Federlinie charakterisiert er die Landschaft und

⁹ Laut 1943, S. 5.

¹⁰ Kepler, Anke: Heimatkunst, Bauerntum, Scholle, Blut und Boden. In: Ausst.kat. Darmstadt 2001, S. 299-301, hier S. 299.

¹¹ Vgl. Küster 1982.



Abb. 3: Blick auf Burg Ludwigstein mit Burg Hanstein im Hintergrund, 25.5.1921. Feder.

gibt die Geschichte eines Gebäudes, einer Burg, eines Schlosses wieder, so wie er sie interpretiert haben will. Wolken, die Ubbelohde besonders liebte, vermitteln nuancierte Stimmungswerte, die einen Hang zur Melancholie, die sich in eine Einsamkeit steigert, verraten. Häufig werden die feinnervigen Striche nebeneinander gelegt, formen sich zu Liniensträngen, modellieren, bilden Flächen und Abgründe und wirken bisweilen, als ob sie schwingen oder flimmern würden, sorgen für Lebendigkeit in einer sonst grenzenlosen Einsamkeit, die bisweilen ins Heroische führt, jedoch nie ins Pathetische abgleitet. Sie schaffen Schatten, aber auch gleißendes Licht und bewirken eine ungeheure Plastizität. Bisweilen, etwa beim Innenhof von *Burg Runkel* an der Lahn, sorgt ein feinmaschiges Gitternetz von Strichen für eine eine nuancierte Dunkelheit, für tiefen Schatten (Abb. 1). – Kurz: das Geflecht der Linien erzeugt die Otto Ubbelohde eigene Atmosphäre.

Wie völlig unterschiedlich die Wirkung ein und derselben Burganlage ist, wenn sie verschattet bzw. im gleißenden Sonnenlicht liegt, beweisen zwei Federzeichnungen des Innenhofes von *Burg Runkel*, wobei der Gestaltung des

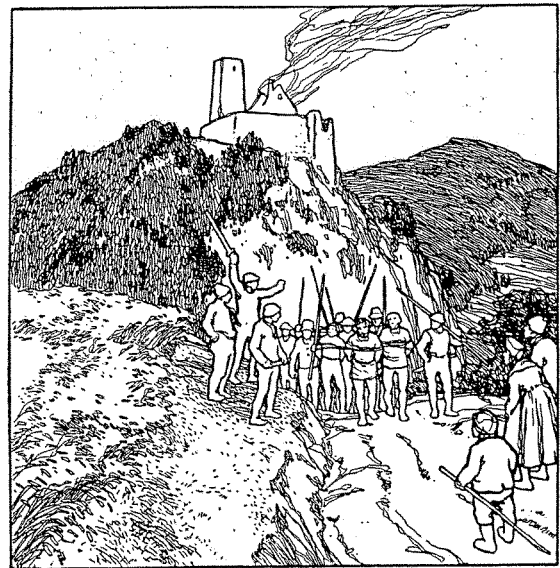


Abb. 4: Burg Weißenstein, Illustration zur Weißensteinsage, um 1915. Feder.

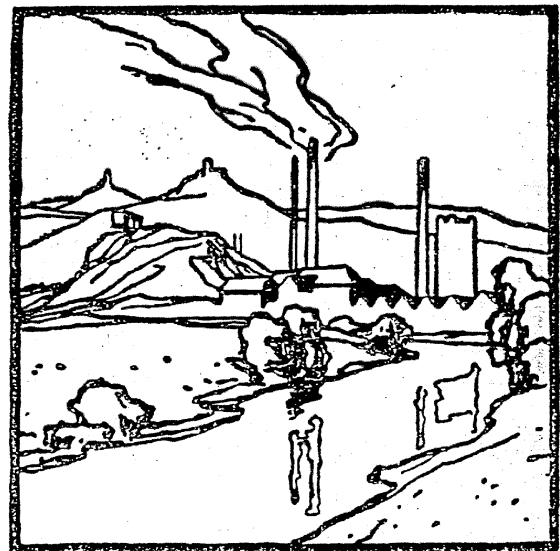


Abb. 5: Gleiberg und Vetzberg, 1914. Aus: *Schönes deutsches Land*. Feder.

Himmels dabei eine entscheidende Rolle zukommt (Abb. 1, 2).¹²

Sieht man von den Märchen- und Sagenillustrationen ab, und natürlich auch von den Schulbüchern, spielen Menschendarstellungen nur eine untergeordnete Rolle. Dennoch wirken Ubbelohdes Zeichnungen, seien es Land-

¹² Die beiden Auffassungen des Innenhofes von Burg Runkel a. d. Lahn sind wiedergegeben bei Mehr1985, S. 71-73. Bei dem verschatteten Bild handelt es sich um die Ansicht *Runkel* aus der Mappe *Städte und Burgen an der Lahn* (s. u.), der Burghof im Sonnenlicht gibt ein Entwurf zum *König Drosselbart* wieder; abgebildet ebd., S. 72.

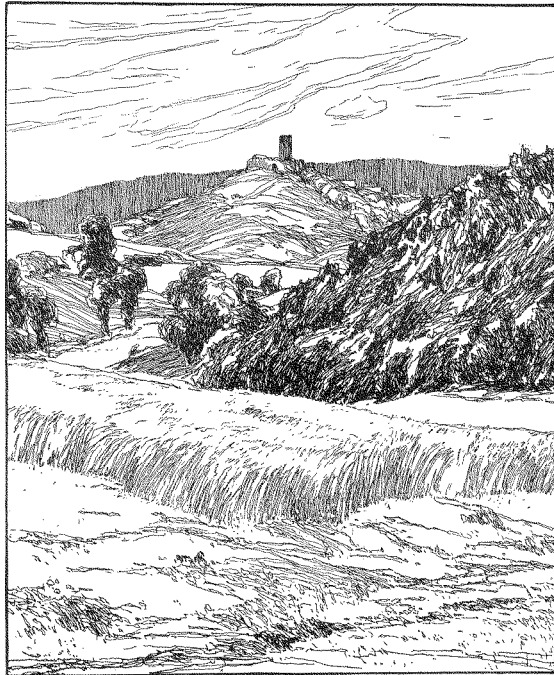


Abb. 6: Burg Mellnau. Aus: Rings um Marburg, 1922. Feder.

schaften oder Burgen oder Städte, nicht leblos, rufen eine für ihn spezifische Atmosphäre hervor, die etwas Unwirkliches und Überhöhtes an sich hat. Ein Zug ins Heroische ist bisweilen zu erkennen, gleitet aber nicht ins Pathetische ab.

Und obwohl die gebauten Objekte, die Burgen und Schlösser, die Gassen und auch die Landschaften sehr häufig, ja fast immer zu verifizieren sind, wirken sie wie stilisiert und reduziert auf das Notwendigste und verfügen über geradezu archetypische Züge: Bei allem Realitätsbezug geht von ihnen etwas Irreales aus. Das dürfte mit ein Grund sein, warum Otto Ubbelohde nicht nur in seiner hessischen Heimat, sondern weit darüber hinaus bekannt geworden ist und sich selbst heute einer immer noch steigenden Beliebtheit in ganz Deutschland erfreut.

Daß Ubbelohde ein Meister auch der sehr kleinen Form gewesen ist, beweisen nicht nur die üppige Reihe seiner Exlibris¹³, sondern auch die verschiedensten Buchillustrationen, von denen nur die ungemein reizvolle Titelvignette in *Marburg als Kunststadt* (1924), die das dortige Schloß zeigt, hervorgehoben werden soll.¹⁴

¹³ Zu den Exlibris siehe Graepler 1983, besonders S. 38-64.

¹⁴ Schmidt 1982, Nr. 108 auf S. 72.

Die Darstellungen von Burgen und Schlössern im Werke Ubbelohdes sind bereits früh gewürdigt worden. Besonders aussagekräftig und gleichzeitig zeittypisch sind die Äußerungen von Bodo Ebhardt, dem Gründer der Deutschen Burgenvereinigung, veröffentlicht in der Zeitschrift „Der Burgwart“ (1915): „Eine Fülle von Licht und Schönheit ist in diesen Bildern gefesselt, und gegenüber den liederlichen Schmierskizzen unserer leider nur zu einflußreichen internationalen Ästheten ist es eine wahre Wohltat, die Feinheit der Durcharbeitung und die Sicherheit der Darstellung zu bewundern, welche Ubbelohde mit der schönsten reinkünstlerischen Wirkung in seinen Blättern verwirklicht. Es ist immer außerordentlich schwierig für einen Maler, Bau Denkmäler künstlerisch schön und in den Einzelheiten so richtig wiederzugeben, daß sie dem Laien ebenso wie dem Baukünstler gefallen. Dazu gehört besondere Begabung und vor allen Dingen der heute so unmoderne Fleiß in der Durcharbeitung. Beides finden wir in den Blättern Ubbelohdes vereinigt. Wir finden aber auch in seiner Darstellung trotz aller Einfachheit eine Lichtwirkung von größter Kraft“.¹⁵ „Sein Hell-Dunkel-Rhythmus fasziniert be-



Abb. 7: Der Pulverturm am Glaskopf, 1893. Feder.

¹⁵ Ebhardt 1915, S. 154. Vor und hinter dem Aufsatz sind noch weitere Illustrationen von Ubbelohde.

sonders bei seinen Burgenzeichnungen“ und erinnert an den in Worpsswede gepflegten Stil, meinte Willy Mehr.¹⁶

Ubbelohde bevorzugt die Einbettung der Burg in die Landschaft, das Verschmelzen der mittelalterlichen Bauwerke mit den Bergen in der Ferne, den Weitblick in die Landschaft, wobei den Burgen etwas absolut Zeitloses innewohnt. Sie besetzen die Berge wie archetypische Chiffren. „Ubbelohde malt vor allem Träume. Jedem seiner Bilder entspringt ein eigenartiger Zauber. Die Einsamkeit seiner Landschaften ist unentrinnbar“.¹⁷ Die schöne Federzeichnung *Blick auf Burg Ludwigstein mit Burg Hanstein im Hintergrund* (25. 5. 1921) ist für das Vorgesagte ein schöner Beleg (Abb. 3).¹⁸

Berg und Burg bilden eine bemerkenswerte Einheit. „Formal als auch inhaltlich stellt das Motiv des Berges in der Landschaftsmalerei in mehrfacher Hinsicht ein herausragendes Thema dar. Von der eigentlichen Lebenswelt des Menschen räumlich entrückt, gehört der Berg dennoch – auf Grund seiner Fernsichtbarkeit und dominanten Präsenz in der Umwelt – zum Bewußtsein des Menschen. Als Bindeglied zwischen Himmel und Erde beflügelt er die mythischen und mystischen Vorstellungen ... Aus dieser Sicht gewinnt der Berg als ausgegrenzter Landschaftsteil eine Bedeutungsebene, die traditionell Schutz und Freiheit, Glück und Seligkeit umfaßt“.¹⁹ Ubbelohde scheint den Berg ebenso zu empfinden und wenn er ihn mit einer Burg besetzt, kommt die Dimension der Vergangenheit, gleichzeitig aber auch, das ist paradox, die der Zeitlosigkeit hinzu.

Relativ selten werden Burgen allein um ihrer Architektur wegen wiedergegeben. Sie sind eingebettet in Grün oder sind auf das Engste verbunden mit der Landschaft; sind dort präzise verortet, in Hessen und im Nassauischen oder sind Teil einer Märchenlandschaft, die aber wiederum im Heimatraum angesiedelt wird.

Man muß die Burgen- und Schlösserdarstellungen von Otto Ubbelohde in mehrere Gruppen unterteilen:

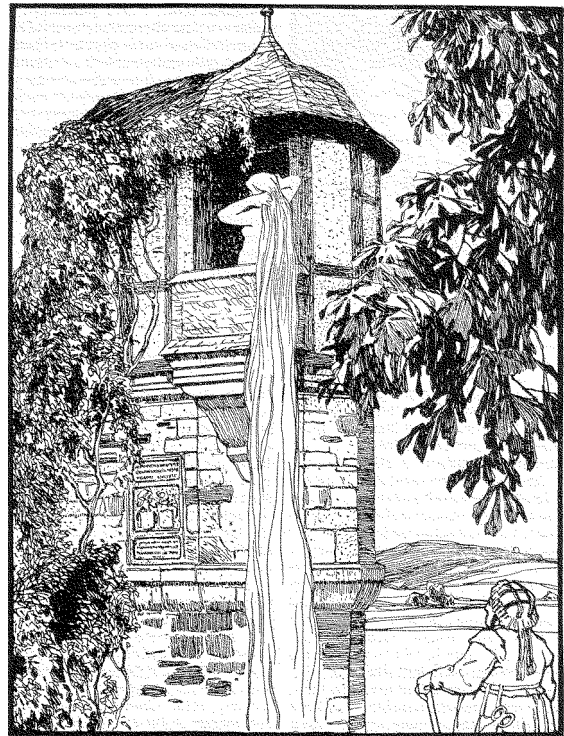


Abb. 8: Schloß Amönau, aus: Rapunzel, 1893. Feder.

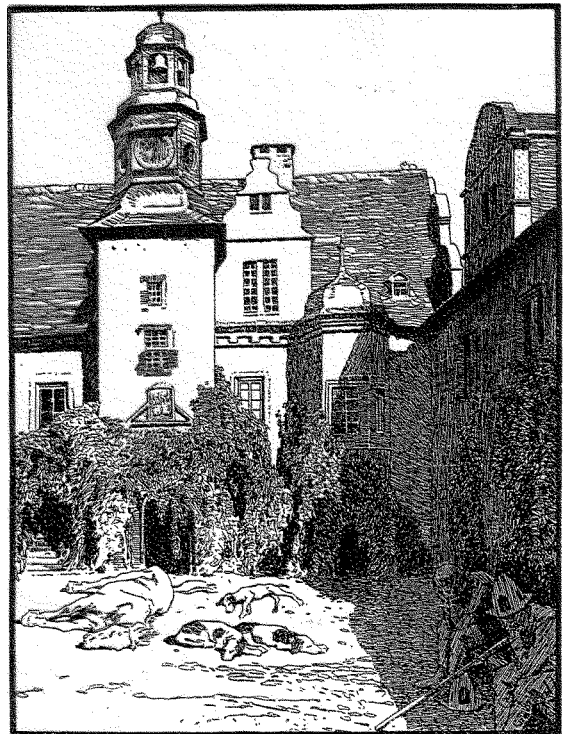


Abb. 9: Schloß Weilburg, Hof. Feder.

¹⁶ Mehr 1985, S. 71.

¹⁷ Mehr 1985, S. 71.

¹⁸ Die Ansicht, datiert 25.5.1921, ist auf dem Titelblatt der Zeitschrift *Hessische Heimat*, 25. Jg., H. 2/3, 1975, wiedergegeben. Die Federzeichnung wirkt ungemein dekorativ.

¹⁹ Großkinsky 2001, S. 257.

Phantasieburgen

Zum Ersten sind die reinen Phantasieburgen zu nennen. Man findet sie bevorzugt als Illustrationen zu den Deutschen Sagen und den Grimmschen Märchen. Die Burg auf dem *Weißenstein* bei Marburg bietet ein gutes Beispiel für diese Gruppe (Abb. 4).²⁰

Burgen in der Ferne

Auf einer Kuppe, einem Berg steht am Horizont eine Burg und hebt sich silhouettengleich vom Himmel ab. Details sind zwar nicht zu erkennen, dennoch sind diese Burgen sofort geographisch einzuordnen. Das oben angeführte Blatt mit dem *Ludwigstein* und *Burg Hanstein* kann wieder zitiert werden (Abb. 3), wobei *Burg Hanstein*, die hinter dem *Ludwigstein* liegt, und winzig klein ist, den Blick magisch auf sich zieht.

Eine auffallende Zeichnung schmückt den Deckel des Buches *Schönes Deutsches Land* (Abb. 5).²¹ In der ruhig fließenden Lahn spiegeln sich sowohl die Ufervegetation als auch die schlanken, hohen Schornsteine der Eisenwerke Buderus in Wetzlar. Die Rauchfahnen steigen ruhig auf in den wolkenlosen Himmel. Hinter dem großen Eisenwerk steigt das Mittelgebirge allmählich an und gipfelt am Horizont in zwei Bergen, die mit in den Himmel ragenden Burgen besetzt sind: *Gleiberg* und *Vetzberg*. Moderne Zeit und geschichtliche Größe verbinden sich hier zu einem einvernehmlichen Gesamtbild, wobei den Burgen eine gewisse Wächterfunktion zuzukommen scheint. Diese Zeichnung ist ohne Parallelen im Œuvre von Otto Ubbelohde.

Präzise, aber leicht veränderte Darstellungen von Burgen

Diese Form der Wiedergabe pflegte Ubbelohde vor allem bei der Illustrierung von Sagen und Märchen. Er nahm die Beispiele zumeist aus dem näheren heimischen Raum, verortete so die Erzählungen und band sie an bekannte und liebgewonnene Architektur, wobei er sie,

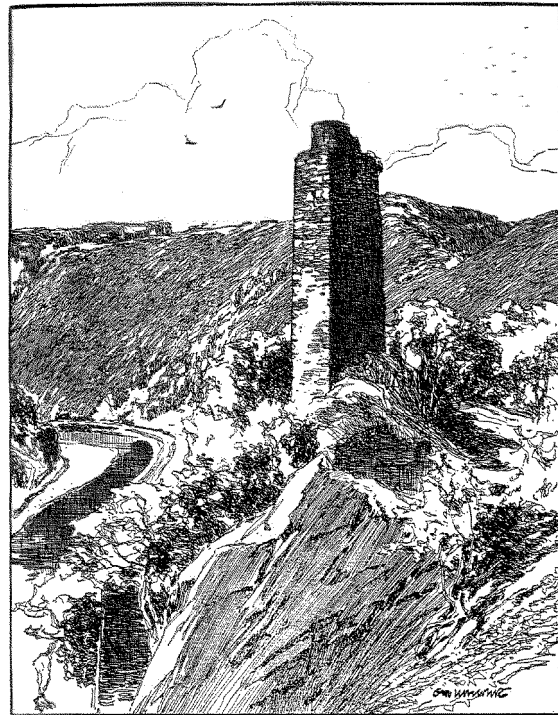


Abb. 10: Die Laurenburg. Aus: Städte und Burgen an der Lahn, 1907/08. Feder.

dem Zweck entsprechend, leicht verändert. Der Innenhof von *Burg Runkel* im Märchen *Eisenhans* soll hier beispielhaft genannt werden (Abb. 1, 2). In den Grimmschen Märchen finden sich u. a. folgende Bauten: Das *Schloß in Marburg*, die Burgen *Mellnau* (Abb. 6), *Frauenberg* und *Schweinsberg* sowie der *Pulverturm am Glaskopf* (Abb. 7), alle im Marburger Land, die *Amöneburg*, *Burg Runkel* und *Schloß Weilburg* an der Lahn oder *Burg Münzenberg* in der Wetterau, um nur einige Beispiele zu nennen.²²

Die vielleicht bekannteste Märchenillustration von Ubbelohde zeigt Rapunzel, die sich ihr langes, goldenes Haar kämmt, das aus dem hoch gelegenen Fenster hängt und bis auf den Boden reicht. Auch hier hat Ubbelohde das Märchen wieder im Heimatraum angesiedelt. Für die Szene nahm er, wenn auch leicht verändert, doch sofort erkennbar, das reizvolle

²⁰ Becker 2002, bes. S. 152-154 und Abb. 1, 4, 5.

²¹ Schmidt 1982, Nr. 105 auf S. 71/72. Die Ansicht ist vergrößert auch auf dem Deckblatt zu Liessem 1990. – Sammlung Liessem, Koblenz, Marburg. Enorm vergrößert wurde die Ansicht auch für das Plakat der Ausstellung genutzt.

²² Da sich Otto Ubbelohde einer ständig steigenden Beliebtheit erfreut, sind mehrere Wandervorschläge durch die Stadt Marburg und ihre Umgebung ausgearbeitet worden, die die von ihm als Illustrationen verwandten historischen Gebäude zum Ziel haben, wobei seiner zum Teil leicht veränderten Wiedergabe des jeweiligen Objekts das Original gegenüber gesetzt wird. Kothe 1997; Woischke 1988; Wanderkarte 1985.

barocke Garten-, besser Lusthäuschen (1615/1616) von *Schloß Amönau* (Abb. 8).²³

Burgenportraits

Die letzte Gruppe betrifft die Burgenportraits. Bei diesen Blättern beschäftigte sich Otto Ubbelohde sehr genau und äußerst präzise mit bestimmten Burganlagen, wobei es sich nahezu ausschließlich um Auftragsarbeiten handelt. Und auch die letzte Arbeit, die Ubbelohde im Januar 1922 erhielt, würde einer Burg gegolten haben, und zwar erhielt er den Auftrag für eine Zeichnung und Radierung von der *Marksburg*.²⁴ – Bei aller Genauigkeit der Wiedergabe sind die Blätter dieser Gruppe weit entfernt von einem platten Photorealismus. Auch hier ist wieder die Einbettung der historischen Architektur in die Landschaft festzustellen. Und wenn, wie bei den Blättern der Innenhöfe vom Schloß in *Weilburg* (Abb. 9) bzw. dem von *Burg Runkel* (Abb. 1, 2) tatsächlich „nur“ Ar-

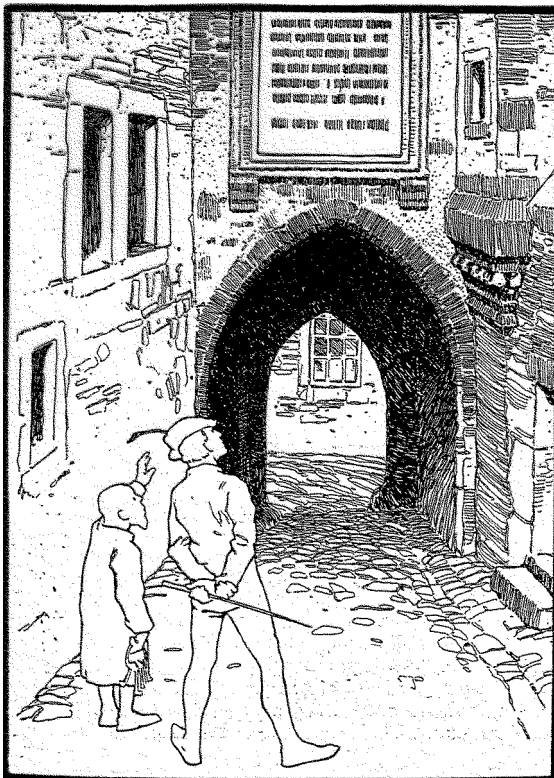


Abb. 11: Marburger Schloßhof. Aus: *Das Märchen von der Bienenkönigin*. Feder.

²³ Wanderkarte 1985; geschickt sind hier die Zeichnung von Ubbelohde und ein Photo des Bauwerks nebeneinander gesetzt.

²⁴ Vgl. Otto Ubbelohde – Lebensdaten. In: Joch 2001, S. 159-161, hier S. 161.

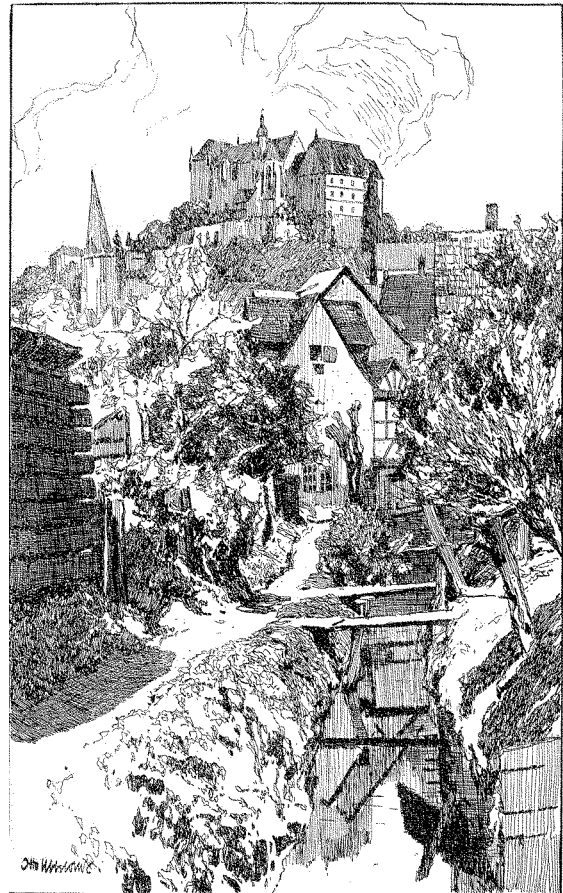


Abb. 12: Marburger Schloß. Aus: *Städte und Burgen an der Lahn*, 1907/08. Feder.

chitektur wiedergegeben wird, setzt Ubbelohde mit Efeuranken oder Rosenstöcken belebende Akzente.

Bei aller künstlerischen Gestaltung und naturnahen Einbettung der Burgen sind die Ansichten doch so präzise, geben exakt den Bauzustand zur Zeit ihrer Entstehung wieder, daß sie als Dokument gewertet werden können. Aus diesem Grunde wurde beispielsweise das Blatt der *Laurenburg*, das sich erstmals in der Mappe *Städte und Burgen an der Lahn* (1907/08) nachweisen läßt (Abb. 10)²⁵, vom Verfasser in einer Arbeit über polygonale Bergfriede einem Photo vorgezogen²⁶, weil der Turm sich unterdessen durch Sanierungsmaßnahmen weit von dem historischen Zustand um die Jahrhundertwende entfernt hat.

Die Beliebtheit der Burgenportraits von Otto Ubbelohde läßt sich etwa daran festmachen, daß sie immer wieder zu Illustrationszwecken eingesetzt werden. Noch 2001 wurde die gera-

²⁵ Schmidt 1982, Nr. 45 auf S. 62/63.

²⁶ Liessem 1984, Abb. 9.

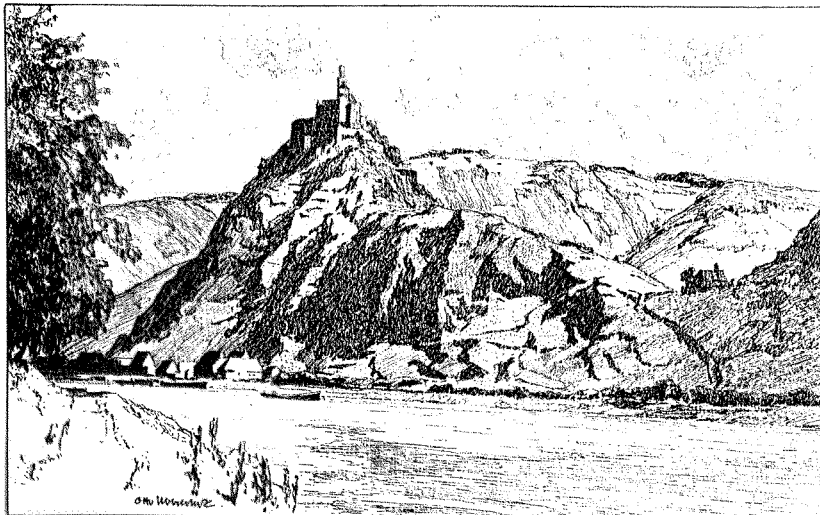


Abb. 13: Die Marksburg. Aus: Der Rhein, 1912. Feder.

de zitierte Mappe erneut herausgegeben, wobei die Ansichten mit folgender, bemerkenswerter Begründung vergrößert wurden: „Diese neue Ausgabe ist so gefertigt, daß die Blätter leicht herausgetrennt werden können, um in einem Wechselrahmen Platz zu finden“.²⁷

Zu einer weiteren Gruppe, die sich mit dem Thema Burg und Schloß beschäftigt, sind solche Ansichten zu rechnen, bei denen nur Teile von historischen Bauwerken verwandt werden, sozusagen montiert in einen übergeordneten Kontext. Vor allem bei den Märchenillustrationen hat sich Ubbelohde dieser Technik bedient. So finden sich beispielsweise das *Marburger Schloßtor* wieder im Märchen von der Gänsemagd, das von *Burg Mellnau* beim Eisenhans oder der innere Hof des Schlosses in *Marburg* im Märchen der Bienenkönigin (Abb. 11).²⁸

„Märchen sind in jenem Land Nirgendwo, Zeit und Raum enthoben, angesiedelt. Irgendwann war es einmal, und wo es gewesen sein mag, ergänzt die Phantasie der Zuhörer. [...] Die für Ubbelohde wichtige Verknüpfung von Realität und Märchen wurde dadurch erleichtert, daß die Brüder Grimm ihre Erzählstoffe in Hessen und auch im Marburger Umland gesammelt hatten. [...] Vieles läßt sich in einem identifizierbaren Landschaftsrahmen wiederfinden, wenn auch kaum ein Motiv unverfremdet bleibt; oftmals werden die Seiten verkehrt, Bauwerke umgeordnet und Sehachsen verlegt“.²⁹ Diese wichtigen Erkenntnisse von Ar-

min Klein gelten zwar für die gesamte von Ubbelohde wiedergegebene Architektur, damit auch und besonders für Burgen und Schlösser und die Landschaft, in die sie gestellt sind.

Betrachtet man die Burgen und Schlösser, die Ubbelohde gezeichnet oder radiert hat, wobei nur die portraithaften Darstellungen gemeint sind, in einem Überblick, muß zunächst einmal betont werden, daß im Grunde die Loslösung der beiden genannten Kategorien von der Wiedergabe anderer historischer Architekturen wie Orangerien, Stadtbefestigungen, Rathäuser, Bürgerhäuser, Brunnen, Brücken usw. nicht getrennt werden darf. Sie unterliegen alle den gleichen Prinzipien, Strukturen, Ideen und Interpretationen. Dennoch wurde – aus Rationalitätsgründen – auf das Eingehen der aufgeführten historischen Baukategorien verzichtet. Allerdings sollen mit der Erwähnung seiner Arbeiten in einem Band über Bremen und des von Ubbelohde allein illustrierten Führers von Lübeck, den der Verfasser wohl für das schönste aller Ubbelohdeschen Bücher hält, soweit es sich um die reale Wiedergabe von Architektur handelt, nicht nur die nördlichsten Punkte seines Wirkkreises genannt werden, sondern damit werden auch absolute Höhepunkte des illustrativen Gestaltens von anspruchsvoller Stadtliteratur in den Jahren nach 1900 aufgeführt.³⁰

Sieht man von den unglaublich zahlreichen Publikationen ab, die Hessen betreffen und von Ubbelohde illustriert wurden, sollten wenigstens folgende Werke, die überdies den geographischen Raum, in dem der Künstler

²⁷ Ubbelohde 2001.

²⁸ Wie Anm. 22.

²⁹ Klein, Armin, Land Nirgendwo, Text zur Wanderkarte 1985.

³⁰ Schmidt 1982, Nr. 62 auf S. 65/66; Nr. 33 auf S. 60.

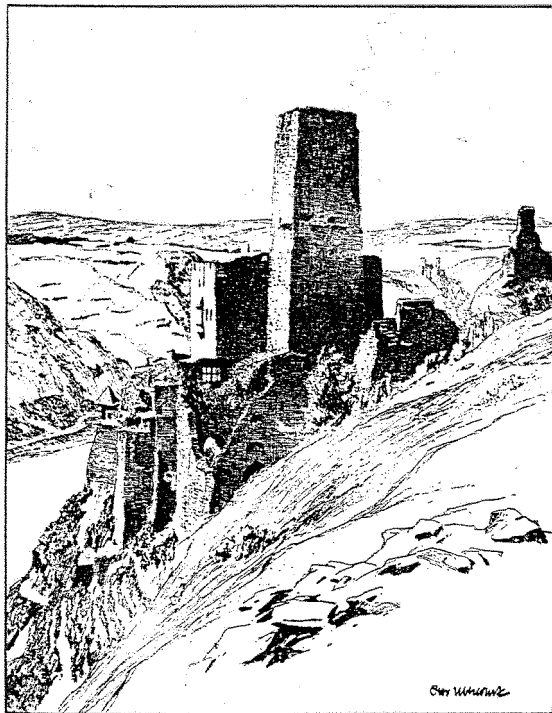


Abb. 14: Burg Gutenfels. Aus: *Der Rhein*, 1912. Feder.

gearbeitet hat, abstecken, wegen ihrer herausragenden Wiedergabe historischer Architektur aufgeführt werden: *Führer durch Hameln* (1914), *Führer durch Jena* (1912), *Alt-Tübingen* (1913), *Vom Haigerloch zum Neuffen* (1920).³¹

Drei Mappenwerke verdienen herausgehoben zu werden, zumal in ihnen Burgen das Hauptthema bilden: In der Mappe *Städte und Burgen an der Lahn* (1907/08) stellt Otto Ubbelohde Burgen vor zwischen Marburg (*Schloß*) (Abb. 12) und Oberlahnstein (*Burg Lahneck*). – Das Werk *Der Rhein* (1912) bringt mit den Blättern von der *Marksburg* (Abb. 13) oder *Burg Gutenfels* (Abb. 14) Ansichten, die zum Besten zählen, was vor dem Ersten Weltkrieg auf diesem Gebiet veröffentlicht wurde. – In der dritten Mappe, *Die Wartburg* (1913 [1919]), beschäftigt sich Ubbelohde ausschließlich mit dieser einen thüringischen Burg, die auch heute noch zu den am meist besuchten und bekanntesten deutschen Burgen zählt und interpretiert sie in der ihm eigenen Weise, wobei der Burg in der Land-

³¹ Die Jahresangaben beziehen sich immer auf die erste Auflage; Schmidt 1982, Nr. 24 auf S. 56; Nr. 31 auf S. 60; Nr. 54 auf S. 64; Nr. 72 auf S. 67.

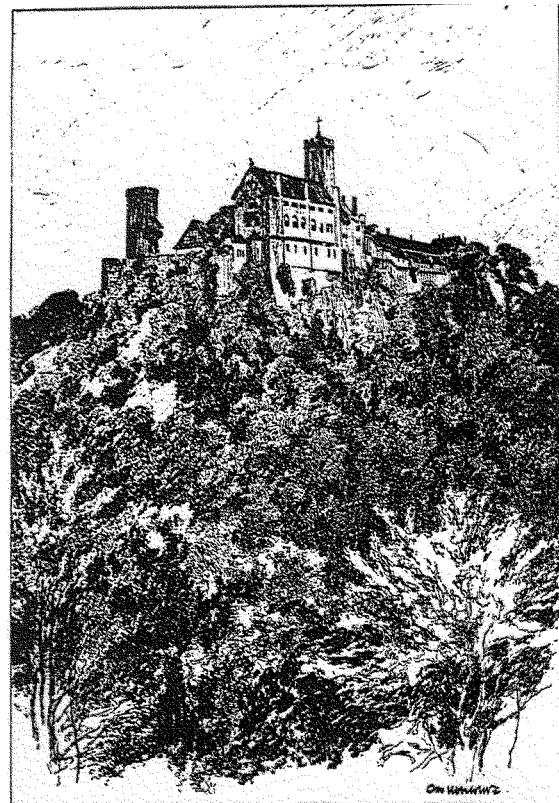


Abb. 15: Die Wartburg. Aus: *Die Wartburg*, 1913. Feder.

schaft eine herausragende Bedeutung zukommt (Abb. 15).³²

Unbedingt verdienen die Radierungen von Ubbelohde eine wenigstens kurze Betrachtung, zumal sie häufig Burgen zum Thema haben und überdies sehr früh im Œuvre des Marburger Künstlers auftauchen.³³ – Das bezaubernde, noch ganz spätromantisch empfundene Blatt *Burghof in Spangenberg* datiert 1885 und ist die älteste Radierung, die von Carl Graepler in seinem Katalog der Radierungen von Otto Ubbelohde nachgewiesen werden kann (Abb. 16).³⁴ Einmalig im Werk des Künstlers ist eine gewaltige Radierung von 72 × 52 cm, die zwar den Titel *Marktkirche in Halle* trägt, jedoch den Roten Turm als beherrschendes Motiv im Vordergrund zeigt (1909/10). Von dem herrlichen Blatt sind nur Probdrucke bekannt.³⁵

³² Schmidt 1982, Nr. 56 auf S. 64. Die erste Ausgabe (1913) war technisch unvollkommen, die Auflagen von 1919 und 1925 entsprachen dem geforderten Standard.

³³ Graepler 1983, besonders S. 11-37.

³⁴ Graepler 1983, Nr. 1 auf S. 12. Dieses technisch hervorragende Blatt ist jedoch in der Aussage – bei allem Charme – noch etwas bieder.

³⁵ Graepler 1983, Nr. 60 auf S. 27.



Abb. 16: Burghof in Spangenberg, 1885. Radierung.

Otto Ubbelohde gilt als einer der ganz großen Exlibris-Künstler.³⁶ Zahlreich sind die von ihm entworfenen und ausgeführten Bucheigenerzeichen (Radierungen, Kupferdrucke, Zinkätzungen), die wiederum von Graepler katalogisiert worden sind.³⁷ Für die kleinen Kunstwerke gilt im Grundsatz alles, was auch für die Illustrationen festgestellt worden ist. Es müssen lediglich Besonderheiten dieser Kunstgattung, bei der naturgemäß der Schrift eine wichtige Rolle zufällt, berücksichtigt werden. Auch hier kommt dem Motiv der Burg eine große Bedeutung zu. – Das von Otto Ubbelohde für sich selbst gestaltete Exlibris (1894), es ist übrigens das erste, was er geschaffen hat, zeigt im Hintergrund eine einen Hügel krö-



Abb. 17: Exlibris von Otto Ubbelohde, 1894. Radierung.

nende Burganlage (Abb. 17).³⁸ Während am unteren Blattrand vermerkt wird: *EX LIBRIS Otto Ubbelohde*, steht am oberen Rand, bezeichnend für den bisweilen melancholisch und depressiv gestimmten Künstler, „UND DIE SONNE HOMERS, SIEHE, SIE LAEGHELT AUCH UNS.“

³⁶ Graepler 1983, S. 9: „Seine Exlibris haben Ubbelohdes Namen nicht nur in Deutschland weithin bekannt gemacht. Das Fragment einer von ihm angelegten Adressenliste im Nachlaß weist Auftraggeber aus Dänemark, Spanien und aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus.“

³⁷ Graepler 1983, S. 38-64.

³⁸ Graepler 1983, Nr. 99 auf S. 38.

Literatur

- Becker, Siegfried, Märchenschlösser, Sagenburgen. Motivgeschichtliche und methodische Überlegungen zur Burg als Handlungsort und Metapher in Volkserzählungen. In: Laß, Heiko (Hg.), Mythos, Metapher, Motiv. Untersuchungen zum Bild der Burg seit 1500 (k & k Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 2), Alsfeld/Leine 2002, S. 135-167.
- Ebhardt, Bodo: Verkünder der Schönheit deutscher Lande. 1. Otto Ubbelohde. In: Der Burgwart, 16. Jg., Nr. 8, 1915, S. 153-156.
- Graepler, Carl: Katalog der Radierungen und Exlibris von Otto Ubbelohde, Marburg 1967, erweiterte Neuauflage 1983.
- Graepler, Carl: Otto Ubbelohde. Katalog der Gemälde im Marburger Universitätsmuseum (Schriften des Marburger Universitätsmuseum, Bd. 5), Marburg 1988.
- Großkinsky, Manfred: Landschaftsmalerei um 1900. Vergeistigtes und ästhetisches Naturverhältnis und die Entstehung der Abstraktion. In: Buchholz, Kai u. a. (Hg.): Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900, Katalog der gleichnamigen Ausstellung in Darmstadt/ Mathildenhöhe, 2 Bde., Darmstadt 2001; hier Bd. 1, S. 257-262.
- Joch, Peter / Kunsthalle Darmstadt (Hg.): Ausst.kat. Otto Ubbelohde. Kunst und Lebensreform um 1900, Darmstadt 2001.
- Kothe, Ubbelohde-Tour. Eine Radwanderung auf den Spuren von Otto Ubbelohde und den Brüdern Grimm, hg. von der Entwicklungsgruppe Region Burgwald e. V., Cölbe-Schönstadt 1997.
- Küster, Bernd: Otto Ubbelohde und Worpswede, Worpswede 1982.
- Küster, Bernd: Otto Ubbelohde, Worpswede 1984, 2. veränderte Auflage 1997.
- Laut, Hans: Otto Ubbelohde. Leben und Werk, Berlin 1943.
- Liessem, Udo, Randbemerkungen zu polygonalen Bergfrieden am Mittelrhein bei besonderer Berücksichtigung von Fünfecktürmen. In: Burgen und Schlösser, Jg. 25, H. 1, 1984, S. 53-65.
- Liessem, Udo: Bemerkungen zu den Illustrationen von Otto Ubbelohde. Handreichung zur Ausstellung Otto Ubbelohde. Illustrationen, o. O., o. J. (Marburg 1990).
- Mehr, Willy: Die Gebrüder Grimm und Otto Ubbelohde. In: Der Westerwald, 78. Jg., H. 2, 1985, S. 71-73.
- Schmidt, Philip Peter: Es war einmal ... Bibliographisches zum Leben und zu den Illustrationen von Otto Ubbelohde, Berlin 1982, 2. erweiterte und ergänzte Auflage 1997.
- Ubbelohde, Otto, Städte und Burgen an der Lahn, Nassau 2001.
- Eine Wanderkarte von Marburg und Umgebung, Maßstab 1 : 50.000, hg. vom Kulturamt der Universitätsstadt Marburg 1985.
- Woischke, Dieter: Das Marburger Märchenland. Eine Ausstellung des Verkehrsamtes der Universitätsstadt Marburg, Marburg 1988. Auf den Spuren der Brüder Grimm mit Otto Ubbelohde.

Rainer Zuch

Burgen und befestigte Anlagen in J. R. R. Tolkiens Fantasy-Epos ,Der Herr der Ringe‘

Als der Marburger Burgenarbeitskreis im vergangenen Jahr eine Tagung zum Bild der Burg seit 1500 durchführte, stieß er auf ein Gebiet vor, das in seiner Reichhaltigkeit noch kaum erkannt worden ist.¹ So hat die phantastische Literatur und Kunst in den letzten 250 Jahren ein riesiges Spektrum an Burgen, Schlössern und Palästen entwickelt, die bisher einzig in der literarischen Figur des „gothic castle“ der Schauergeschichten des 18. und 19. Jahrhunderts eine eingehendere Würdigung erfahren haben.² Jedoch liefert vor allem die Fantasy-Literatur, welche meist archaische oder mittelalterliche Parallelwelten entwirft und in denen Zauberei und Magie wirken, zahllose hier relevante Architekturen.³

John Ronald Reuel Tolkien gilt mit seiner Mittelerde-Mythologie als ein Gründervater der modernen Fantasy-Literatur. Er entfaltet seine Welt vor allem in dem monumentalen Epos *Der Herr der Ringe*, welches zur Zeit wieder viel diskutiert wird.⁴ Die um 1937 begonnene und 1954/55 erstmals veröffentlichte⁵ Geschichte des Ringkrieges in Mittelerde wurde bis heute immer wieder neu aufgelegt, in zahlreiche Sprachen übersetzt und zweimal verfilmt. 1977 entstand eine Zeichentrickversion, die jedoch unvollständig blieb, als unzureichend beurteilt wurde und bald von der Bildfläche verschwand.⁶ Die 2000/01 ent-

¹ Die Tagung „Mythos, Metapher, Motiv. Untersuchungen zum Bild der Burg seit 1500“ fand am 16./17. 2. 2001 an der Philipps-Universität Marburg statt. Es erschien ein Tagungsband (Laß 2002). Zur Erforschung von Burgenrezeptionen s. auch Cuhe 1998 u. von der Dollen / Schock-Werner 1999.

² Vgl. Grein 1995, Bonacker 2002 u. die dortigen Literaturangaben.

³ Vgl. etwa die Definition von „Fantasy“ in Zondergeld 1983, S. 275 f. Zondergeld wirft der Fantasy, und dabei auch Tolkien, jedoch allzu pauschal eine reaktionäre Grundhaltung vor (ebd., S. 242 f. u. 275).

⁴ HdR I-III. Die englische Originalfassung wird zusätzlich herangezogen, wenn es um prägnante Textstellen geht, oder zwischen der deutschen Übersetzung und dem Original erklärungsbedürftige Unterschiede auftreten. – Die in den Anmerkungen verwendeten Abkürzungen „HdR“, „LotR“, „Hobbit 1966“, „Hobbit 1998“, „Sil 1977“ und „Sil 1978“ werden für häufig zitierte Texte Tolkiens verwendet und finden sich in der Literaturliste wieder.

⁵ LotR I-III.

⁶ Ralph Bakshi: *Der Herr der Ringe*, 1977. Vgl. *The Film Book of J. R. R. Tolkien's „The Lord of the Rings“*, New

standene dreiteilige neunstündige Fassung von Peter Jackson, die bis 2004 durch die Kinosäle der Welt wandern wird, gilt schon jetzt, ob zu Recht oder zu Unrecht, als ein Höhepunkt der Filmgeschichte.

Tolkien bettete das Geschehen im *Herrn der Ringe* in eine Parallelwelt mit dem Namen „Mittelerde“ ein, deren Totalität und Komplexität unerreicht ist. Er versah sie mit einer eigenen Kosmogonie, Mythologie, einer mehrtausendjährigen Geschichte, Völkern und Wesen mit eigenen Sprachen und Kulturen, zahllosen Erzählungen und Mythen. Sich selbst inszenierte er als ihr getreuer Chronist. Mittelerde ist angesiedelt in einer weit zurückliegenden, vorindustriellen und zum Teil vorzivilisatorischen Vergangenheit und verbindet zahlreiche phantastische und idealisierte mittelalterliche Elemente. Architekturen spielen dabei eine wichtige Rolle: Burgen, Paläste, Türme und Städte, welche Gegenstand dieser Untersuchung sein sollen.

Tolkien faßte seine Vorstellungen aber auch bildhaft in Zeichnungen und Gemälden, Karten, Landschaftsstudien und architektonischen Entwürfen, die er als Illustrationen und Arbeitshilfen für die Konzeption seiner Geschichten verstand.⁷ Diese Multimedialität macht eine Untersuchung nicht nur besonders reizvoll, sondern fordert sie geradezu heraus. Mittelerde ist ein eindrucksvoller Beleg dafür, daß die Phantastik, vor allem in ihrer Tendenz zur Erfindung ganzer Länder und Welten, ein „grenzüberschreitendes Phänomen“ in mehrfacher Hinsicht ist:⁸ Tolkien verbindet nicht nur erzählende Phantasie, Mythologie, Geschichte und Wissenschaft miteinander, son-

dern er bedient sich auch verschiedener Medien, um seine Ideen umzusetzen. Es spricht für sich, daß die zahllosen Bearbeitungen seines Werkes eine vergleichbare Multimedialität aufweisen.⁹

Die wissenschaftliche und die sich wissenschaftlich gebende Sekundärliteratur beschäftigt sich bislang vornehmlich mit Tolkiens kosmogonischen Entwürfen, der Mythologie, den Sprachen und Schriften sowie den verschiedenen Völkern Mittelherdes. Seinen Architekturentwürfen wurde eine solche Aufmerksamkeit bisher nicht zuteil. Mit diesem Beitrag soll die Forschungslücke etwas verkleinert werden, ohne jedoch einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu können.

Im Mittelpunkt steht *Der Herr der Ringe*, es sollen aber auch architektonische Entwürfe aus anderen Werken herangezogen werden, wenn es im Zusammenhang sinnvoll erscheint. Untersuchungsgegenstand sind Bauten, die Tolkien in Texten und Bildern als befestigte Anlage oder Herrschersitz entwirft oder explizit als solche benennt. Es soll versucht werden, einige von Tolkiens Quellen aufzudecken. Dafür werden bildende Kunst und Architektur, wie auch Anregungen aus Tolkiens eigenem Berufsfeld, den nordisch-germanischen Philologien, zu berücksichtigen sein. Außerdem wird eine Typologie der Bauten versucht. Es läßt sich eine auffallende Konzentration auf unterirdische Anlagen und Türme feststellen, die im historischen Kontext der Entstehungszeit der Mittelerde-Mythologie verortet werden kann. Gelegentlich soll auf die Visualisierungen in den aktuellen Filmen eingegangen werden, welche von zwei der bedeutendsten Tolkien-Illustratoren (Alan Lee und John Howe) gemeinsam mit Filmarchitekt Dan Hennah und in zum Teil enger Anlehnung an Tolkiens textliche wie bildliche Vorgaben entworfen wurden.¹⁰ Aus Platzgründen mußte vieles au-

York 1978, dt.: Das Filmbuch zu J. R. R. Tolkiens „Der Herr der Ringe“, Bergisch-Gladbach 1978.

⁷ S. dazu Hammond/Scull 1996. Leider nicht greifbar waren: Catalogue of an Exhibition of Drawings by J. R. R. Tolkien, Oxford: Ashmolean Museum & London: National Book League, 1976; Pictures by J. R. R. Tolkien, Vorwort von Christopher Tolkien, London / Boston 1979, 2. Aufl. 1992.

⁸ So nennen es Christian W. Thomsen und Jens Malte Fischer in ihrer Einleitung zu: Thomsen / Fischer 1980, S. 4. Auch Hans Holländer ist der Auffassung, daß mögliche Bestimmungskriterien des Phantastischen nicht oder nur eingeschränkt gattungsspezifisch sein können (vgl. ders.: Konturen einer Ikonographie des Phantastischen, in: Thomsen / Fischer 1980, S. 387-403, v. a. S. 391 u. 398).

⁹ Es gibt Beispiele aus Literatur, bildender Kunst, Illustration, Comic, Film, Hörspiel, Rollenspielen und Brettspielen, es werden illustrierte Ausgaben, Enzyklopädien, Karten und wissenschaftliche Analysen erstellt, und die Zahl der Tolkien-Gesellschaften steigt weltweit weiterhin an.

¹⁰ Vgl. für Fotos von der Filmarchitektur Sibley 2001, S. 17, 23-29 u. 82 f.; Sibley 2002; Fisher 2002; v.a. Russels 2002. Lees Illustrationen zum *Lord of the Rings* sind versammelt in Tolkien 1991. S. auch die Tolkien Calendars

ßen vor gelassen werden, welches Anspruch auf eine Besprechung gehabt hätte. So wurde etwa Karen Wynn Fonstads *Atlas von Mittelerde* nicht berücksichtigt, ebensowenig die illustrierten Tolkien-Enzyklopädien von David Day.¹¹

Eines muß noch vorausgeschickt werden: Tolkiens Architekturentwürfe selbst sind nicht eigentlich phantastisch zu nennen. Sie orientieren sich zum Teil an historischen Vorbildern und wären baulich realisierbar. Als solche wären sie sinnlich vollständig erfahrbar und rationalisierbar, was ihnen jeden phantastischen Charakter nähme.¹² Es gibt freilich Ausnahmen, von denen zu reden sein wird.

Höhlen

Beginnen wir mit dem Volk, bei dem man das Vorkommen hier relevanter Bauten zuletzt vermuten würde. Tolkien schildert die kleinwüchsigen Hobbits als Bewohner von gezimmerten und gemauerten Häusern, aber auch von bequemen und mit allem Komfort ausgestatteten Wohnhöhlen, die in die Hügel des Au-

enlandes hineingegraben wurden. Die Behausung zweier Hauptfiguren, Bilbo und Frodo Beutlins Heim Beutelsend, ist eine solche Wohnhöhle.¹³

Hobbits bauen keine Burgen oder Befestigungen – mit einer Ausnahme. Die für den Verlauf der Geschichte recht wichtige Familie Brandybock hat sich Wohnhöhlen gebaut, die unter dem Namen „Brandy Hall“ bzw. „Brandydyschloß“ bekannt sind. Brandy Hall, in einen Berg hineingebaut, übertrifft alle anderen Hobbitthöhlen an schierer Größe: Es nimmt „den gesamten unteren Teil des niedrigen Berges ein ... und [hatte] drei große Haupteingänge, viele Nebeneingänge und ungefähr hundert Fenster“.¹⁴ Tolkien fertigte eine Zeichnung des Schlosses an, auf der er es als einen regelmäßigen Hügel mit mehreren übereinander angeordneten Reihen erleuchteter Fenster darstellt (Abb. 1).¹⁵ Das Familienoberhaupt der Brandybocks ist zugleich „Master of the Hall“.¹⁶ Das Schloß und dessen Lage tragen maßgeblich dazu bei, die Familie Brandybock als Außenseiter der Hobbitgesellschaft zu kennzeichnen, die zwar akzeptiert, aber als „aus der Art geschlagen“ angesehen wird. Das Schloß liegt jenseits der alten Grenze des Auenlandes, die von dem Fluß Baranduin gebildet wird, am Rande des unheimlichen „Alten Waldes“, des Überbleibels eines einst gewaltigen Waldgebietes und auch zur Zeit des Ringkrieges ein verwünschter Bezirk. Es erhält somit eine Randposition in direkter Nachbarschaft zu Fremdem und Seltsamem, wohinein kein Hobbit sich freiwillig

1987 u. 1993. Für die Illustrationen John Howes s. Howe 2001 sowie Tolkien Calendar 1991, 1995 u. 1997. Die Bilder von Lee und Howe sind auch im Internet zu finden u. a. unter <http://fan.theonering.net/rolozo>, dem zur Zeit größten Tolkien-Internet-Bildarchiv. Im Internet sind auch Fotos von den Filmbauten zu finden: Die meisten unter <http://www.warofthering.net/movies/photos> bzw. <http://www.derherrderringe.de> und <http://www.herr-der-ringe-film.de/> (unter „Galerie“, dann unter „Sets und Szenen“). Alle Seiten zuletzt eingesehen am 23. 12. 2002.

¹¹ Karen Wynn Fonstad: *The Atlas of Middle-earth*, London 1992, dt.: *Historischer Atlas von Mittelerde*, Stuttgart 1985, 6. Aufl. 2001; David Day: *Tolkien: The Illustrated Encyclopedia*, London 1991, dt.: *Tolkien - Eine illustrierte Enzyklopädie*, Remseck 1992, Neuaufl. 2001. Auch die zahlreichen Architektur-Visualisierungen von Malern, Zeichnern und Illustratoren, von denen die seit 1975 jährlich erscheinenden Tolkien-Kalender eine breite Palette beinhalten, wären eine eigene Untersuchung wert.

¹² Für Hans Holländer ist „die wichtigste Eigenschaft phantastischer Architektur ... ihre objektive *Unmöglichkeit*“ (ders.: *Zur phantastischen Architektur*, in: Thomsen / Fischer 1980, S. 416; Hervorhebung im Text. Vgl. auch ebd., S. 431f. u. 436). Das bedingt ihre Beheimatung in der Literatur (wie bei Borges oder Lovecraft) und der bildenden Kunst (so bei Piranesi oder Escher; in der phantastischen bildenden Kunst überhaupt gehört Architektur zu den häufigsten Themen).

¹³ Die aktuelle Verfilmung gibt dies korrekt wieder. Beutelsend wurde hauptsächlich von dem Tolkien-Illustrator John Howe entworfen (vgl. Fisher 2001, S. 10 f.; Sibley 2001, S. 82). Zu Hobbit-Behausungen s. HdR I, S. 20-22 / LotR I, S.15 f.; *Hobbit* 1998, S. 11 / *Hobbit* 1966, S. 9. Auf die Planung von Beutelsend verwendete Tolkien offenbar besonders viel Sorgfalt. Es sind zahlreiche Entwürfe dokumentiert, die vornehmlich eine Illustration für den *Hobbit* vorbereiten sollten (s. *Hobbit* 1966, Frontispiz; Hammond / Scull 1996, S. 98-107 u. Abb. 90-98, S. 146 u. Abb. 139).

¹⁴ HdR I, S. 127 / LotR I, S. 108.

¹⁵ S. Hammond / Scull 1996, S. 154, Abb. 146, u. S. 155. Die in Bleistift und Buntstift auf Papier ausgeführte Zeichnung ist undatiert. – Leider fehlen in dem Buch sämtliche Maßangaben.

¹⁶ LotR I, S. 108. In HdR I, S. 128 übersetzt mit „Schloßherr“.

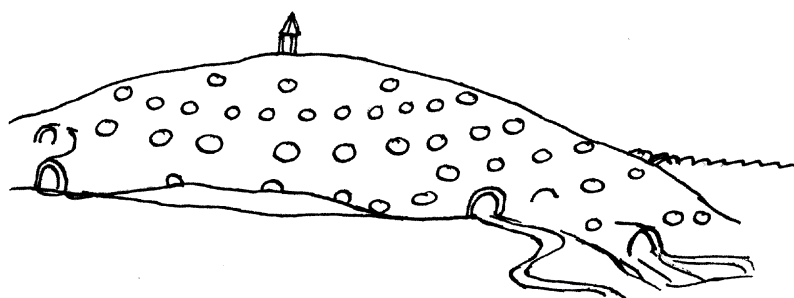


Abb. 1: J. R. R. Tolkien: Ohne Titel (Brandywein-Fähre), um 1938 (Detail). Umzeichnung von R. Z. nach Hammond / Scull 1996, Abb. 146.

wagt. Der heimtückische Zauberwald gibt auch den Grund dafür, daß „Brandy Hall“ auf der diesem zugewandten Seite über eine Verteidigungsanlage in Form einer hohen, dichten Hecke verfügt – eine für arglose Hobbits vollkommen unübliche Schutzmaßnahme.¹⁷

Obwohl das „Schloß“ der Brandybocks als ein außergewöhnlicher Bau markiert wird, teilt es doch eine wichtige Eigenschaft aller Hobbitbauten: Es bleibt dicht an der Erdoberfläche und darunter, denn „nach Türmen stand ihnen der Sinn nicht“.¹⁸ Dies stellt keine bloß architektonische Eigenart dar. Die niedrigen, behaglichen und erdnahen Bauten sind Ausdruck der Mentalität eines Volkes, welches Veränderungen nicht schätzt, keinen weitreichenden Ehrgeiz pflegt und gern da bleibt, wo es ist. Wir werden die Erbauer der zahlreichen Türme im *Herrn der Ringe* als Vertreter einer gänzlich anderen Geisteshaltung kennenlernen.

Bei der Suche nach möglichen Vorbildern stößt man auf Bauten, die nichts mit Befestigungsarchitektur zu tun haben. Brandy Hall erscheint auf Tolkiens Zeichnung als ein symmetrischer Hügel mit Fensterreihen, wie auch die Zeichnungen und Gemälde von Beutelsend dem Hügel, in dem Bilbo Beutlin haust, eine auffallend geometrische Struktur geben. Sie wirken gleichermaßen wie künstliche Berge und Kuppelbauten und erinnern an architektonische Entwürfe von Zeitgenossen und vergangener Jahrzehnte. Hier erhebt sich erstmals die Frage, ob Tolkien sich für seine architektonischen Entwürfe mit zeitgenössi-

scher Architektur auseinandergesetzt haben könnte. Zu nennen wäre Charles Rennie Mackintoshs Entwurf für eine Konzerthalle in Glasgow (1898-1901) (Abb. 2).¹⁹ Mackintoshs Bau steht am Anfang einer ganzen Reihe von Kuppelhallen, die in den folgenden Jahrzehnten etwa von Max Berg, Hans Poelzig und Bruno Taut entworfen und ausgeführt werden. Poelzig etwa bezeichnet seinen Entwurf für das Salzburger Festspielhaus von 1920/21 explizit als „künstlichen Berg“ und hebt programmatisch die Grenze zwischen Natur und Architektur auf.²⁰ Zum begehbaren Berg gehört die Idee der Höhle, die Wolfgang Pehnt als eine der auffälligsten Raumbildungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts bezeichnet.²¹ Die Hobbitthöhlen und -hallen bewegen sich in eben diesem Gestaltungs- und Bedeutungsfeld.

Zwar kann eine Beschäftigung Tolkiens mit zeitgenössischer Architektur nicht exakt belegt werden. Es ist auch nicht beabsichtigt, bestimmte Bauten als konkrete Vorbilder für seine Entwürfe festzulegen, sondern es soll beispielhaft herausgearbeitet werden, daß Tolkiens Architekturphantasien an architektonische Konzepte und Typologien anschließen, wie sie im Jugendstil, dem Symbolismus, dem Expressionismus und der beginnenden Moderne entwickelt wurden. Auch ist Tolkien nicht entgangen, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts europaweit eine Reformbewe-

¹⁷ HdR I, S. 37, 128, 138 u. 141-143 / LotR I, S. 30, 109, 118 u. 120-122. Angesichts dieser Auffälligkeiten verwundert es nicht, daß Frodo Beutlin ursprünglich im Brandyschloß wohnte (HdR I, S. 36-38 u. 121 / LotR I, S. 30-32 u. 102).

¹⁸ HdR I, S. 21 / LotR I, S. 16.

¹⁹ Vgl. Howarth 1952, S. 170-174 u. Pl. 68; Pevsner 1968, S. 136 f.; Mackintosh 1980, S. 13.

²⁰ Zum Festspielhaus vgl. Poelzig 1939, S. 170-174; Schirren 1989, S. 88f.; Pehnt 1998, S. 256-258. Vgl. auch Poelzigs Entwurf einer Sporthalle in Berlin von 1926/27 (Schirren 1989, S. 113-116) und Max Bergs Entwurf für die Jahrhunderthalle in Breslau-Schering von 1911-13 (vgl. Pehnt 1998, S. 77-79).

²¹ Pehnt 1994, S. 51-56.

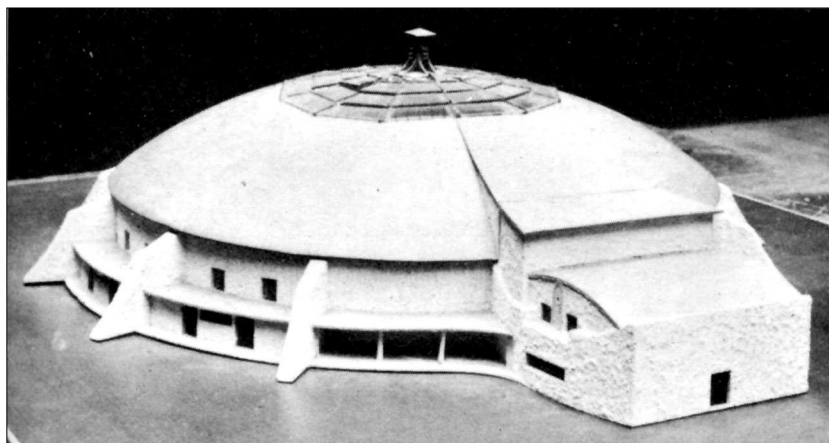


Abb. 2: Charles Rennie Mackintosh: Entwurf für eine Konzerthalle, 1898, Modell.

gung einsetzte, die das gesamte Leben des Menschen im Blick hatte und in zahllosen landschaftsgestalterischen und architektonischen Entwürfen eine Synthese aus Natur und Zivilisation anstrebte. In der Architektur hatte dies eine verbreitete Tendenz zur Auflösung der Grenzen zwischen natürlicher und künstlicher Form zur Folge. Über die Architektur hinaus war dabei ein „Hang zum Gesamtkunstwerk“ entstanden, zu umfassenden Totalentwürfen von Landschaft, der utopische und phantastische Züge trägt. Von England gingen in Gestalt der arts-and-crafts-Bewegung, initiiert von John Ruskin und William Morris, und der Gartenstadtbewegung entscheidende Impulse aus.²² Tolkien war ein begeisterter Leser von Morris' Werken.²³ Überdies sind seine Zeichnungen und Gemälde aus den zehner bis dreißiger Jahren oft in einem im Jugendstil und dem arts-and-crafts-movement beheimateten ornamentalen Stil gehalten oder mit einem ins Grundsätzliche gehenden Symbolismus aufgeladen, wie er für von lebensreformerischen und utopischen Ideen inspirierte Künstler typisch ist.²⁴ Ohne deshalb über genaue

Kenntnisse verfügen zu müssen, bewegte sich Tolkien vor einem geistes- und architekturhistorischen Hintergrund, der die zeitgenössischen Diskurse prägte und der sich in seinen Entwürfen niederschlägt.

Es sind noch weitere Quellen für Hobbitbauten dankbar. Neben ihrer Vorliebe für unterirdisches, verborgenes Wohnen werden Hobbits als ein Volk geschildert, die sich vor anderen verbergen, „rasch und geräuschlos verschwinden“ können und „Halblinge“, wie auch gelegentlich „das kleine Volk“ („the little people“) genannt werden.²⁵ In der irischen Mythologie existieren zahlreiche Geschichten und Legenden um ein „kleines Volk“, welches von den Menschen unbemerkt in unterirdischen, oft prächtigen Behausungen unterhalb von Hügeln und Bergen lebt. Tolkien, der sich als Philologe bestens in nordischer, germanischer und keltischer Mythologie auskannte, wußte dies zweifellos. Im Gegensatz zu den Hobbits besteht das kleine Volk der irischen Sagenwelt jedoch aus Feen und Elfen, die mit den Menschen zum Teil unheilvollen Schabernack treiben.²⁶ Nichtsdestoweniger könnte

²² Vgl. Pevsner 1968; Benevolo 1974, Bd. 1, S. 412-423; Goldzamt 1976; S. 115-145; Pevsner 1983, S. 9-58.

²³ Vgl. Carter 1969, S. 134-142; Carpenter 1983, S. 85 f., 89, 110 u. 112.

²⁴ So bewunderte Tolkien die Zeichnungen und Illustrationen Arthur Rackhams (Carpenter 1983, S. 186 u. 188). Vgl. Hammond / Scull 1996, S. 10-12 u. 189, zur Nähe der künstlerischen Arbeiten Tolkiens zu arts and crafts, zum Jugendstil und zu Auseinandersetzungen mit anderen zeitgenössischen Kunstrichtungen. Die Kapitel zu „Visionen, Mythen und Sagen“ (S. 34-67), „Kunst für Kinder“ (S. 68-89), „Der Hobbit“ (S. 90-151) und „Muster, Motive und Wahrzeichen“ (S. 186-199) geben anhand zahlreicher Bildbeispiele diese Verwandtschaften

wider. Die Arbeiten zum *Herrn der Ringe* verabschieden die ornamentale Bildauffassung aber fast gänzlich zugunsten eines verstärkten Naturalismus.

²⁵ HdR I, S. 14 f., II, S. 185 / LotR I, S. 10, II, S. 163. Zur Bezeichnung „Kleines Volk“ s. HdR. I, S. 220 / LotR I, S.189; Tolkien 1980, S. 350, 446 u. 450 / Tolkien 1999, S. 458, 571 u. 575.

²⁶ Vgl. etwa die Geschichtensammlung von Hetmann 1984; zum historischen Hintergrund s. S. 63. Tolkien kannte nicht nur die irische Mythologie. Nach dem zweiten Weltkrieg reiste er als akademischer Prüfer oft nach Irland und lernte das Land aus eigener Anschauung kennen (vgl. Carpenter 1983, S. 159).

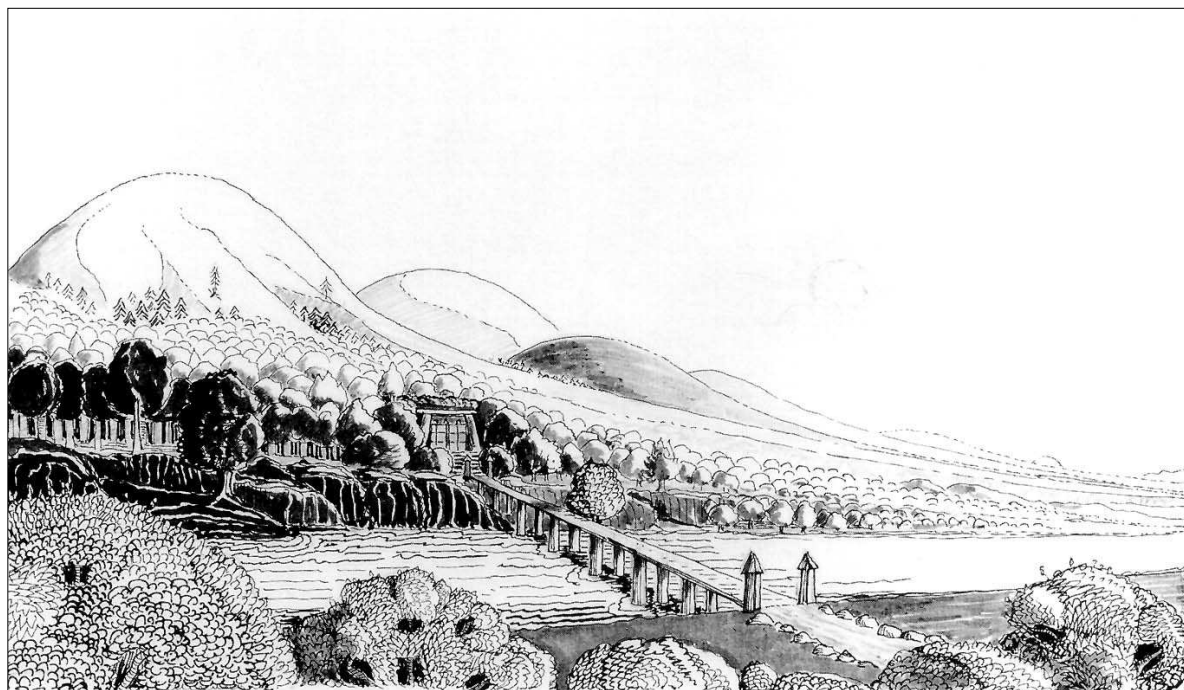


Abb. 3: J. R. R. Tolkien: Gate of the Elvenking's Halls, um 1936/37. Bleistift, schwarze Tusche.

dieser Aspekt zur Konstruktion der Hobbits beigetragen haben. Dafür spricht auch, daß sie die Vorliebe für unterirdische Wohnstätten mit einem anderen „Elfen-Volk“ teilen, welches ihnen ansonsten diametral entgegengesetzt ist: die Elben.

Der Name „Elben“ leitet sich aus „Elves“, dem englischen Wort für „Elfen“, ab und erlangte erst in der deutschen Übersetzung seine bekannte Schreibweise. Auch sie haben mit dem irischen Elfenvolk kaum etwas gemein. Mehrere ihrer Anlagen sind als unterirdische Wohnhöhlenkomplexe und Festungen konzipiert. Die Festung der Waldelben im *Hobbit*, in der Bilbo Beutlin und die ihn begleitenden Zwerge gefangen gehalten werden, ist eine solche unterirdische Anlage.²⁷ Der mit einem „großen steinernen Tor“ verschlossene Bau fungiert als Palast des Königs, als Schatzkammer und als Festung gegen Feinde, eine „große Höhle, an die sich ungezählte kleinere anschlossen, ... mit vielen Gängen und geräumigen Hallen“.²⁸ Tolkien legte mehrere Zeich-

nungen vom Eingang der Hallen des Elbenkönigs an, die die Lage am Fluß und den Zugang mittels einer Brücke darstellen (Abb. 3).²⁹ Christopher Tolkien weist die enge Verwandtschaft dieser Anlage mit der Elbenfestung Nargothrond nach, einer „Burg“, „Tiefburg“ oder „verborgenen Festung“ mit „tiefen Hallen und Kammern“ aus der Frühzeit der Geschichte Mittelirdes, die Tolkien mehrere tausend Jahre vor den Ereignissen des Ringkrieges situiert.³⁰ Beide Anlagen haben zudem einen

²⁹ S. Hammond / Scull 1996, S. 124-127 u. Abb. 117-121. Hier: Gate of the Elvenking's Hall, Abb. 120, Bleistift und schwarze Tusche. The Elvenking's Gate (Abb. 121, Bleistift und schwarze Tusche) wurde als Illustration im *Hobbit* verwendet (*Hobbit* 1966, S. 184). Der erste Entwurf sah eine hölzerne Brücke und ein hölzernes Gatter als Eingangstor vor, was aber wohl als unzureichend für einen Palasteingang verworfen wurde (ebd., Abb. 117). Dennoch könnte diese bescheidene Anlage ein hochrangiges mythisches Vorbild haben. In der Edda, der altnordischen isländischen Götterlehre, wird der Eingang zum Götterreich Asgard als eine Kombination aus Brücke (Bifröst) und Gattertor (Asgrund) beschrieben (vgl. Götterlehre 1984, S. 138 u. 211 f.) Tolkien, der neben vielen anderen Sprachen auch Altnordisch sprach, war die Edda sehr vertraut (vgl. Carter 1969, S. 152-157 u. 169-183; Carpenter 1983, S. 79 f.).

³⁰ Für die Zitate s. Sil 1978, S. 129, 170, 234 u. 376 / Sil 1977, S. 114 („stronghold“), 152 („deep fortress“), 209 („hidden stronghold“) u. 342 („great underground for-

²⁷ *Hobbit* 1998, S. 176-188 / *Hobbit* 1966, S. 179-192. Im *Herrn der Ringe* ist nur ein kurzer Verweis auf diese Episode zu finden (*HdR* I, S. 310 / *LotR* I, S. 268).

²⁸ *Hobbit* 1998, S. 177. Im Original (*Hobbit* 1966, S. 179) ist von „palace“, „strong place of his treasure“ und „fortress ... against their enemies“ die Rede.



Abb. 4: Bryn Celli Ddu, mehrkammriges Megalithgrab, 3. Jt. v. Chr., Gwynedd, Nordwestwales.

megalithisch konzipierten Eingang mit dem Zugang über eine Brücke gemeinsam.

Die unterirdische Anlage mit megalithischem Eingang weist auf neolithische Hügelgräber aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. als mögliche Vorbilder hin. Sie finden sich über ganz England, Irland und vor allem Schottland in großer Zahl verstreut. Viele erreichen eine beachtliche Größe. Es sind meist künstlich aufgeschüttete, runde Hügel mit einem Eingang, der bei bedeutenderen Anlagen megalithisch gemauert ist (Abb. 4). Im Inneren befindet sich eine, manchmal mehrere Kammern, die in den größten Gräbern durch Gänge miteinander verbunden sind.³¹ Solche mehrkammrigen An-

tress“). Für den Nachweis s. Christopher Tolkien: Vorwort zu *The Hobbit*, 50th anniversary edition, London 1987, S. VIII-IX; zitiert in: Hammond / Scull 1996, S. 61 u. 126. Tolkien zeichnete die Waldelbenfestungs- und die Nargothrond-Entwürfe vermutlich um 1936/37 (vgl. ebd.; s. auch S. 60, Abb. 56 f.). Vgl. die Beschreibungen der Elbenfestung Menegroth (Sil 1978, S. 106, 129 u. 374 / Sil 1977, S. 93, 114 u. 340). Alle drei Anlagen haben die unterirdische Situation und den megalithischen Eingang mit dem Zugang über eine Brücke gemeinsam. – Zu Tolkiens Geschichte Mittelirdes bis zum Ringkrieg s. Sil 1977 / Sil 1978 u. die „Aufzählung der Jahre“ in Anhänge 1998, S. 70-88 / LotR III, S. 364-375.

³¹ Vgl. als Übersicht: Hawkes / Bahn 1986, S. 21-29. Die größte Anlage ist Newgrange in Irland aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. (vgl. O’Kelly 1978). Zu den größten megalithischen Hügelgräbern Großbritanniens gehören u. a. Wayland’s Smithy, Oxfordshire (s. Hawkes/Bahn 1986, S. 24f. u. 163-165), das Tolkien gelegentlich besuchte (Carpenter 1983, S. 184); Belas Knap, Gloucestershire/South Midlands (s. ebd., S. 22 f. u. 146) – auch dies war nicht weit weg von Tolkiens Wohnort; Bryn Celli Ddu und Barclodiad Y Graves, Gwynedd/Nordwestwales

lagen lassen sich durchaus als Anreger für Entwürfe unterirdischer Paläste vorstellen, vor allem dann, wenn man sie mit der Vorstellung der unterirdischen Feenhallen Irlands verbindet.³²

Die Hobbit- und Elbenbauten zeichnen sich wie ihre angeführten möglichen Quellen dadurch aus, daß sie ihren Charakter als künstliche Bauwerke zu verschleiern bestrebt sind. Wie die Megalithbauten benutzen sie natürliche Formationen als verbergende Hülle. Eine Relativierung muß nur insofern vorgenommen werden, als Tolkiens Völker sich in bestehende Berge und Hügel hineingraben und die Hügel, unter denen die Megalithanlagen verschwinden, künstlich aufgeschüttet wurden. Tolkien beschreibt eine Vielfalt von elbischen Anlagen, die die Grenze zwischen natürlich Gewachsenem und künstlich Gebildetem zum Verschwinden bringen. Einige werden wir noch kennenlernen.

Die Zwerge sind ein weiteres Volk, welches mit Vorliebe und fast ausschließlich un-

(s. ebd., S. 27 f. u. 282-284).

³² Hetmann geht auf die Verbindung von Feenglauben und unterirdischen Hügelgräbern in Irland ein (Hetmann 1984, S. 66-68). Seine These, daß die Hügelgräber den Einheimischen aus späterer Zeit bei Überfällen als unterirdische Verstecke, Wohnungen und Verteidigungsanlagen dienten (ebd., S. 69 f.), würde zu Tolkiens Vorstellungen passen. Ich konnte jedoch nicht klären, ob diese These schon zu Tolkiens Zeit im Umlauf war. – Tolkien griff nicht nur bei den angeführten Elbenburgen auf Megalithbauten zurück. Ein explizites Beispiel ist die megalithische Straßenanlage Dunharrow (Dunharg) im *Herrn der Ringe* (s. ebd., Bd. III, 5. Buch, Kap. 2 u. 3; Hammond / Scull 1996, S. 172 u. Abb. 165 f.).

terirdisch baut. Im *Silmarillion* wird eine ganze Reihe unterirdischer Festungen und Städte der Zwerge erwähnt. Sie sind multifunktional: Wohnort, Fürstensitz, Festung und als Stätten des Bergbaus Arbeitsplatz zugleich.³³ Im *Herrn der Ringe* sind es die Minen von Moria, in der Zwergensprache Khazad-dûm, die einstmals größte und prächtigste aller Zwergengstädte, die eine wichtige und unheilvolle Rolle spielen. Moria treibt die Unsichtbarkeit auf die Spitze. Das gigantische, teils natürliche, teils künstliche Höhlensystem unter dem Gebirge hat lediglich zwei Zugangstore, deren eines nur bei einem bestimmten Einfallswinkel des Mondlichtes sichtbar wird und nur mit einem Codewort zu öffnen ist. Diese Bauweise ist üblich: „Zwergentüren soll man nicht sehen, wenn sie geschlossen sind“.³⁴ Bei der Durchwanderung Morias werden zwar komplizierte Gangsysteme und gewaltige Hallen geschildert, jedoch keine ausgewiesenen Befestigungsanlagen. Der Kampf in Moria zeigt, daß die Anlage der zahllosen Gänge, Tore und Pforten maßgeblich von ihrer Verteidigungsfähigkeit bestimmt wird. Wie die unterirdisch bauenden Elben gehen die Zwerge davon aus, daß die beste Verteidigung mit der eigenen Unauffindbarkeit beginnt und sich in der überlegenen Ortskenntnis der unterirdischen Labyrinth fortsetzt.

Türme

Neben den Höhlen fallen die Türme als eine eigene Gruppe von Bauwerken auf. Sie sind als hochaufragende Landmarken das genaue Gegenteil vom Verbergen und Graben im Erdinnern. Bezeichnet Tolkien Bauten als Türme, so hat dies einen tatsächlichen wie einen metaphorischen Sinn. In ihnen manifestiert sich der Turm als Kontrollarchitektur, von dem aus

das umliegende Land überblickt und bewacht wird. Eine Steigerung stellt der Turm als Ausgangspunkt militärischer Expansionsbestrebungen dar, wie im Falle des Orthanc und Barad-dûr.

Tolkien konnte auf verschiedene Quellen zurückgreifen. Als Bauform ist der Turm in England stark vertreten. Die zahlreichen Turmburgen und Turmhäuser seiner Heimat könnten Tolkien dazu motiviert haben, dem Turm als Konzept seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Keeps und „tower houses“ kamen mit der normannischen Eroberung 1066 nach England und waren durch das gesamte Mittelalter hindurch eine bestimmende Bauform.³⁵ Da Tolkien aber eine ausgeprägte Gallophobie pflegte und seinem Biographen zufolge ihm sogar die normannische Eroberung von 1066 ein Ärgernis war³⁶, sollte man sich auch nach anderen Quellen umsehen.

Mehr noch als die unterirdischen Anlagen kann die auffällige Häufung von Türmen als ein Reflex der zeitgenössischen Architekturgeschichte gesehen werden. Turm und Höhle kristallisieren sich als zwei architektonische Konzepte heraus, die in der tatsächlichen Bauausführung wie in ihrem metaphorischen und symbolischen Gehalt von der Jahrhundertwende bis in die dreißiger Jahre grundlegende Bedeutung erlangten. Beiden wurde eine archaische, zeitlose und sozusagen archetypische Bedeutung zugemessen.³⁷ Der Turm galt den zeitgenössischen Architekten als Sinnbild des Fortschritts und des Strebens nach Höherem, der Herrschaft des Menschen über die Natur. Vor allem die expressionistischen Architekten zeigten eine außerordentliche Begeisterung für die Gestalt des Turms, die mit utopisch-phantastischen Bedeutungen überblendet war.³⁸

Einer der markantesten Türme ist der Orthanc in Isengart. Isengart wurde als Fes-

³³ Sil 1978, S. 104, 107, 149, 350 (der Name der Zwergengstadt Belegost bedeutet „Große Festung“), 368 u. 379 (der Name der Zwergengstadt Nogrod heißt übersetzt „Hohlburg“).

³⁴ HdR I, S. 369. Zur Eingangspforte s. ebd., S. 369-374; zur Ausgangspforte ebd., S. 400 f. / LotR I, S. 317, 317-322 u. 345 f.). Auch der geheime Eingang zur Zwergengfestung unter dem Einsamen Berg Erebor, dem Ziel der Reise im *Hobbit*, ist nur zu einem bestimmten Zeitpunkt sichtbar (*Hobbit* 1998, S. 31 u. 216 f.).

³⁵ Ebhardt I, S. 146-161; Little 1985, S. 33-49; Kenyon 1990, S. 39-57. Auch in Irland wurde der Keep nach der normannischen Eroberung eine verbreitete Bauform (Ebhardt I, S. 190 u. 209-218).

³⁶ Carpenter 1983, S. 152.

³⁷ Vgl. Pehnt 1994. Zahlreiche Beispiele finden sich auch in Pehnt 1998.

³⁸ Vgl. Pehnt 1994, S. 57 f.; Pehnt 1998, S. 280-290. Er belegt dies u. a. mit Äußerungen von Architekten der 1890er bis 1920er Jahre.

tung gebaut und gehörte mit den Städten Minas Tirith und Minas Ithil (dem späteren Minas Morgul, s. u.) zu den „drei Türmen des Reiches“³⁹, welches die dem Untergang des númerischen Reiches (dem „Atlantis“ Mittelherdes) entkommenen Menschen in grauer Vorzeit erbauten.⁴⁰ Im *Herrn der Ringe* ist er Sitz, „citadel“, „stronghold“ wie auch Wachturm des auf die Seite des Bösen übergelaufenen Zauberers Saruman.⁴¹ Isengart ist ein kreisrunder, mächtiger steinerner Ringwall mit einem großen bogenförmigen Eingangstor, der eine Mulde von etwa einer Meile Durchmesser umschließt. In deren Mitte liegt „a tower of marvellous shape“: eine schwarzglänzende „Bergspitze“ und „Felseninsel“, eine Verbindung von vier mächtigen Pfeilern „aus vielseitigem Stein“ zu einem einzigen. Die Pfeiler laufen am Gipfel zu vier spitzen Zinnen aus, „hart wie Speerspitzen und scharfkantig wie Messer“. Der Turm ist über 500 Fuß hoch, also ca. 150 m.⁴²

Schon die Beschreibung verknüpft den Orthanc mit natürlichen Formationen. Tolkien zeichnete mehrere Entwürfe, in denen diese Nähe unterschiedlichen Ausdruck erhält; der letzte, der mit der Beschreibung in der endgültigen Textfassung übereinstimmt, zeigt eine hoch aufragende monolithische Konstruktion (Abb. 5).⁴³ Zuvor gestaltete er ihn als mehrstu-

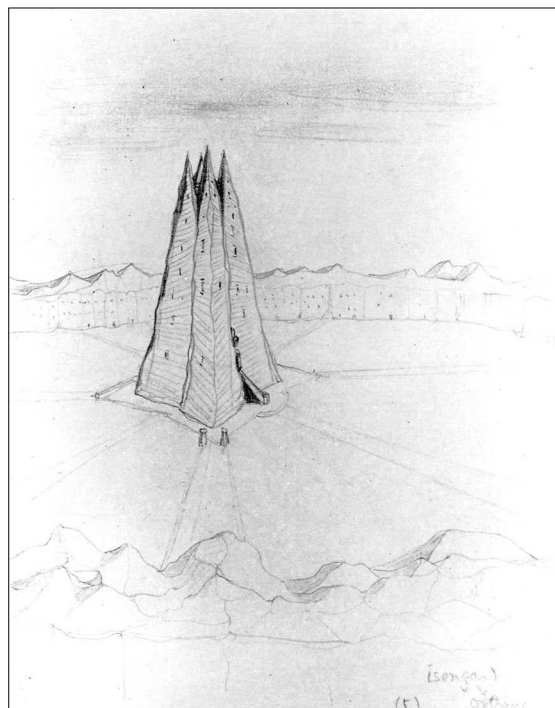


Abb. 5: J. R. R. Tolkien: Isengart & Orthanc, zw. 1943 u. 1949. Bleistift.

figen, gemauerten Turm und als vielgliedrigen künstlichen Berg: beides Architekturformen, die in der expressionistischen Architektur der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts etwa bei Wenzel Hablik, Hans Poelzig und Otto Kohtz auftreten.⁴⁴ Die Beobachtung von

³⁹ Tolkien 1980, S. 301, 314 u. 447 / Tolkien 1999, S. 398, 415 u. 573 f.

⁴⁰ Sil 1978, S. 320. Der Turm wurde „aus unzerbrechlichem Stein“ erbaut (ebd.; vgl. Sil 1977, S. 291).

⁴¹ „Citadel“ (LotR II, S. 160) und „stronghold“ (ebd., S. 161) werden mit „Burg“ (HdR II, S. 181) bzw. „Feste“ (ebd., S. 182) übersetzt. Der Wachturmcharakter äußert sich auch darin, daß Isengart zusammen mit der Hornburg die „Pforte von Rohan“ bewacht (s. u.). Zudem ist der Orthanc Aufbewahrungsort eines als „palantir“ bezeichneten „Sehenden Steins“. Die „palantiri“ sind Kristallkugeln, die in verschiedenen Türmen (tatsächliche wie metaphorische) des Königreiches Gondor aufbewahrt werden und mit denen die Herrscher das Land überwachen. Andere Steine befinden sich in Minas Tirith, Minas Ithil und Osgiliath (s. u.; s. HdR II, S. 232-234; Tolkien 1999, S. 524-535 u. 587).

⁴² S. zu den Beschreibungen LotR II, S. 159-161 / HdR II, S. 180-182. Zuvor hatte Gandalf Isengart beschrieben als „a circle of sheer rocks that enclose a valley as with a wall, and in the midst of that valley is a tower of stone called Orthanc“ (LotR I, S. 271; vgl. HdR I, S. 313).

⁴³ Zu den Entwürfen s. Hammond / Scull 1996, S. 169-171 u. Abb. 162-164; Tolkien 1992, S. 136-139, Abb. I-

III. Vgl. Tolkien 1990, S. 31-35 u. 43-45.

⁴⁴ S. etwa den Entwurf mehrstufiger, aus einfachen geometrischen Formen bestehender turmartiger Ausstellungsbauten von Hablik 1921 (Abb. bei Peht 1994, S. 54); und die Planung gewaltiger berg- oder stufenpyramidenartiger Hochhäuser in Berlin von Kohtz 1920 und 1924 (vgl. Peht 1998, S. 287; Ponten 1987, S. 125 f. u. Abb. 336-338). Für weitere vergleichbare Entwürfe s. Peht 1998, S. 127 f. Für den Stufenturm käme auch ein Bezug zum Turm zu Babel in Frage, der in der expressionistischen Architektur eine ganz eigene Rolle spielt (vgl. Hammond / Scull 1996, S. 169; Peht 1994, S. 58; Peht 1998, S. 280 f.). Als diesbezüglicher Höhepunkt kommt wahrscheinlich Fritz Langs Film *Metropolis* in Frage (s. Ausst.kat. Frankfurt 1996, S. 94-102). Einige Entwürfe des Filmdesigners Erich Kettelhut zeigen Hauskonglomerate, die zu künstlichen Bergen arrangiert sind. Unter deren möglichen Vorbildern wird das Reichsbürohaus-Projekt von Kohtz 1924 angeführt (ebd., S. 101 f.). – Tolkiens erste Entwürfe, die den Orthanc auf einen Hügel stellen, scheinen jedoch eher von auf Aufschüttungen errichteten Motten und den sie ablösenden steinernen Turmburgen motiviert zu sein (Abb. in Tolkien 1990, S. 33; Hammond / Scull 1996, Abb. 162). Zur Bauform von Motte und Keep s. Ebhardt I, S. 142 f. u.

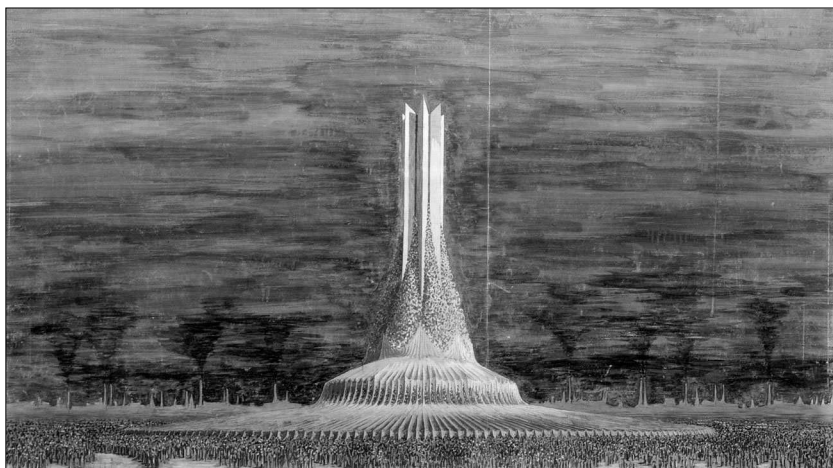


Abb. 6: Wassili Luckhardt:
Denkmal der Arbeit „An die
Freude“, um 1920, Entwurf.
Gouache, 74 × 129 cm.
Akademie der Künste,
Sammlung Baukunst, Berlin.

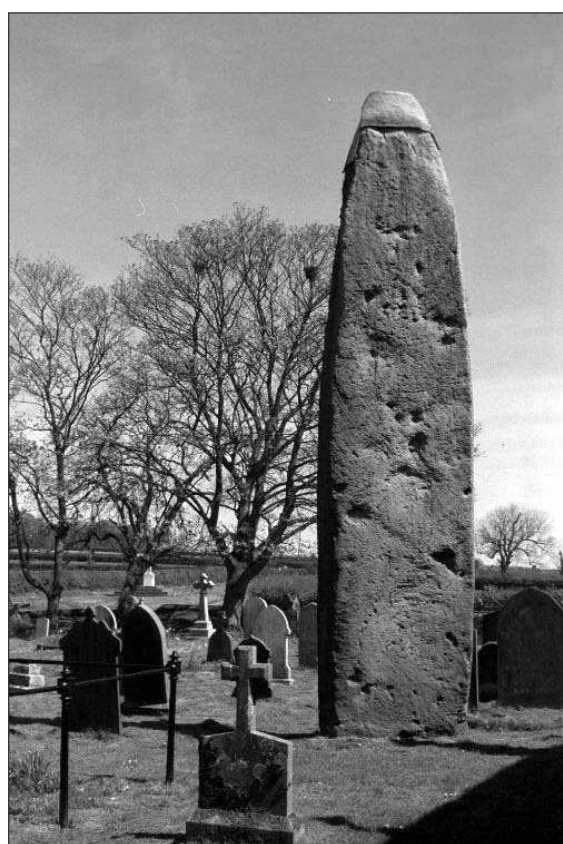


Abb. 7: Rudston Standing Stone, ca. 2000 v. Chr.,
Rudston, Humberside, Nordengland.

Hammond und Scull, der endgültige Orthanc ähnele in seiner eigenwilligen und fremdartigen Form einem modernen Wolkenkratzer⁴⁵, weist in die gleiche Richtung. Tolkien bedient sich hier der gleichen abstrakten Formensprache, wie sie in den kristallinen Visionen von

146-161; Little 1985, S. 33-49; Kenyon 1990, S. 3-38 u. 39-57.

⁴⁵ Hammond/Scull 1996, S. 170.

Hans und Wassili Luckhardt (Abb. 6) und Entwürfen von van Epen, Poelzig oder Hugh Ferriss auftritt.⁴⁶ Auch war es ihm, wie den architektonischen Kristallbildnern Luckhardt, Hablik und Taut, um die Gestaltung einer künstlichen Form als einer natürlichen Form zu tun: ein Stein als Haus. Zudem stellen die Architekten ihre Turmentwürfe oft in eine weite, freie Landschaft, aus der sie hoch emporragen. Dies entspricht ebenfalls einer Eigenschaft des Orthanc.⁴⁷

Doch auch wenn gerade in der Entwicklung des Orthanc eine erstaunliche Nähe zu expressionistischen Turm- und Hochhauskonzepten zu entdecken ist, muß eine andere mögliche Quelle angesprochen werden, denn Tolkien könnte direkt auf die Prähistorie zurückgegriffen haben. Es gibt in Großbritannien und Irland eine große Anzahl megalithischer Steinkreise mit einem oder mehreren Monolithen in der Mitte, die dem Ring von Isengart mit zentralem „Stein“ ein gestalterisches Vorbild gewesen sein können. Und was ist der Orthanc anderes als ein ins Gigantische gesteigerter Megalith, wie etwa der fast acht Meter hohe Rudston Standing Stone in Nordengland (Abb. 7)?⁴⁸

⁴⁶ Vgl. zum Hochhaus-Thema Pehnt 1998, S. 280-290. Zur Bedeutung des Kristallinen als Bauform s. ebd., S. 30-34; Prange 1994. Auch der Grundriß des Orthanc weist in diese Richtung: Tolkien entwirft ein streng symmetrisches, abstraktes Linienmuster (s. Abb. II in: Tolkien 1992, Bd. 9, S. 139).

⁴⁷ Pehnt 1994, S. 57; Pehnt 1998, S. 280. Pehnt führt als prägnantes Beispiel Poelzig an; vgl. dessen „Flughaus“-Entwurf von 1919 (Pehnt 1998, S. 282, Abb. 477).

⁴⁸ Der 7,8 m hohe Stein steht in Humberside, wurde

Der Orthanc des Films ist ein Entwurf Alan Lees (Abb. 8). Er hält sich an Tolkiens Vorgabe der Vierteiligkeit, verabschiedet sich aber von der Idee des monolithischen Steins und gestaltet einen gespenstischen Wolkenkratzer, der außen wie innen eine Mischung aus gotisierend-kathedralhaften und technoiden Formen aufweist, wie man sie aus den Hochhausentwürfen phantastischer Filme wie Fritz Langs „Metropolis“, Tim Burtons „Batman“ oder Ridley Scotts „Blade Runner“ kennt.⁴⁹ Offenbar dachte Lee daran, daß Saruman in Nachfolge Saurons Isengart in einen gewaltigen lärmenden und rauchenden Maschinenpark verwandelt, wie ihn der Film aufwendig inszeniert.⁵⁰

Der Orthanc ist die erste Architektur, die als solche phantastische Elemente im Sinne Holländers enthält.⁵¹ Schon seine einzigartige, monolithische Gestalt hebt ihn von allen anderen Gebäuden ab. Er stammt aus einer auch für die Ringgeschichte mythischen Vorzeit und ist das bislang älteste Bauwerk. Auf welche Weise er errichtet wurde, bleibt im Dunkeln. Selbst die heftigsten Attacken können seiner Substanz nichts anhaben.⁵² Weil seine Geschichte weit in die Vergangenheit und in eine unbekannte Zukunft hineinragt, erhält er den

wahrscheinlich um 2000 v. Chr. aufgerichtet und ist der größte heute noch stehende Megalith Englands. Vgl. Hawkes / Bahn 1986, S. 194 f. Liegend und als Fragment existieren in Großbritannien und der Bretagne jedoch noch wesentlich größere Exemplare. Für die formale Nähe zu megalithischen Steinkreisen sei auch an das Zitat in Anm. 42 erinnert.

⁴⁹ Innen vielleicht noch stärker als außen: Der Film-Orthanc wird zu einem großen Teil von Sarumans turmhoher Thronsaal eingenommen, in dem die genannte Formensprache sehr prägnant auftritt. Vgl. zur Architektur in den genannten Filmen Ausst.kat. Frankfurt 1996, für Metropolis: S. 94-103, bes. den Turm zu Babel (S. 94 f., S. 97 u.), oder die Maschine (S. 98 f.); für Blade Runner: S. 148-159, hier sind die Anspielungen eher allgemeiner Natur; für Batman: S. 160-169, bes. die Entwürfe für die „Kathedrale“ (S. 164 u. 169, aber auch Straßenansichten (S. 165). – Es ist in dieser Beziehung interessant, daß Tolkien dem Namen „Orthanc“ in den verschiedenen Sprachen Mittelirdes auch die Bedeutung „cloven fang“ (gespaltene Klaue; wohl eine „teuflische“ Anspielung) und „machine“ geben wollte (s. Tolkien 1990, S. 35).

⁵⁰ LotR I, S. 274, II, S. 160 u. 173 / HdR I, S. 317, II, S. 181 u. 197.

⁵¹ S. Anm. 12.

⁵² LotR II, S. 174 u. 181 / HdR II, S. 197 u. 207.

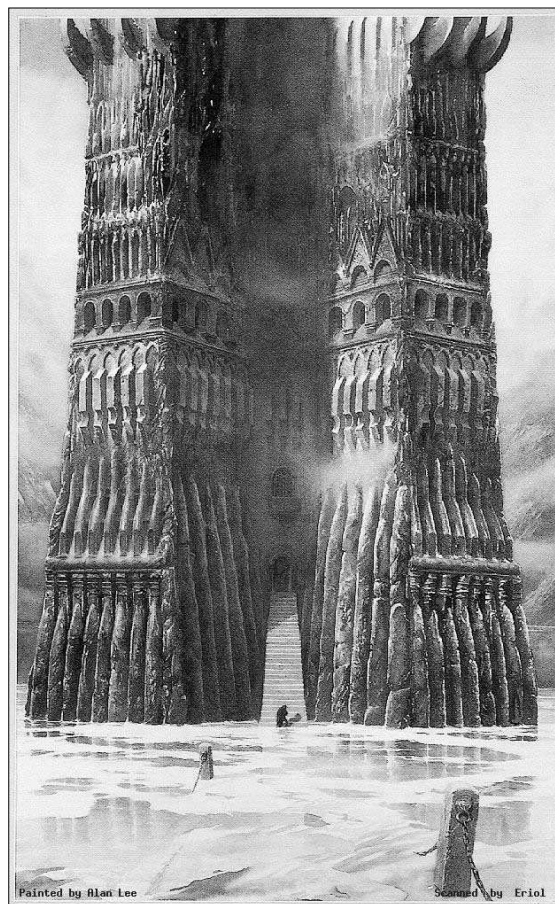


Abb. 8: Alan Lee: Orthanc, 1989/90. Aquarell.

Charakter eines zeitlosen Bauwerks mit utopischen Qualitäten.⁵³

Der wichtigste „Turm“ auf Seiten der Völker der Ringgemeinschaft ist die Stadt Minas Tirith. Der Name bedeutet „Tower of Guard“ und wird, etwas irreführend, aber nicht falsch mit „Feste der Wachsamkeit“ übersetzt.⁵⁴ Die Stadt ist sowohl symbolisch der „Weiße Turm“, wie dieser auch als tatsächliches Bauwerk im Zentrum und an der Spitze der Stadt steht. Minas Tirith ist in sieben konzentrischen Stufen in einen steilen Felshang hineingebaut. Jede Stufe ist von einem separaten Mauerring umschlossen, und die Hauptstraße führt in einem Zickzackweg vom östlich gelegenen Haupttor bis zur höchsten Stufe, auf der die

⁵³ So ist mit dem Ringkrieg seine Geschichte nicht zu Ende. Nach der Vernichtung der bösen Macht wird er vom König von Gondor, dem er früher unterstand, wieder in Besitz genommen (LotR III, S. 258 f. / HdR III, S. 291 f.).

⁵⁴ LotR I, S. 258 / HdR I, S. 298; Sil 1977, S. 296 f. / Sil 1978, S. 325 f.; Anhänge 1998, S. 35 / LotR III, S. 332.



Abb. 9: Alan Lee: Inside Minas Tirith, 1989/90. Aquarell.

eigentliche Feste mit dem Weißen Turm liegt. Durch diese Höhenstaffelung wirkt die Stadt tatsächlich turmartig. Eine Besonderheit bildet ein gewaltiger natürlicher Felspfeiler, der die Stadt fast in zwei Hälften teilt.⁵⁵ Alan Lees Illustrationen, die vorbildhaft für den Film wirkten, geben Tolkiens Konzeption erkennbar wieder und sind ein schönes Beispiel für die in der Fantasy beliebten Architekturpasticcios, in diesem Fall bestehend aus romanischen, gotischen und Renaissanceelementen (Abb. 9).

Tolkien selbst entwarf grobe Gliederungen der Stadt sowie Pläne (Abb. 10, 11); eine de-

⁵⁵ LotR III, S. 23-25 / HdR III, S. 20-22. Für weitere Beschreibungen s. LotR III, S. 25 f., 31, 34, 36, 41, 89, 91, 96 f., 99-102 u. 131 f. / HdR III, S. 22-24, 29, 33, 35, 41, 97, 99, 105, 109-112 u. 145 f. Aufgrund der Höhenstaffelung und der massiven Befestigungsringe nennen Hammond / Scull Minas Tirith „ein Fort und eine Stadt von der Größe eines kleinen Berges“ (Hammond / Scull 1996, S. 173). Zur Konzeption der Stadt s. auch Tolkien 1990, S. 260f., 275-281, 288 u. 290 f.

tailliertere Gestaltung blieb aber in den Anfängen stecken.⁵⁶ Aus den Plänen geht die Aufteilung in sieben Ringe deutlich hervor. Hierin liegt eine Anspielung auf die ringförmige Anlage von Atlantis, wie Platon sie im *Kritias* beschreibt.⁵⁷ In der Mittelalter-Mythologie wird dies durch die Gründungsgeschichte der Stadt untermauert: Minas Tirith wurde (wie Isengart) von Flüchtlingen aus Númenor gegründet, einem Inselreich, das wie Atlantis für die Hybris seiner Bewohner mit dem Untergang bestraft wurde.⁵⁸ Die „atlantische“ Gründungsgeschichte, die geometrische Gestalt, die Symbolik als „Weißer Turm“ oder „Turm von Gondor“ und die Tatsache, daß die entscheidende Schlacht des Ringkrieges dort stattfindet, kennzeichnen Minas Tirith als symbolische Architektur, als Manifestation einer utopischen Reichsidee und als den zentralen Ort des Kampfes gegen das Böse: Fällt die Stadt, wird die Dunkle Macht nicht mehr aufzuhalten sein.⁵⁹

Minas Tirith steht in einem Verbund großflächiger Verteidigungsanlagen. Etwa eine Meile vor ihren Toren liegt eine umlaufende Mauer, und am nahen Fluß liegen die Reste der Stadt Osgiliath, bis zu ihrer Zerstörung durch Sauron die eigentliche Hauptstadt des Reiches der Menschen und „Citadel of the Stars“ genannt, in der Zeit des *Herrn der Ringe* jedoch zu einem bemannten Kontrollposten am Fluß herabgesunken.⁶⁰

Ursprünglich gehörte auch die befestigte

⁵⁶ S. Hammond / Scull 1996, S. 173f. u. Abb. 167-169; Tolkien 1990, S. 280 u. 290.

⁵⁷ Vgl. Platon 1989, 115c-116b, S. 225 f. Nach Platon besteht Atlantis jedoch aus sechs Ringen, nicht sieben. - Aufgrund der ringförmigen Gliederung vergleichen Hammond / Scull Tolkiens Minas Tirith-Entwurf formal mit Isengart (Hammond / Scull 1996, S. 172 f.), was aber nur auf einer sehr allgemeinen formalen Ebene sinnvoll erscheint.

⁵⁸ Sil 1978, S. 319 f. Vgl. Anhänge 1998, S. 72. Damals hieß die Stadt jedoch Minas Anor, „Tower of the Setting Sun“ („Turm der untergehenden Sonne“); den Namen „Turm der Wacht“ erhielt sie erst, als die Mächte des Bösen wieder erstarkten (Sil 1977, S. 296 f. u. 341 / Sil 1978, S. 325 f. u. 375; LotR I, S. 258 / HdR I, S. 298).

⁵⁹ „Denn vor den Mauern von Minas Tirith wird sich das Schicksal unserer Zeit entscheiden“ (HdR III, S. 78, vgl. auch S. 38 / LotR III, S. 72 u. 38 f.).

⁶⁰ LotR I, S. 257, III, S. 22, 36 f. u. 160 / HdR I, S. 297 f., III, S. 18 f., 36 u. 179; Anhänge 1998, S. 29 u. 76.

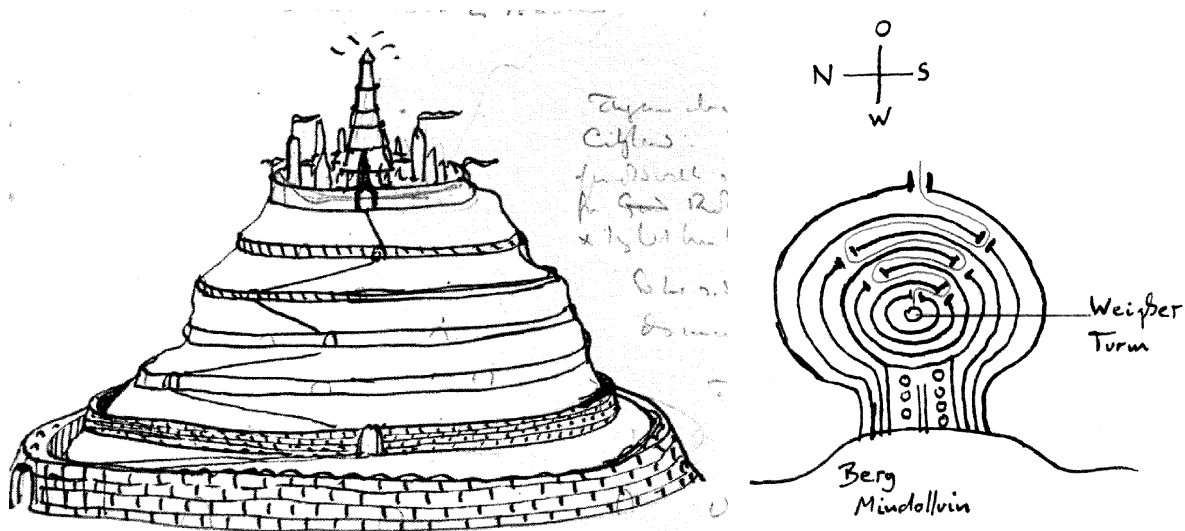


Abb. 10: J. R. R. Tolkien: Ohne Titel (Minas Tirith), Oktober 1944. Bleistift, schwarze Tusche.

Abb. 11: J. R. R. Tolkien: Plan of Minas Tirith, zw. 1944 u. 1948. Umzeichnung von R. Z. nach Tolkien 1990, S. 290.

Stadt Minas Ithil dazu, „Tower of the Rising Moon“ genannt, gelegen am Rande des Schattengebirges, der geographischen Grenze Mordors, und die „Zwillingsschwester“ Minas Tiriths. Man kann in der kosmischen Gesichtspunkten folgenden Namensgebung (Minas Ithil als Mond, Osgiliath als Sterne und Minas Anor (der alte Name Minas Tiriths) als Sonne) die Repräsentation einer kosmischen Ordnung erkennen, die von der Dunklen Macht beständig attackiert wird. Diese drei Städte bildeten ein gemeinsames Wehrsystem, welches die Pforte zwischen Mordor und dem Weißen Gebirge Gondors abriegelt, vergleichbar der Rolle, die Isengart und die Hornburg an der „Pforte von Rohan“ übernehmen. Jedoch fiel auch die Mondfeste einst an Sauron, der sie zum Stützpunkt der Ringgeister machte, woraufhin sie den Namen Minas Morgul, „Tower of Sorcery“ („Feste der Magie“) erhielt.⁶¹ Als Tolkien den Ringträger auf seinem Weg nach Mordor durch Minas Morgul schickt, nutzt er die Gelegenheit, den Ort als erfüllt von Grauen zu schildern, „ein Ort schlafloser Bosheit, vol-

ler lidloser Augen“.⁶² Mittels einer schrecken-erregenden Atmosphäre, finsternen Gängen, leeren Fensterhöhlen, mit ungesunden Ausdünstungen und schaudererregendem baukulturellem Zierat gestaltet Tolkien Minas Morgul als eine Art überdimensionales Spukschloß, ein riesiges *gothic castle* in Stadtgröße.⁶³

Der Wachturm Kirith Ungol auf der Innenseite des Schattengebirges fällt dagegen eher konventionell aus (Abb. 12). Tolkien plante ihn sehr sorgfältig, da er hier eine Menge Handlung unterzubringen hatte. Er entwarf einen aus fünf sich nach oben hin verkleinernden Stufen bestehenden, in den Fels hineingebauten Turm mit einem kleineren Turm als Bekrönung. Jede Stufe ist mit einer zinnenbekrönten Mauer umgeben. Der als „stronghold“ bzw. „Festung“ titulierte Turm bewacht den gleichnamigen Paß, der von Minas Morgul heraufführt und einen Zugang nach Mordor

⁶¹ Für die Zitate s. LotR I, S. 257, II, S. 301; HdR I, S. 297 f., II, S. 346; des weiteren Sil 1977, S. 297 / Sil 1978, S. 325 f.; Anhänge 1998, S. 35 u. 75 f. / LotR III, S. 332 u. 368 f. Die verzweigte Lage der Völker des Ringbundes wird auch dadurch unterstrichen, daß von dem ursprünglich aus Minas Anor, Osgiliath und Minas Ithil bestehenden Wehrsystem nur noch erstere übriggeblieben war.

⁶² HdR II, S. 346 / vgl. LotR II, S. 302.

⁶³ S. LotR II, S. 301 f. u. 312-317 / HdR II, S. 346 u. 359-364. Zum literarischen Motiv des *gothic castle* s. Grein 1995 u. Bonacker 2002. Tolkien scheint lediglich das Eingangstor von Minas Morgul zeichnerisch entworfen zu haben, welches er wie ein Höllenmaul gestaltete. Dabei erachtete er eine besonders angsteinflößende Atmosphäre für notwendig: „Minas Morgul muß entsetzlicher gestaltet werden. Hier reicht das übliche ‚Ork‘-Zeug nicht aus“ (nach Hammond / Scull 1996, S. 174 f., Abb. 170).

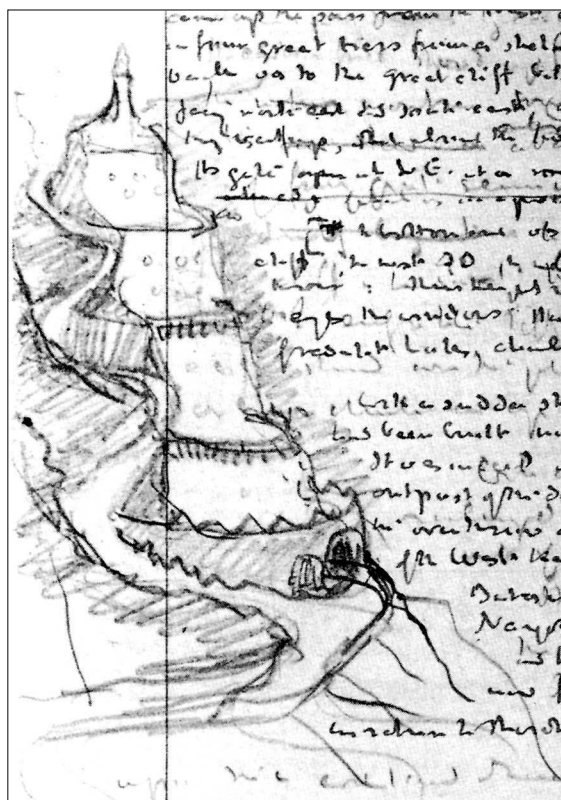


Abb. 12: J. R. R. Tolkien: Ohne Titel (Turm von Kirith Ungol), 1948. Bleistift, blauer Buntstift.

bildet.⁶⁴

Der letzte Turm ist Barad-dûr, der Dunkle Turm, Sitz Saurons und Zentrum des Bösen. Er ist das Gegenstück zu Minas Tirith als dem „Weißen Turm“. Anhand einer Vision Frodos stellt Tolkien beide paradigmatisch einander gegenüber.⁶⁵ Wie es bei der Stadt und Isengart

⁶⁴ LotR III, S. 176 / HdR III, S. 196 f. Die Geschehnisse im Turm führen zu einer sehr genauen Beschreibung seines Inneren und seiner äußeren Gestalt, auf die hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden kann (s. LotR II, S. 344-352, III, S. 178-184 / HdR II, S. 397-406, III, S. 198-206; vgl. Tolkien 1992, S. 18-22). Zu den zeichnerischen Planungen s. auch Tolkien 1990, S. 108 u. 114). Ursprünglich sollte der Turm nicht drei, sondern vier Stufen haben, deren Maße Tolkien exakt festlegte (Tolkien 1992, S. 18f. u. 22). Zusammen mit der genauen Planung der Lage des Turms über dem Paß zeigt Tolkiens Umgang mit Kirith Ungol besonders deutlich, wie er Text und Bild gleichermaßen benutzte, um den Ort der Handlung korrekt und schlüssig zu gestalten. Das Film-design folgt den Entwürfen Alan Lees, der sich seinerseits eng an Tolkiens literarische und zeichnerische Vorgaben hielt (vgl. die Abb. in Fisher 2001, S. 39).

⁶⁵ HdR I, S. 483 / LotR I, S. 417: „... and he saw Minas Tirith. Far away it seemed, and beautiful: white-walled, many-towerd, proud and fair upon its mountain seat, its

der Fall ist, reicht seine Geschichte zurück in eine mythische Vorzeit, die zur Zeit des Ringkrieges nur noch aus Legenden bekannt ist, ja er übertrifft sein positives Gegenstück an Alter bei weitem.⁶⁶ Wie die vorgenannten Türme ist Barad-dûr eine Festung.⁶⁷ Der Dunkle Turm wird oft genannt, doch kaum beschrieben. Die Schilderungen sind eher atmosphärisch gehalten als Evokation schwindelerregender Größe und überwältigender Macht: „Mauer über Mauer, Brustwehr über Brustwehr, schwarz, unermesslich stark, ein Berg aus Eisen, ein Tor aus Stahl, ein Turm aus Adamant: so sah er Barad-dûr, Saurons Festung. Alle Hoffnung verließ [Frodo]“⁶⁸; „Türme und Festungsmauern, hoch wie Berge, errichtet auf einem mächtigen Bergthron über unermesslichen Gräben; große Höfe und Verliese, augenlose Gefängnisse, jäh wie Klippen, und gähnende Tore aus Stahl und Adamant“.⁶⁹ Ständig ist der Turm hinter finsterem Rauch und Wolken verborgen, so daß seine Gestalt dem Betrachter nie gänzlich enthüllt wird, und selbst Details sind geeignet, Entsetzen und Verzweiflung hervorzurufen.⁷⁰ Auf diese Weise wird er einer Ge-

battlements glittered with steel, and its turrets were bright with many banners. Hope leaped his heart ... Then at least his gaze was held: wall upon wall, battlement upon battlement, black, immeasurably strong, mountain of iron, gate of steel, tower of adamant, he saw it: Barad-dûr, Fortress of Sauron. All hope left him.“ Im Film fehlt die Gegenüberstellung: Er beschränkt sich auf die Vision des Dunklen Turms.

⁶⁶ Folgt man der „Aufzählung der Jahre“, ist Barad-dûr mehr als 2000 Jahre älter als Minas Tirith und Isengart, letztere sind zur Zeit des Ringkrieges über 3000 Jahre alt (s. Anhänge 1998, S. 71 f. u. 78-84)

⁶⁷ Im Silmarillion wird er eine „gewaltige Festung“ („fortress vast and strong“) genannt (Sil 1977, S. 292 / Sil 1978, S. 321). Vgl. LotR I, S. 417, II, S. 161, III, S. 200 („stronghold“) / HdR I, S. 483, II, S. 182, III, S. 224.

⁶⁸ S. Anm. 65.

⁶⁹ HdR III, S. 253; vgl. LotR III, S. 224: „towers and battlements, tall as hills, founded upon a mighty mountain-throne above immeasurable pits; great courts and dungeons, eyeless prisons sheer as cliffs, and gaping gates of steel and adamant“. Tolkien beschreibt auch eine gewaltige Eisenbrücke über einen tiefen Abgrund am Westtor (HdR III, S. 247 / LotR III, S. 219).

⁷⁰ Einmal „wirbelten die verhüllenden Wolken und zogen für einen Augenblick beiseite; und da sah Frodo die grausamen Zinnen und die eiserne Bekrönung des höchsten Turms von Barad-dûr schwarz aufragen, schwärzer und dunkler als die gewaltigen Schatten, in deren Mitte

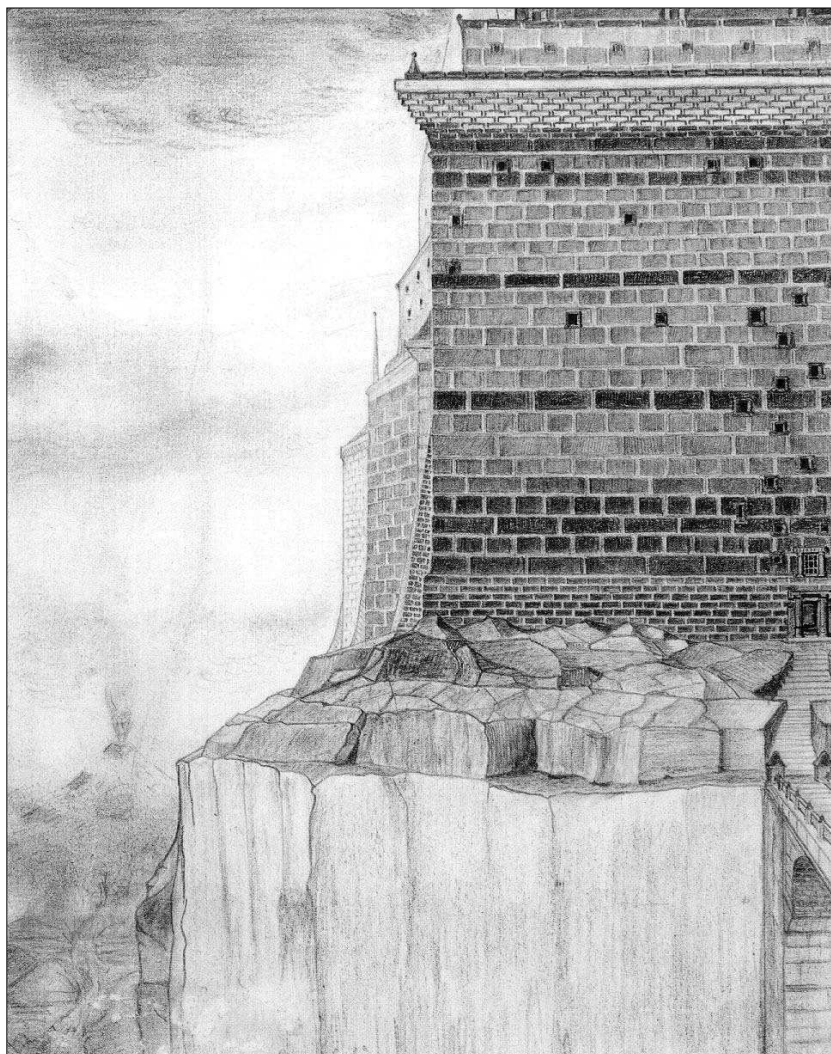


Abb. 13: J. R. R. Tolkien:
Barad-dûr, nach Oktober
1944. Bleistift, Buntstift,
schwarze und rote Tusche.

staltlosigkeit angenähert, die auf den Dunklen Herrscher selbst verweist, der lediglich als lidloses, brennendes Auge in Erscheinung tritt. Tolkien hat damit eine angemessene Formulierung gefunden, um den Turm zum Ausdruck des Bösen und Schrecklichen schlechthin zu machen: unermessliches Alter, unfassbare Größe, eine verborgene, in Dunkel gehüllte Gestalt. Dies mag auch erklären, warum seine einzige Zeichnung vom Dunklen Turm sich so sehr von den anderen unterscheidet (Abb. 13).⁷¹ Sie ist keine Entwurfsskizze wie die

er stand. Nur einen Augenblick war er zu sehen, aber wie aus einem großen und unermesslich hohen Fenster stieß eine rote Flamme nach Norden, das Flackern eines durchbohrenden Auges; und dann schlossen sich die Schatten wieder, und das entsetzliche Bild verschwand.“ HdR III, S. 247; vgl. LotR III, 219 f. Vgl. auch ebd., S. 200 u. 224 / HdR III, S. 224 u. 253.

⁷¹ Farbabb. in Hammond / Scull 1996, Abb. 145 u. S.

meisten seiner Architekturzeichnungen, sondern ein ausgeführtes Bild. Es fällt auf, daß Tolkien keine Darstellung des ganzen Gebäudes vorlegt, sondern lediglich einen Teil des gemauerten Sockels zeigt. Die gewaltige Höhe des Turms wird nur mittels einer Architekturparaphrase angedeutet, so daß trotz der Exaktheit der Ausführung die Größe und Gestalt Barad-dûrs im Unklaren bleiben. Diese Unfaßbarkeit ist es, die ihn letztlich zu phantastischer Architektur werden läßt.⁷² Lediglich der Orthanc kann diesen Charakter noch beanspruchen.

Der Film-Turm kombiniert offenbar Entwürfe von Lee und Howe. Während der erste Film ihn nur zweimal kurz präsentiert, wird er

177 f. Tolkien zeichnete diese Ansicht von Barad-dûr im Oktober 1944 oder später (vgl. ebd.).

⁷² Vgl. Anm. 12.



Abb. 14: John Howe: The Dark Tower, 1990. Öl.

in „Die zwei Türme“ vollständig ins Bild gesetzt. Wie in Howes malerischer Version von 1991 wird der Turm frei von verhüllenden Wolken präsentiert (Abb. 14). Howes Bild zeigt nur den massiven unteren Teil und schneidet die Spitze ab.⁷³ Die Unermeßlichkeit des Turms wird in den Filmen durch die exakte Schilderung schierer Größe formuliert, und man kann darüber streiten, ob dies ein geeigneteres Mittel darstellt, als Tolkiens Rauchwolken und die paraphrasierenden Schilderungen von Teilen. Die Bauformen des gemalten und gefilmten Dunklen Turms entstammen erkennbar dem in Fantasyarchitekturen allgegenwärtigen gotisierenden Turm- und Kathedralvokabular, welches hauptsächlich am 13. und 14. Jahrhundert orientiert ist – einer Zeit, der Tolkiens Interesse offenbar kaum galt.

Barad-dûr ist in allem das exakte Gegenteil des weißen Turms Minas Tirith: Wird der eine ständig verborgen, bietet sich die andere frei

⁷³ Dies ist auch in Lees Version von 1987 der Fall. Zusätzlich verhüllt er aber die Architektur hinter Nebelstreifen (s. Tolkien Calendar 1987, July).

sichtbar und hell den Blicken des Betrachters dar; ist der eine ein hoch aufragender, ins Entsetzliche überdimensionierter, aber tatsächlicher Turm, ist der andere eine in proportionierte Abschnitte gegliederte Stadt, die sich sowohl in der Fläche, wie in der Höhe ausbreitet. (Überhaupt sind unter den herausragenden Bauten im *Herrn der Ringe* nur Barad-dûr und der Orthanc tatsächlich *Türme*; die anderen sind in erster Linie Städte oder Festungen.⁷⁴) Der Dunkle Turm ist der Sitz eines tyrannischen Herrschers, Minas Tirith der Sitz einer harmonischen und legitimierten Herrschaft. Wo sich die dunkle Macht ausbreitet (der Turm, der Schicksalsberg, Mordor, Isengart unter der Herrschaft Sarumans), regieren große Maschinen, Schmiedehämmer und Fab-

⁷⁴ Dies relativiert sich durch eine Gruppe von Türmen, die nur kurz erwähnt wird: Die „Leuchfeuer von Gondor“, eine Reihe von auf Bergen errichteten großen Wachttürmen, die zur Einrichtung von Signalfeuern dienen (s. HdR III, S. 16; Tolkien 1999, S. 398 u. 415, Anm. 35, S. 420 f., Anm. 51). Auch im Norden gab es Wachttürme, etwa Amon Sûl auf der Wetterspitze, in dessen Ruinen die Hobbits einmal übernachten müssen (s. HdR I, S. 230; Anhänge 1998, S. 74).

rikschlote, ist Eisen und Stahl ein immer wiederkehrendes Element.⁷⁵ Wir haben gesehen, daß die Maschinenästhetik bis in die Gestaltung der Bauwerke selbst hinein sichtbar wird, und nur im Orthanc des Films ist dies eine Erfindung des Illustrators und Designers. Minas Tirith wird hingegen geschildert als Ort eines Gemeinwesens, welches seine natürlichen Grundlagen achtet und bewahrt; nicht umsonst ist ihr Symbol und gleichsam ihr Schutzheiligtum ein Baum.⁷⁶ Es ist nicht zu übersehen, daß Tolkien sich in die Tradition romantischer Zivilisationskritik stellt, indem er eine technische, quasi-industrielle und gewalttätige Macht konfrontiert mit einer idealisierten Gesellschaft, die aufgrund ihrer natürlichen Fundierung zugleich Ausdruck der göttlichen Weltordnung sein soll. Hier fließen Tolkiens Liebe zur Natur und zur englischen Landschaft wie sein ausgeprägtes Mißtrauen gegenüber dem technischen Fortschritt ein.⁷⁷ Auch aus dieser Position heraus kann man eine Verwandtschaft Barad-dûrs mit dem Turm zu Babel erkennen.⁷⁸

Diese Zivilisationskritik erhielt zu Tolkiens Lebzeiten eine neue Note. Die zwanziger und dreißiger Jahre waren eine Zeit exzessiver Hochhausplanungen und -errichtungen. In den USA, aber auch in europäischen Großstädten wie Berlin, Paris und London war der Wolkenkratzer in Gestalt und Bauweise ein gängiges Symbol für technischen Fortschritt, die Moderne und den Kapitalismus und wurde je nach ideologischer Position positiv, aber oft genug

⁷⁵ Auch aus den Namen läßt sich dies herauslesen. So bedeutet Isengart „Eisenfestung“ (Sil 1978, S. 346); Angband, die gewaltige Gebirgsfestung von Saurons früherem Herrn Morgoth aus dem Ersten Zeitalter, heißt „Eisenkerker“ oder „Eisenhöhle“ (Sil 1978, S. 346).

⁷⁶ LotR III, S. 25f. u. 249 f. / HdR III, S. 22 f. u. 281 f.

⁷⁷ Carpenter zufolge rief „die Zerstörung der Landschaft durch den Menschen ... tiefen Zorn in ihm“ hervor (Carpenter 1983, S. 146). Vgl. ebd., S. 147 u. 253. Ein andermal nannte Tolkien den zunehmenden Autoverkehr in seinem Wohnort Oxford „Mordor in unserer Mitte“ (ebd., S. 247). Tolkiens Botschaft scheint diesbezüglich deutlich gewesen zu sein. In den USA der sechziger Jahre wurde der *Herr der Ringe* als Aufruf zur Erhaltung der Natur verstanden, da er vor allem im Rahmen der erstarkenden Ökologiebewegung rezipiert wurde (ebd., S. 261).

⁷⁸ Vgl. Anm. 44.

auch negativ beurteilt.⁷⁹ Es ist durchaus möglich, daß Tolkien dies im Blick hatte, als er die einzigen tatsächlichen Türme auf die Seite des Bösen stellte.

Königshallen, Burgen und Häuser

Im folgenden wird es um eine elbische und zwei von Menschen errichtete Anlagen gehen. Bruchtal (im englischen Original Rivendell, in der Elbensprache Imladris), das Haus des Halbelben Elrond und Schauplatz des Rates, der die Gemeinschaft des Ringes aussendet, scheint in einer Besprechung von Festungen fehl am Platze zu sein. Im *Hobbit* tritt es harmlos als „Letztes Heimisches Haus“ auf.⁸⁰ Im *Herrn der Ringe* erscheint es als eine Stätte des Friedens und der geistigen Sammlung, umgeben von idyllischer Natur.⁸¹ Dementsprechend fallen Tolkiens zeichnerische Entwürfe Bruchtals aus, auf denen es wie ein abgelegenes Landhaus wirkt (Abb. 15).⁸² Ein Vorbild fand Tolkien möglicherweise im Lauterbrunnen-Tal in der Schweiz, das er in jungen Jahren besucht hatte.⁸³ Aus den wenigen Hinweisen auf das Innere, die Tolkien gibt⁸⁴, entwickeln Filme, Illustrationen und Comicadaptionen komplexe Raum- und Gestaltungsentwürfe. Jacksons Film verwandelt

⁷⁹ Vgl. Pehnt 1998, S. 281 f.

⁸⁰ *Hobbit* 1998, S. 57 u. 61-65. Im Original: „the Last Homely House“ (*Hobbit* 1966, S. 60). Vgl. LotR I, S. 237 / HdR I, S. 274. Zu den Namen s. auch Sil 1978, S. 351 u. 369 / Sil 1977, S. 336 u. 347; HdR I, S. 299 f. / LotR I, S. 259; Tolkien 1980, S. 447 u. 463 / Tolkien 1999, S. 550 u. 573.

⁸¹ Vgl. die Beschreibungen in HdR I, 2. Buch, 1. u. 2. Kap., v.a. S. 274-276 u. 291 / LotR I, S. 237 f. u. 252.

⁸² Hammond / Scull 1996, S. 108-110 u. 113-117, Abb. 104-108.

⁸³ Dies belegt Marie Barnfield in: *The Roots of Rivendell, or Elrond's House now open as a Museum*, in: Pe Lyfe ant þe Auncestrye, Vol. 3, Spring 1996, ed. by Trevor Reynolds, S. 4-18. Tolkien wanderte im Sommer 1911 mit Bekannten in den Schweizer Bergen und sah u. a. das Lauterbrunnen-Tal (vgl. Carpenter 1983, S. 65).

⁸⁴ Im 1. und 2. Kapitel des 2. Buches von HdR I bzw. LotR I geht Tolkien verschiedentlich auf die Einrichtung des Hauses ein, wodurch er den Eindruck eines geräumigen Landhauses verstärkt. Nur einmal schildert er eine Abfolge von mehreren Korridoren und Hallen, die erahnen läßt, daß seine Vorstellung von Bruchtal durchaus palastartige Züge hatte (HdR I, S. 280 / LotR I, S. 242).

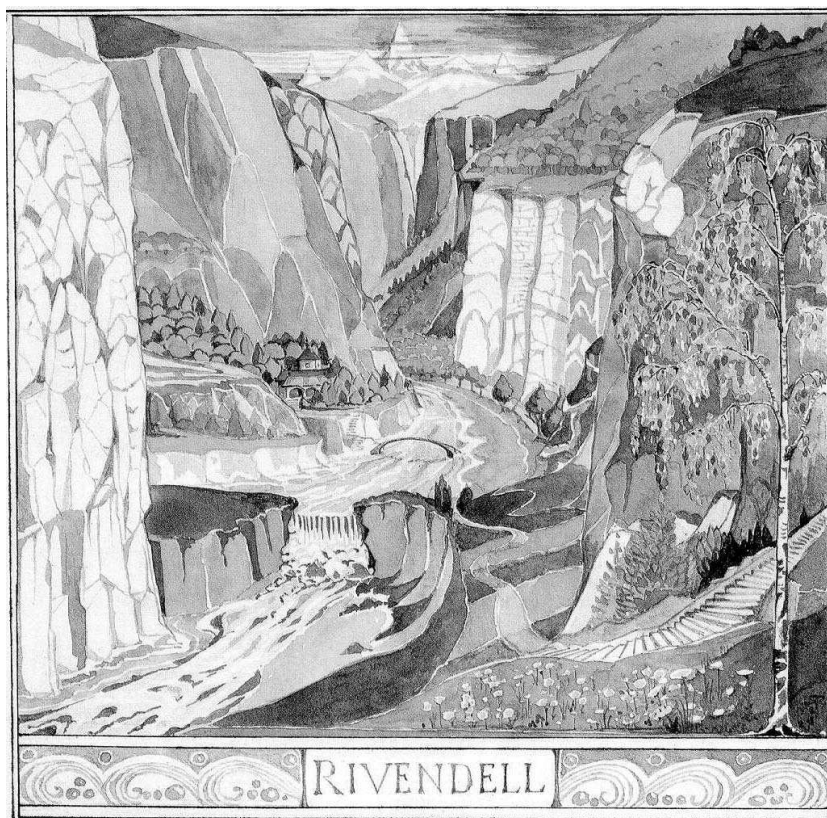


Abb. 15: J. R. R. Tolkien:
Rivendell (Bruchtal), um
1936/37. Bleistift,
Wasserfarbe, schwarze
Tusche.

Bruchtal in einen grazilen Komplex von Holzbauten mit gotisierenden und neogotischen Formen auf einem gemauerten Sockel, der an den Jugendstil und Entwürfe lebensreformerischer Architekten der Jahrhundertwende angelehnt ist.⁸⁵

Bruchtal wurde während der ersten Ringkriege zwischen dem Dunklen Herrscher Sauron und den Elben „als Festung und Zuflucht gegründet“⁸⁶, „eine Zuflucht für die Müden und Unterdrückten und eine Schatzkammer von Rat und Wissenschaft“, einer der wich-

tigsten Sitze der Elben.⁸⁷ Nirgends werden Befestigungseinrichtungen erwähnt, die eine Bezeichnung als Festung oder Burg rechtfertigen würden. Bruchtal erscheint vielmehr als ein Ort geistig-spirituelle Macht, der als solcher ein Zentrum des Widerstands gegen das Böse bildet. Tolkien dehnt hier offenbar den Begriff „Festung“ sehr weit, um einen „spirituellen Kraftort“ darunter subsumieren zu können.⁸⁸

Die beiden anderen Bauten stammen von Völkern der Menschen Mittelirdes: die Königshalle Meduseld und die Hornburg des Reitervolkes von Rohan. Die königlichen Höfe mit Namen Edoras, zu denen Meduseld gehört, liegen auf einer mit einem Erdwall, einer Mauer und einer Dornenhecke bewehrten An-

⁸⁵ Das offizielle Buch zum ersten Film, welches mit Aufnahmen von der Filmarchitektur leider sehr zurückhaltend umgeht, enthält die zweiseitige Abbildung eines Modells von Bruchtal (Sibley 2001, S. 108 f.). Vgl. auch Fisher 2001, S. 30 f. u. 40 f. – Bei den Illustratoren tut sich eine eigenartige Diskrepanz auf: Während Alan Lee sich eng an Tolkiens gemalte Vorlagen hält (Rivendell, Aquarell, in: Tolkien 1991), entwirft John Howe 1997 eine pittoreske Burg mit hohem Mittelurm, die sich an Architekturformen des 14. Jahrhunderts zu orientieren scheint (John Howe: Descend to Rivendell, in: Tolkien-Calendar 1997, January).

⁸⁶ Sil 1978, S. 316; s. Sil 1977, S. 288: „the stronghold and refuge of Imladris“. Vgl. die Zeittafel zum Zweiten Zeitalter in Anhänge 1998, S. 71 / LotR III, S. 364.

⁸⁷ Sil 1978, S. 326 f. / Sil 1977, S. 297 f.

⁸⁸ So läßt er den Zauberer Gandalf sagen: „Tatsächlich gibt es in Bruchtal eine Macht, die der Gewalt von Mordor eine Zeitlang widerstehen kann ... Du bist in Bruchtal, und im Augenblick brauchst du dir keine Sorgen zu machen.“ (HdR I, S. 271 f.; vgl. LotR I, S 235). Diese Macht beruht nicht zuletzt auf der Beherrschung der Naturkräfte, die Elrond bei der Vertreibung der Ringgeister durch das Herbeirufen einer Flut ein-drucksvoll unter Beweis stellt (HdR I, S. 263 f. u. 273 / LotR I, S. 227 u. 236).

höhe nahe dem Gebirge. Am Fuße der Anhöhe liegen zahlreiche Hügelgräber. Die Höfe selbst bestehen aus Holzhäusern, die Straßen sind mit Steinen gepflastert. Zu Meduseld, welches auf dem Gipfel der Anhöhe liegt, führt eine Steintreppe hinauf. Von der Halle wird gesagt, daß sie ein goldenes Dach habe, welches weit hin sichtbar sei. Sie verfügt über mächtige hölzerne Türen, einen gepflasterten Fußboden und eine Feuerstelle in der Mitte. Das hohe Dach wird von goldglänzenden Säulen getragen, über deren Material Tolkien sich ausschweigt. Die Wände sind verziert mit gewebten Decken, auf denen Historienszenen dargestellt sind.⁸⁹

Bei der Konzipierung griff Tolkien offenbar auf seine philologischen Kenntnisse zurück. Die Beschreibung von Meduseld stimmt in wesentlichen Punkten mit der von Heorot überein, der Halle des Dänenkönigs Hrothgar in dem altenglischen Heldenepos *Beowulf*. Tolkien widmete dem Epos eine eigene Studie.⁹⁰ Die Halle wird dort „das höchste aller Gebäude“ genannt, ein „schmucker Saal ... hoch und weitgieblig“. Der „sehr reich verzierte“ und „gezimmerte Saal“ ist eine Holzkonstruktion, die von schweren Eisenbändern zusammengehalten wird und über ein „steiles Dach, vom Golde glänzend“ verfügt: „Sein lichter Glanz leuchtete über viele Landesgebiete.“ Mehrfach wird die Halle „Goldsaal“ genannt. Wie in Edoras führt eine „steinbunt gepflasterte“ Straße darauf zu.⁹¹ Dieses Vorbild wie auch Tolkiens eigene Angaben lassen vermuten, daß er sich den ganzen Bau als eine Holzkonstruktion vorstellte. Eigene zeichneri-

sche Entwürfe sind mir nicht bekannt.⁹² Der zweite Teil der aktuellen Verfilmung, worin Edoras zu sehen ist, hat Tolkiens Vorgaben weitgehend respektiert. Edoras erscheint als eine lose Anhäufung von Holzhäusern, die sich am Hang eines steilen und felsigen Hügels versammeln, und dessen Gipfel von der Halle eingenommen wird. Die Entwürfe der Chefdesigner Lee und Howe weisen hier große Übereinstimmungen auf.⁹³

Über mögliche Vorbilder, oder besser, Anreger für Edoras als Gesamtanlage kann nur spekuliert werden. Denkbar sind eisenzeitliche Ringburgen, wie Badbury Rings in Wessex⁹⁴, aber auch historisch wesentlich jüngere Anlagen, wie dänische und angelsächsische Rundburgen aus dem 10. Jahrhundert. Sie bestehen aus meist kreisrunden Wall-Grabensystemen, die neben der Herrscherhalle eine Ansiedlung umschlossen.⁹⁵ Tolkiens Anleihen betreffen in diesem Falle nur die grundsätzliche Struktur der Anlage, detaillierte Übereinstimmungen sind nicht auszumachen.

Der Ort, an dem die erste Schlacht zwischen Gut und Böse stattfindet, ist die Hornburg, die einer „Helms Klamm“ genannten Schlucht vorgelagert ist. Die Hornburg ist die einzige nennenswerte Anlage im *Herrn der*

⁸⁹ HdR II, S. 124-129 u. 131 / LotR II, S. 110-114 u. 116.

⁹⁰ Tolkien 1977; dt.: *Beowulf. Die Ungeheuer und ihre Kritiker*, in: Tolkien 1987, S. 21-74; ders.: *Zur Übersetzung des Beowulf*, ebd., S. 75-91. Die in dem Epos beschriebenen Gebäude gehen wohl auf tatsächliche skandinavische Hallenbauten zurück (vgl. Ebhardt III, S. 329-331).

⁹¹ Vgl. *Beowulf* 1988, Z. 78, 81 f., 167, 307, 311, 320, 715 f., 773-775, 926 f. u. 1639. Meine Vermutung, daß *Beowulf* als Vorbild gedient habe, wurde von der Tolkien Society bestätigt (Mail an den Autor vom 29. 1. 2002). – Die Halle scheint selbst einer Art „Walhall-Ikonographie“ zu folgen. Walhall wie auch andere germanische Götterbauten der Asen werden als goldgedeckte Hallen oder Säle geschildert (vgl. Götterlehre 1984, S. 124, 133, 138, 153 f., 175, 208 u. 278).

⁹² Jedoch könnte es einen Vorläufer geben: Tolkiens Entwurf von Beorns Halle, dem Wohnsitz eines mächtigen Waldmenschen, dem die Reisegruppe im *Hobbit* begegnet. Tolkien beschreibt eine große aus Baumstämmen gezimmerte Halle mit einer Feuerstelle in der Mitte (*Hobbit* 1998, S. 129 u. 134-137 / *Hobbit* 1966, S. 129 u. 135-139) und fertigte zwei Zeichnungen des Innenraums an (s. Hammond / Scull 1996, Abb. 115 f.; Abb. 116 ist zugleich eine Illustration in *Hobbit* 1966, S. 130). Christopher Tolkien sieht darin die Rezeption einer Zeichnung vom Inneren einer „altnordischen Halle“ seines Freundes E. V. Gordon, welche dieser in seinem Buch *An Introduction to Old Norse* (1917) veröffentlichte (ebd., S. 120 u. Abb. 114).

⁹³ Ein Unterschied ergibt sich in der Konzipierung der Befestigung. Während Lee das von Tolkien beschriebene Wall-Mauersystem andeutet, entwirft Howe einen massiven äußeren und inneren Mauerring und vergrößert den Abstand zwischen der Königshalle und den Häusern. S. Alan Lee: *Edoras*, Aquarell, in: Tolkien 1991; John Howe: *The Betrayal of Isengard*, in: Tolkien-Kalender 1997, March. In den filmbegleitenden Büchern sind einige Aufnahmen der Filmbauten von Meduseld publiziert.

⁹⁴ Vgl. Hawkes / Bahn 1986, S. 80. Vgl. auch den *Avebury Sanctuary Complex* (vgl. ebd., S. 97-102).

⁹⁵ Vgl. Langberg 1955, S. 30-40; Faber 1977, S. 14-16; Guide 1977, S. 23 u. 43-45.

Ringe, die in Funktion und Gestalt einem traditionellen Burgenbild entspricht. Mit Isengart zusammen hat sie die Aufgabe, die „Pforte von Rohan“ zu bewachen, eine Spalte zwischen zwei Gebirgen, die als ein mögliches Einfallstor für Feinde betrachtet wird. Ursprünglich von den Königen von Gondor errichtet, wurde sie später an das Reitervolk von Rohan übergeben, als diese den Nordteil des Reiches besiedelten.⁹⁶ Die Hornburg ist kein Fürstensitz, sondern ein reiner Wehrbau, wie in der Beschreibung der Organisation der Verteidigung und der großen „Schlacht bei Helms Klamm“ klar wird.⁹⁷ Sie liegt auf einem Felsgrat, und „auf diesem Felsvorsprung standen hohe Mauern aus uralten Steinen und in ihrer Mitte ein stolzer Turm.“ Über dem Haupttor befindet sich ein Bogengang. Die Burg ist in ein Mauer-System eingegliedert, den Klammwall, der Helms Klamm vollständig abriegelt.⁹⁸ Der Wall, der durch eine Treppe mit der Burg verbunden ist, wird als 20 Fuß hoch und „vier Mann“ breit beschrieben.⁹⁹ Es existiert eine Bleistiftzeichnung Tolkiens, die die Lage illustriert (Abb. 16). Sie stammt wahrscheinlich vom Beginn der vierziger Jahre¹⁰⁰ und zeigt eine recht einfache Anlage, die aus einer ringförmigen Mauer mit betontem Eingangstor besteht, auf das eine breite Zufahrtstraße zuführt, und die einen ringförmigen Gebäudekomplex einschließt, in dessen Mitte sich der erwähnte Turm erhebt. Die Hornburg

⁹⁶ Vgl. Tolkien 1980, S. 370 u. 373 / Tolkien 1999, S. 485 u. 488; HdR I u. II / LotR I u. II, beigegebene Karten. Den Namen „Hornburg“ trägt sie auch im englischen Original, womit Tolkien offenbar das germanische Element in seinem Entwurf der Kultur der Rohirrim konkretisieren wollte. Zur Geschichte und Bedeutung der Hornburg vgl. auch die Zusammenfassung in Krege 1999, S. 191 f.

⁹⁷ HdR II, S. 155-164 / LotR II, S. 138-145.

⁹⁸ HdR II, S. 150 / LotR II, S. 133 f.

⁹⁹ HdR II, S. 153 / LotR II, S. 136 f. In der Verfilmung wurden einige Veränderungen vorgenommen. Der bei Tolkien zentrale Turm wurde an die Seite gerückt und bekam mit großen seitlichen Stützen ein gotisierendes und futuristisch anmutendes Design verpaßt. Außerdem wurde die Burganlage auf einen direkt an die Felswand anschließenden Halbkreis reduziert. – Tolkien erwähnt verschiedentlich weitere Festungen in Gondor und Ithilien, von denen zumindest einige Adelssitze sind. Auch wenn sie sich darin von der Hornburg unterscheiden, spricht einiges dafür, daß man sie sich wie diese wohl als traditionelle Burgenbauten vorzustellen hat.

¹⁰⁰ S. Hammond / Scull 1996, S. 165 u. 168 f.

Turm erhebt. Die Hornburg stellt sich somit als eine Anlage mit zwei konzentrischen Mauerringen und dem Turm als Zentrum dar.

Die kreisrunde Bauweise mit dem zentralen Turm läßt erneut an mittelalterliche Turmhügelburgen denken.¹⁰¹ Auch hier ist die Übereinstimmung aber lediglich typologisch zu verstehen.

Unter den Anlagen der Rohirrim ist noch die befestigte Zuflucht in Dunharg zu erwähnen, die zudem eine eigene „Feste“ einschließt. Sie befindet sich oberhalb von Edoras am Ende einer Schlucht und dient als Fluchtburg im Kriegsfall. Ihre Befestigung sind die umliegenden steilen Berge. Sie ist lediglich mit einigen Hütten bebaut, die Flüchtlinge müssen deshalb meist in mitgebrachten Zelten unterkommen.¹⁰²

Die Natur als Festung

Die bei den Höhlen angeführte Naturverbundenheit der Elben zeigt sich in einer weiteren Anlage. In dem als ein paradiesisches Waldgebiet geschilderten Land Lothlórien oder Lórien befindet sich die Stadt Caras Galadon. Auf einem Berg und seinen Hängen liegend, besteht sie zwar hauptsächlich aus Bäumen, in die offene Behausungen hineingebaut sind, verfügt jedoch ebenso über eine Stadtmauer, Tore und gepflasterte Straßen. Die Mauer scheint von besonders hohen und dichten Bäumen gebildet zu werden, und wie bei den beschriebenen unterirdischen Anlagen führt auf das Haupttor eine Brücke zu. Das Haus Celeborns und Galadriels, der Herren Lothlóriens, wird mit einer „hall of men“ verglichen.¹⁰³ Hier stehen mit-

¹⁰¹ S. Anm. 44.

¹⁰² LotR III, S. 67 f. / HdR III, S. 70-74 u. 81 f.; Tolkien 1999, S. 555. Kreges Behauptung, Dunharg sei gänzlich unbebaut, kann zumindest angezweifelt werden (Krege 1999, S. 103). Die Hütten können durchaus eine ständige Bebauung darstellen, und die „Feste“ impliziert eine Wehranlage, auch wenn Tolkien sie nicht weiter beschreibt.

¹⁰³ LotR I, S. 369 (für die gesamte Beschreibung s. S. 368-370). Die deutsche Übersetzung macht daraus „Königshalle“ (HdR I, S. 427; s. auch S. 426-428), was aber wohl die gleiche Bedeutung hat: Auch das eindeutig als Königshalle ausgewiesene Meduseld ist eine „hall of men“ (LotR II, S. 111). – Tolkien beschreibt den ersten

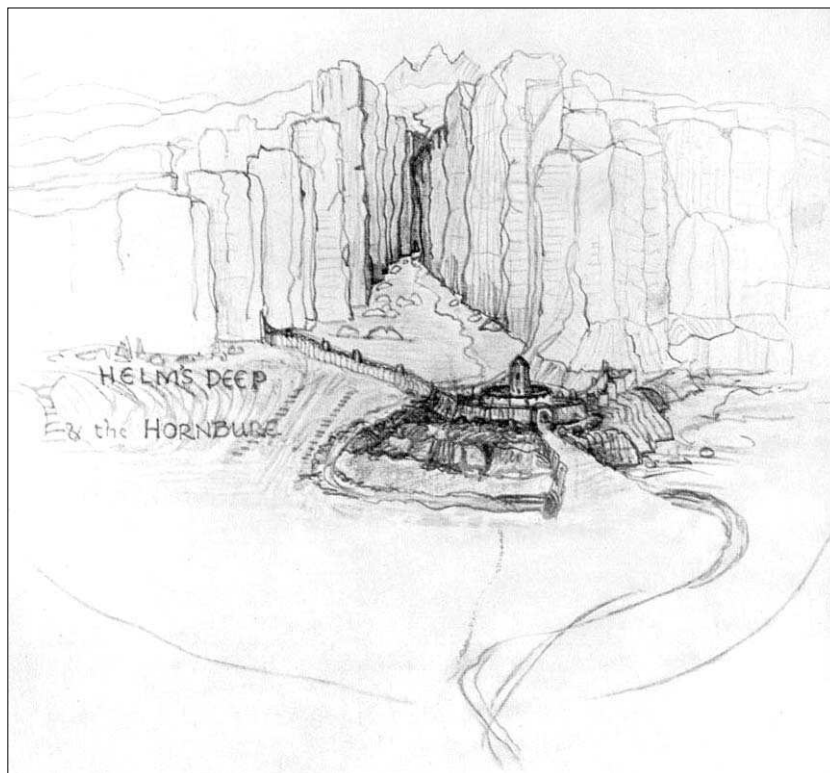


Abb. 16: J. R. R. Tolkien:
Helm's Deep & the
Hornburg, um 1941/42.
Bleistift, Buntstift.

tels der Architektur Natur und Künstlichkeit in einem harmonischen Verhältnis. Als „Festung“ bezeichnet Tolkien Caras Galadon in einer anderen Geschichte¹⁰⁴, und in seinen Erörterungen der Elbensprache führt er aus, „caras“ sei ein Wort für eine mit einem Graben umgebene Festung.¹⁰⁵ Der Charakter einer befestigten Stadt, an dem Tolkien bei aller idyllischen Verklärung keinen Zweifel läßt, wird in Peter Jacksons Film völlig ignoriert, wohl um die naturmystische Stimmung des Ortes zu steigern.

Die zweite natürliche Festung, die es hier zu besprechen gilt, könnte unterschiedlicher nicht sein: Mordor, das Schwarze Reich, Land der Schatten. Als Sauron Mordor als seinen Sitz wählt, baut er das Land zu seiner Festung

(„stronghold“) aus.¹⁰⁶ Dies ist wörtlich zu verstehen. Die begrenzenden Gebirgszüge, das Aschen- und das Schattengebirge, funktionieren nicht bloß metaphorisch, sondern tatsächlich als Festungsmauern.¹⁰⁷ Sie beherbergen wiederum zahlreiche Ork-Festungen.¹⁰⁸

Wo die beiden Gebirge zusammenstoßen, liegt eine Schlucht mit einem Talkessel dahinter, der von dem „schwarzen Tor“ Morannon verschlossen wird, einer riesigen, mit flankierenden Seitentürmen bewehrten dreiflügeligen Toranlage, die Festungstor und Zugang ins Landesinnere zugleich ist.¹⁰⁹ Der Talkessel, der den Namen Udûn trägt, wird von einem zweiten, inneren Tor namens Isenmünde (Isenmouthe) verschlossen. Isenmünde ist eigentlich ein mit „Festungen und Türmen“ befestigter Gebirgsausläufer. In dem Talkessel

Eindruck der Stadt übrigens als „einen Berg aus vielen mächtigen Bäumen oder eine Stadt aus grünen Türmen“ (HdR I, S. 424; vgl. LotR I, S. 366), womit er die Naturnähe unterstreicht, aber auch die Turmmetapher wieder ins Spiel bringt.

¹⁰⁴ Die Geschichte von Galadriel und Celeborn und von Amroth, König von Lórien, in: Tolkien 1999, S. 307-342, hier S. 330; vgl. Tolkien 1980, S. 246 („fortress“).

¹⁰⁵ Die Wald-Elben und ihre Sprache, in: Tolkien 1999, S. 343 f., hier S. 344; vgl. Tolkien 1980, S. 257: „moated fortress“.

¹⁰⁶ LotR III, Appendix B, S. 364 / Anhänge 1998, S. 71; Sil 1978, S. 294 / Sil 1977, S. 267: „he had fortified the land of Mordor“. Mordor wird damit zu einer Neuauflage von Angband (s. Anm. 75).

¹⁰⁷ S. LotR I, S. 257, III, S. 164 („battlements“) / HdR I, S. 298, III, S. 184.

¹⁰⁸ Im Original erneut „strongholds“ genannt (LotR III, S. 197 f., 201 u. 205). Vgl. HdR III, S. 221 f., 226 u. 230 f.

¹⁰⁹ LotR II, S. 244, III, S. 163 u. 227 / HdR II, S. 279 f., III, S. 183 f. u. 255.

Abb. 17: J. R. R. Tolkien:
Karte von Mittelerde,
Detail: Mordor.

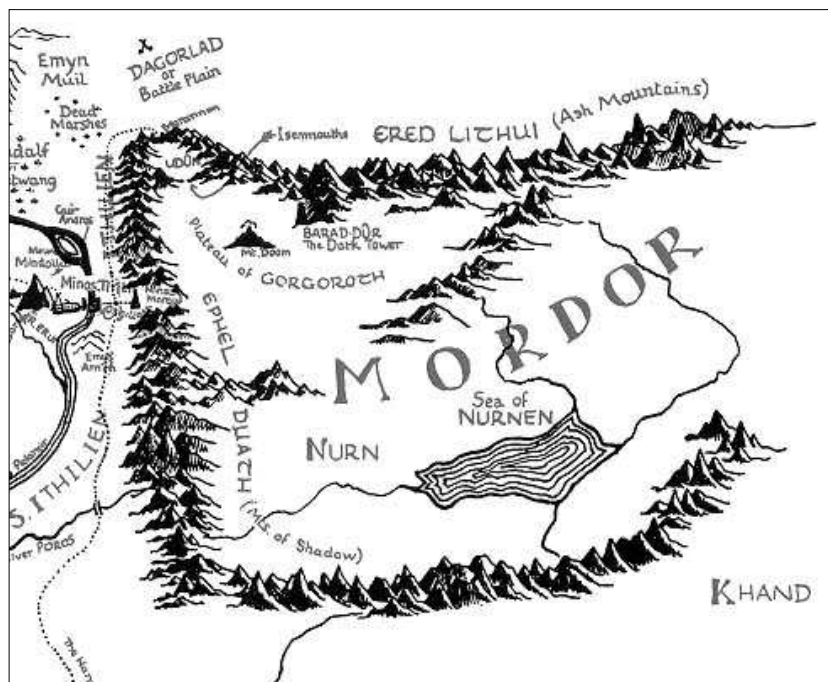
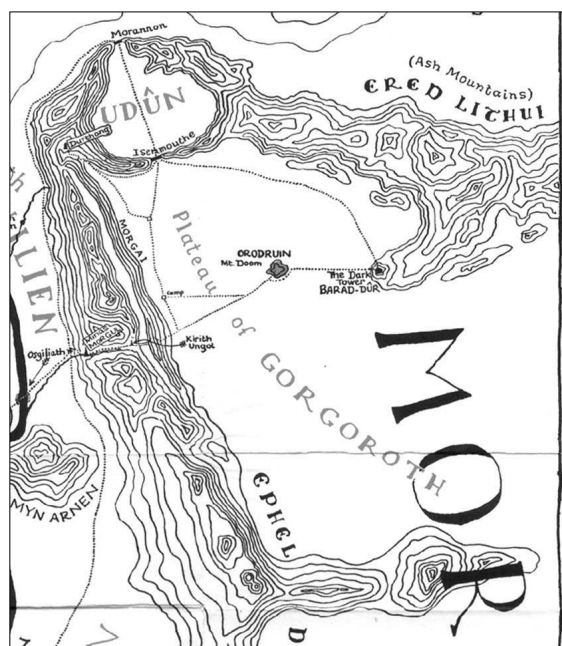


Abb. 18: J. R. R. Tolkien:
Karte von Gondor und
Mordor, Detail: Tor von
Mordor.



selbst liegen die Verteidigungsanlagen und Waffenkammern des Schwarzen Tors.¹¹⁰ Auf diese Weise entsteht eine in geologische Dimensionen gesteigerte Zugangssituation mit einer Doppeltoranlage und dem Talkessel als Vorhof.

Tolkien beschreibt eine weitere Gebirgsformation als Befestigungsanlage: den hinter

dem Schattengebirge liegenden niedrigen Bergkamm Morgai, den er als „inneren Ring“ der Befestigung Mordors bezeichnet.¹¹¹ Das Land selbst, die von den Gebirgen umschlossene Hochebene von Gorgoroth, ist eine kahle, steinige Wüste, ein lebensfeindlicher, aschebedeckter Ort, der offenbar nur als Aufmarschgelände für Saurons Truppen dient. Für etwas anderes scheint die riesige Fläche nicht gedacht zu sein: eine zivile Funktionslosigkeit, die den schreckenerregenden Charakter des Landes noch einmal steigert.¹¹²

Ein Blick auf die von Tolkien gezeichneten Karten Mittelerdes untermauert den Festungscharakter Mordors (Abb. 17). Es wird von drei Gebirgen fast rechtwinklig umschlossen. Der nahezu geometrische Charakter seiner Geographie wird durch weitere Elemente verstärkt: Genau von der Mitte des Schattengebirges ragt ein Berggrat ins Landesinnere, und die Toranlage, bestehend aus Morannon, dem Talkessel Udûn und Isenmünde, ist symmetrisch angelegt (Abb. 18).

Ein ganzes Land als Festung zu behandeln, ist für Tolkien jedoch weder neu noch etwas typisch Böses: Im *Silmarillion* beschreibt er eine Elbenfestung, die aus einer von Gebirgen

¹¹⁰ LotR III, S. 205 („forts and towers“) / HdR III, S. 230.

¹¹¹ LotR III, S. 175 / HdR III, S. 196.

¹¹² LotR III, S. 200 f., 205, 209 f. u. 219 / HdR III, S. 224 f., 230, 235 f. u. 247.

umschlossenen Ebene mit einer befestigten Stadt in der Mitte besteht und Berge und Schluchten die Rollen von Festungsmauern und Toren übernehmen.¹¹³

Kunst, Comic und Film ein Thema dar, das mit diesem Aufsatz keinesfalls erschöpfend behandelt wird. Sie verdienen eine umfassende Untersuchung, die nach wie vor aussteht.

Zusammenfassung

Tolkiens Architekturen lassen sich in verschiedene Gruppen einteilen: unterirdische Höhlenbauten, Türme (tatsächliche und metaphorische), eine heterogene Gruppe von Herrschersitzen und Festungen, sowie Naturfestungen. Dem größten Teil eignet eine enge Beziehung zur Natur: Die Höhlen sind in die Erde hineingebaut und nach außen fast unsichtbar, die natürlichen Festungen konstituieren sich aus der Befestigung natürlicher geologischer Gegebenheiten, und die übrigen Bauten der Elben und Menschen unterhalten meist ein harmonisches Verhältnis zur Natur. Ausnahmen sind der Orthanc in Isengart und der Dunkle Turm, die zudem die einzigen tatsächlichen Türme im *Herrn der Ringe* sind. Tolkiens Quellen sind so heterogen wie seine Bauten. Sie sind in prähistorischen Ringwallanlagen und Megalithbauten zu finden, aber auch in germanischen Königshallen. Von der Hornburg und gelegentlichen Anspielungen auf Turmburgen abgesehen, finden sich keine Elemente mittelalterlicher Architektur, was angesichts der Dominanz mittelalterlicher und pseudomittelalterlicher Elemente in der Fantasyliteratur überraschen mag. Unübersehbar sind Einflüsse der expressionistischen Architektur und Architekturtheorien der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, die typologisch in der Konzentration auf Türme, Höhlen und „künstliche Berge“, ideologisch in der utopischen Aufladung architektonischer Konzepte und der Auflösung der Grenze zwischen Architektur und Natur, im konkreten Entwurf in zeitgenössischen Hochhaus- und Stadtprojekten zu finden sind. Die Architekturen Mittelalters stellen mit der Vielfalt der Quellen und Rezeptionsweisen in Literatur, bildender

¹¹³ Vgl. Sil 1978, S. 142 f. u. 365 / Sil 1977, S. 126 u. 332; ders.: Von Tuor und seiner Ankunft in Gondolin, ca. 1916/17, in: Tolkien 1999, S. 29-80 u. 567. Vgl. eine Zeichnung Tolkiens von Gondolin von 1926 (s. Hammond / Scull 1996, S. 61, Abb. 58).

Quellen

1. J. R. R. Tolkien

Die verschiedenen Fassungen des *Herrn der Ringe*, des *Hobbit* und des *Silmarillion* werden in den Anmerkungen mit den vorweggestellten Abkürzungen angegeben.

HdR I-III: Der Herr der Ringe, deutsche Ausg., kartonierte Sonderausgabe in 3 Bänden: I. Die Gefährten, II. Die zwei Türme, III. Die Rückkehr des Königs. Stuttgart 1972, 18. Aufl. 1991. Übersetzt von Margaret Carroux.

LotR I-III: The Lord of the Rings, 3 Bände: I. The Fellowship of the Ring, II. The Two Towers, III. The Return of the King. London 1954/55. Verwendete Ausgabe: 2. Aufl., London 1966.

Ders.: The Lord of the Rings. Illustrated by Alan Lee. London 1991.

Anhänge 1998: Ders.: Anhänge. Stuttgart 1978, 11. Aufl. 1998. Übersetzt von Margaret Carroux.

Hobbit 1966: The Hobbit, or There and Back Again. London 1937. Verwendete Ausgabe: London 1966, illustrated by the Author.

Hobbit 1998: Deutsche Ausg.: Der Hobbit oder Hin und zurück. Stuttgart 1998. Übersetzt von Wolfgang Krege.

Sil 1977: The Silmarillion, ed. by Christopher Tolkien. London 1977.

Sil 1978: Deutsche Ausg.: Das Silmarillion. Stuttgart 1978. Übersetzt von Wolfgang Krege.

Beowulf: The Monsters and The Critics, in: Proceedings of the British Academy, 22 (1936). London 1937, S. 245-295. Neuausg. London 1977.

Deutsche Ausg. in: Die Ungeheuer und ihre Kritiker. Gesammelte Aufsätze. Stuttgart 1987.

Unfinished Tales of Númenor and Middle-earth, ed. by Christopher Tolkien. London 1980.

Deutsche Ausg.: Nachrichten aus Mittelerde. Stuttgart 1983, 6. Aufl. 1999. Übersetzt von Hans J. Schütz.

2. Sonstige Quellen

Wayne G. Hammond / Christina Scull: J. R. R. Tolkien – Der Künstler. Stuttgart 1996.

Christopher Tolkien (Ed.): The History of Middle-Earth, Bd. 8: The War of the Ring (The History of The Lord of the Rings Part 3). London 1990.

Christopher Tolkien (Ed.): The History of Middle-Earth, Bd. 9: Sauron Defeated. The End of the Third Age (The History of The Lord of the Rings Part 4). London 1992.

Literatur

Ausst.kat. Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Expressionismus und Neue Sachlichkeit, hg. von Vittorio Magnago Lampugnani und Romana Schneider, Deutsches Architektur-Museum Frankfurt / Main, 15.4.-7.8.1994.

Ausst.kat. Filmarchitektur. Von Metropolis bis Blade Runner, hg. von Dietrich Neumann, Deutsches Architektur-Museum Frankfurt / Main, 26.6.-8.9.1996.

Leonardo Benevolo: Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts. München 1974.

Beowulf. Ein altenglisches Heldenepos, übertragen und hg. von Martin Lehnert. Leipzig 1988.

Maren Bonacker: Von Otranto bis Hogwarts – Burgen und Schlösser im phantastischen englischsprachigen Roman. In: Laß 2002, S. 221-244.

Humphrey Carpenter: J. R. R. Tolkien. Eine Biographie. Berlin / Wien 1983.

Lin Carter: Tolkien: A Look behind the Lord of the Rings. New York 1969.

Francois-Xavier Cuhe (Hg.): La vie de château. Actes de colloque „Architecture, fonctions et représentations des châteaux et des palais du Moyen-Âge à nos jours“, des 13-15 mai 1996. Strasbourg 1998.

Busso von der Dollen / Barbara Schock-Werner (Hg.): Burgenromantik und Burgenrestaurierung um 1900. Der Architekt und Burgenforscher Bodo Ehardt in seiner Zeit. Braubach 1999.

Bodo Ehardt: Der Wehrbau Europas im Mittelalter, Bd. I, 1939, Bd. III, 1958. Unveränderter Nachdruck Würzburg 1999.

Tobias Faber: Dansk Arkitektur. Kopenhagen 1977.

Jude Fisher: Der Herr der Ringe. Die Gefährten. Das offizielle Begleitbuch. Stuttgart 2001.

Jude Fisher: Der Herr der Ringe. Die zwei Türme. Das offizielle Begleitbuch. Stuttgart 2002.

Germanische Götterlehre, hg. und mit mythologischem Wörterbuch versehen von Ulf Diederichs. Köln 1984.

Edmund Goldzamt: William Morris und die sozialen Ursprünge der modernen Architektur. Dresden 1976.

Birgit Grein: Von Geisterschlössern und Spukhäusern. Das Motiv des *gothic castle* von Horace Walpole bis Stephen King. Schriftenreihe und Materialien der Phantastischen Bibliothek Wetzlar, hg. v. Förderkreis Phantastik Wetzlar e. V., Bd. 7. Wetzlar 1995.

An Illustrated Guide to the Ancient Monuments. Southern England. London 1977.

Jacquetta Hawkes / Paul Bahn: The Shell Guide to British Archaeology. London 1986.

Frederik Hetmann: Die Reise in die Anderswelt. Feengeschichten und Feenglaube in Irland. Frankfurt / Main 1984.

- Hans Holländer: Das Bild in der Theorie des Phantastischen. In: Thomsen / Fischer 1980, S. 52-78.
- Hans Holländer: Konturen einer Ikonographie des Phantastischen. In: Thomsen / Fischer 1980, S. 387-403.
- Hans Holländer: Zur phantastischen Architektur. In: Thomsen / Fischer 1980, S. 404-438.
- Thomas Howarth: Charles Rennie Mackintosh and the Modern Movement. London 1952.
- John Howe: Myth and Magic. The Art of John Howe. Paintings for Tolkien Titles from the last ten Years and other Works. Hamburg 2001.
- John R. Kenyon: Medieval Fortifications. Leicester / London 1990.
- Wolfgang Krege: Handbuch der Weisen von Mitteleuropa. Stuttgart 1999.
- Harald Langberg: Danmarks Bygningskultur. En historisk oversigt, Bd. 1. Kopenhagen 1955.
- Heiko Laß (Hg.): Mythos, Metapher, Motiv. Untersuchungen zum Bild der Burg seit 1500. Bd. 2 der Reihe k & k Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, hg. von Marc Rohrmüller. Alfeld / Leine 2002.
- Bryan Little: Architecture in Norman Britain. London 1985.
- Mackintoshs Architecture. The Complete Buildings and Selected Projects, ed. by Jackie Cooper. London 1980.
- Claire O'Kelly: Illustrated Guide to Newgrange and other Boyne Monuments. Ardara 1978.
- Wolfgang Pehnt: Turm und Höhle. In: Ausst.kat. Frankfurt 1994, S. 51-67.
- Wolfgang Pehnt: Die Architektur des Expressionismus. Stuttgart 1998.
- Nikolaus Pevsner: The Sources of Modern Architecture and Design. London 1968.
- Nikolaus Pevsner: Wegbereiter moderner Formgebung von Morris bis Gropius. Köln 1983.
- Platon: Kritias, in: Platon – Sämtliche Werke 5. Reinbek bei Hamburg 1989, S. 215-231, 106a-121c. Übersetzt von Hieronymus Müller.
- Hans Poelzig, Bauten und Entwürfe. Das Lebensbild eines deutschen Baumeisters von Theodor Heuss. Berlin 1939.
- Josef Ponten: Architektur, die nicht gebaut wurde. Stuttgart 1925, Repr. Stuttgart 1987.
- Regine Prange: Das kristallene Sinnbild. In: Ausst.kat. Frankfurt 1994, S. 69-97.
- Gary Russel: Der Herr der Ringe: Die Gefährten. Die Erschaffung des Filmkunstwerks. Stuttgart 2002.
- Matthias Schirren (Hg.): Hans Poelzig. Die Pläne und Zeichnungen aus dem ehemaligen Verkehrs- und Baumuseum in Berlin. Berlin 1989.
- Brian Sibley: Der Herr der Ringe. Das offizielle Filmbuch. Stuttgart 2001.
- Brian Sibley: Der Herr der Ringe: Wie der Film gemacht wurde. Stuttgart 2002.
- Christian W. Thomsen / Jens Malte Fischer (Hg.): Phantastik in Literatur und Kunst. Darmstadt 1980.
- Rein A. Zondergeld: Lexikon der phantastischen Literatur. Frankfurt / Main 1983.

Abbildungsnachweis

1, 11: Rainer Zuch; 2: Pevsner 1968, S. 137; 3, 5, 10, 12, 13, 15, 16: Hammond / Scull 1996, Abb. 108, 120, 145, 161, 164, 167, 174; 4: Daniel Reichmuth; 6: Ausst.kat. Frankfurt/Main 1994, S. 11; 7: privat; 8, 9: Tolkien 1991; 14: Tolkien Calendar 1991, October; 17, 18: HdR I u. III, Anhang.

©: 3, 13, 15, 16: Bodleian Library, University of Oxford, MS Tolkien Drawings; 5, 10, 12: Marquette University Library, Department of Archives and Special Collections; 8, 9: Alan Lee; 14: John Howe.

VORGESTELLT

Bernd-Rainer Volz

Die Burgruine Neu-Elkerhausen

Gegenüber dem Dorf Gräveneck liegen auf einem Sporn der linksseitigen Lahnrandhöhen die Reste der früheren Burg Neu-Elkerhausen, erbaut von den 1191 urkundlich genannten Herren von Elkerhausen. Deren Stammburg im Weinbachtal, vermutlich eine Wasserburg, wurde im Sommer des Jahres 1352 als Raubnest im Auftrag des Erzbischofs Balduin von Trier geschleift.

Da den Rittern von Elkerhausen das Recht eines neuen Burgenbaues im alten Bering untersagt war, erlaubte ihnen Graf Gerhard von Diez, einem Gegner der Nassauer Grafen, im Herbst 1352 auf den Scharenberg eine neue Burg als Diezer Lehen zu bauen, die Neu-Elkerhausen genannt wurde.

Im gleichen Jahr erhob Graf Johann von Nassau-Weilburg Einspruch gegen diesen ihm unlieben Burgenbau, der jedoch vom Schiedsrichter Gerlach von Limburg zurückgewiesen wurde. Am 19. August 1353 einigte man sich gütlich: Graf Johann von Nassau-Weilburg schloß mit Konrad und Heinrich von Elkerhausen einen Vertrag zur gegenseitigen Öffnung ihrer Burgen.

Ihre Überfälle ab 1372 auf Messefahrer, Viehraub und dergleichen machten die Brüder Eckhard und Konrad von Elkerhausen zu Feinden der Reichsstadt Frankfurt. Im Jahre 1381 wurde Eckhard von Elkerhausen König der Taunusritterschaft. Um einer weiteren Verunsicherung der Gegend Einhalt zu gebieten, verband sich Graf Ruprecht von Nassau-Weilburg mit Landgraf Hermann von Hessen, den Grafen von Solms, Johann von Limburg und Dietrich von Runkel gegen die Herren von Elkerhausen. Auf der gegenüberliegenden Seite, etwas nordöstlich des heutigen Dorfes Gräveneck, errichteten sie 1381 eine Belagerungsfeste, die Steuerburg, um von dort aus Neu-Elkerhausen zu erobern. Dies gelang jedoch nicht, schon 1382 war die Steuerburg zerstört.

Erst 1396 gelang es Graf Philipp von Nassau mit Verbündeten, Neu-Elkerhausen wegen fortdauernden Räubereien zu zerstören, nachdem hierfür die gegenüberliegende Burg Gräveneck 1395 errichtet worden war.

Heute zeugen Mauerreste auf dem östlichen Hanggelände des Lahnufers bei der Zippmühle von der ehemaligen Burg Neu-Elkerhausen. Die Anlage ist nicht ergraben



Abb. 1: Neu-Elkerhausen,
Ringmauer mit Rundbogen-
fries.

und vor allem an den Geländeformen noch deutlich ablesbar. Der stattliche Halsgraben zieht an der Südostseite steil zur Landstraße hinab. Dort befindet sich ein Rest der Ringmauer mit Rundbogenfries (Abb. 1). Über der Mühle stehen weitere, starke Mauerzüge und oberhalb des Halsgrabens der Stumpf eines quadratischen Turmes (Abb. 2).

Im Jahre 1992 wurde der ehemalige Burgbereich im Rahmen einer Diplomarbeit von Thomas Jakwerth und Joachim Thoni, Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Vermessungswesen, vermessen und kartiert (Abb. 3).

Literatur

- Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Hessen. Deutscher Kunstverlag, 1982.
- Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Landkreis Limburg-Weilburg II, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, 1994.
- Geschichtlicher Atlas von Hessen. Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, 1984.
- Jakwerth, Thomas, Thoni, Joachim: Vermessung der Burgruine Neu-Elkerhausen. Diplomarbeit, Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Vermessungswesen, 1992.
- Knappe, Rudolf: Mittelalterliche Burgen in Hessen. Wartberg Verlag, 2. Auflage 1995.
- Krupp, Ingrid: Die Geschichte der Herren von Elkerhausen und ihrer Burgen. Sonderdruck aus Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 1982.
- Krupp, Ingrid: Burgen und Schlösser in Hessen-Nassau. Verlag Weidlich, 1987.
- May, Karl Hermann: Territorialgeschichte des Oberlahnkreises, Marburg 1939.
- Schmidt, F. A.: Geschichte der Elkerhäuser Burgen (1352-1396). In: Nassauische Annalen, 46. Band, 1. Heft, 1920/25.
- Wiedl, Wolfgang: Chronik der Großgemeinde Weinbach. Gemeindevorstand der Gemeinde Weinbach, 1994.

Sämtliche Fotos: Bernd-Rainer Volz

Abb. 2: Neu-Elkerhausen,
Turmstumpf oberhalb des
Halsgrabens.

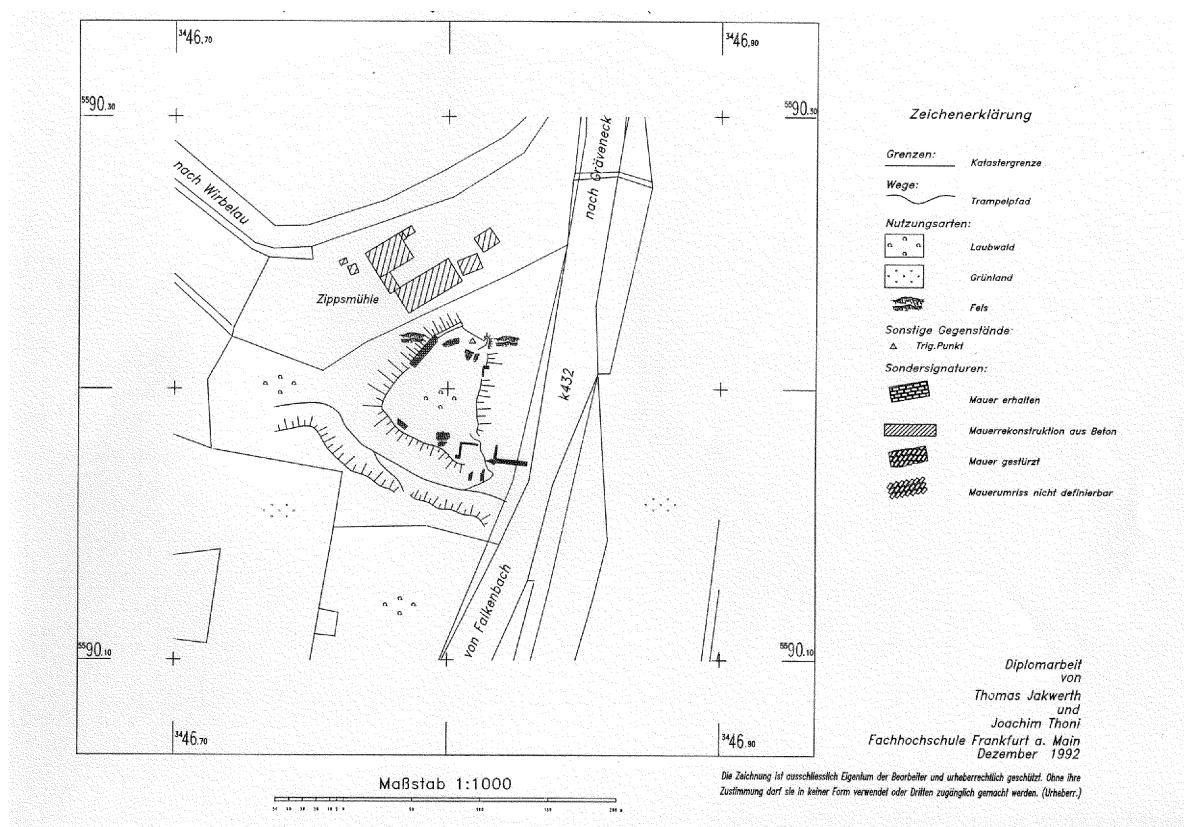


Abb. 3: Lagekarte von Neu-Elkerhausen.

BERICHT

Reinhard Schmitt

„Abgerundete Ecken“ an Burgbauten in Sachsen-Anhalt und Sachsen

Im folgenden soll in der vom Forschungsstand diktieren Kürze über einen Bautypus gesprochen werden, der in den beiden hier zu behandelnden Ländern eher eine untergeordnete Rolle spielt.¹ Jüngst hat Heiko Pludra Beispiele aus Thüringen vorgestellt.² Er stellte eine größere Anzahl solcher Bildungen an Türmen, Wohnbauten, Torhäusern und Mauern fest. Von „abgerundeten Ecken“ könne man aber im strengen Sinne des Wortes nicht reden. Das Vorkommen beschränke sich auf die Zeit vom Ende des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Als Grund für die Wahl einer solchen Bauform werden statische Verbesserungen der Mauern und ein „standesgemäßes Erkennungsmerkmal der Burgen“ genannt.

Bauten wie der „Hohe Schwarm“ in Saalfeld oder die Leutenburg mit runden Ecktürmen stellen eine Sonderform dar, die aber nicht mit den hier zu besprechenden Bauten vermischt werden sollte.

Der Verfasser bleibt mangels eines treffenderen Terminus bei „abgerundeten Ecken“ (an der Außenseite, während die Innenseite in der Regel winklig ausgebildet ist). Diese baulichen Besonderheiten sind übrigens von Hermann Wäscher für Sachsen-Anhalt oder Gerhard Billig und Heinz Müller für Sachsen nicht eigens gewürdigt worden.³

Beispiele in Sachsen-Anhalt

Alvensleben (Landkreis Ohrekreis), Wohnbau mit abgerundeter Ecke (13./14. Jahrhundert).⁴
 Arnstein (Landkreis Mansfelder Land), Palas, im Südosten angefügter Treppenturm (um 1400), typologisch nicht dazugehörig.⁵

Falkenstein (Landkreis Aschersleben-Staßfurt), nur am Torhaus (14./15. Jahrhundert).⁶

¹ Verfasser entspricht hiermit einer Bitte von Herrn Dr. Gerd Strickhausen, Kaiserslautern.

² Pludra 1999/2000; zuletzt Strickhausen 2002.

³ Wäscher 1962, S. 25, für Oebisfelde angeführt, bei Hundisburg verschwiegen; Billig/Müller 1998.

⁴ Nach Hauer 1997, S. 10. Eine baugeschichtliche Untersuchung zur Burg liegt leider nicht vor.

⁵ Wäscher 1962, S. 89. Zur Burg zuletzt ein ausführlicher Beitrag des Verfassers in Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt (Schmitt 2001).

⁶ Korf 1985, S. 33.



Abb. 1: Hausneindorf (Landkreis Quedlinburg), Bergfried von Südwesten (1966).

Hausneindorf (Landkreis Quedlinburg), abgeschrägte Ecken im oberen Bereich des Bergfriedes, wohl noch 13. Jahrhundert (Abb. 1).⁷

Haynsburg (Burgenlandkreis), an den beiden östlichen Ecken des Südflügels (um 1300?).⁸

Hundisburg (Landkreis Ohrekreis), abgerundete Ecken des Bergfriedes, von Ulrich Hauer neuerdings ins 12./13. Jahrhundert datiert, nach älterer Ansicht aber erst aus dem 14. Jahrhundert stammend.⁹ Nur auf der Westseite, also zur Hofseite, nach Osten rechtwinklig, wohl an Gebäude/Mauer angesetzt, oberhalb wieder gerundet (Abb. 2, 3).

Oebisfelde (Landkreis Ohrekreis), abgerundete Ecken des Bergfriedes (um 1300) (Abb. 4, 5).¹⁰

⁷ Wäscher 1962, S. 55.

⁸ Brinkmann 1896, S. 34.

⁹ Wäscher 1962, S. 57; neuere Literatur: Hauer 1997, S. 10-13.

¹⁰ Wäscher 1962, S. 62; Schulz 2000, S. 175-179.



Abb. 2: Hundisburg (Landkreis Ohrekreis), Bergfried von Südwesten (1954).

Schneidlingen (Landkreis Aschersleben-Staßfurt), abgeschrägte Ecken des Bergfriedes (frühes 14. Jahrhundert) (Abb. 6).¹¹

Stiege (Landkreis Quedlinburg), runde, sehr unregelmäßige Mauerführungen.¹²

Beispiele in Sachsen

Frauenstein (Kreis Freiberg), Wohnturm „Dicker Merten“ und Südturm „Lärmstange“ mit vier bzw. zwei abgerundeten Ecken (erste Hälfte 14. Jahrhundert) (Abb. 7).¹³

Gnandstein (Kreis Leipziger Land), Ringmauer der Kernburg im Nordosten, Südosten und Südwesten (Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert) und Zwingermauer im Nordosten mit abgerundeter Ecke/gerundeter Mauerführung (erste Hälfte 13. Jahrhundert oder um 1500?)¹⁴

Heynitz (Kreis Meißen-Radebeul)¹⁵, Wasserburg, Wohnbau wohl aus dem 14. Jahrhundert.

¹¹ Wäscher 1962, S. 68 („abgestumpfte Ecken“).

¹² Wäscher 1962, S. 132.

¹³ Müller 1995; Pludra 1999/2000, S. 54-55.

¹⁴ Schellenberger 2000, S. 8/9; Hoffmann 2000, S. 18.

¹⁵ Mrusek 1965, S. 74; Dehio 1996, S. 445-446 (ohne Nennung dieser baulichen Besonderheit).

Schloß Kuckuckstein in Liebstadt (Kreis Sächsische Schweiz), am Wohnbau Ende 15. Jahrhundert.¹⁶

Rochlitz (Kreis Mittweida), Zwingermauern beim Torwärterhaus, 14./15. Jahrhundert.¹⁷

Scharfenstein (Mittlerer Erzgebirgskreis), Torhaus mit abgerundeter Ecke im Süden, wohl 16. Jahrhundert.¹⁸

Fazit

Als eine typologische Sonderform des „normalen“ quadratischen Bergfriedes können für Sachsen und Sachsen-Anhalt nur die vier

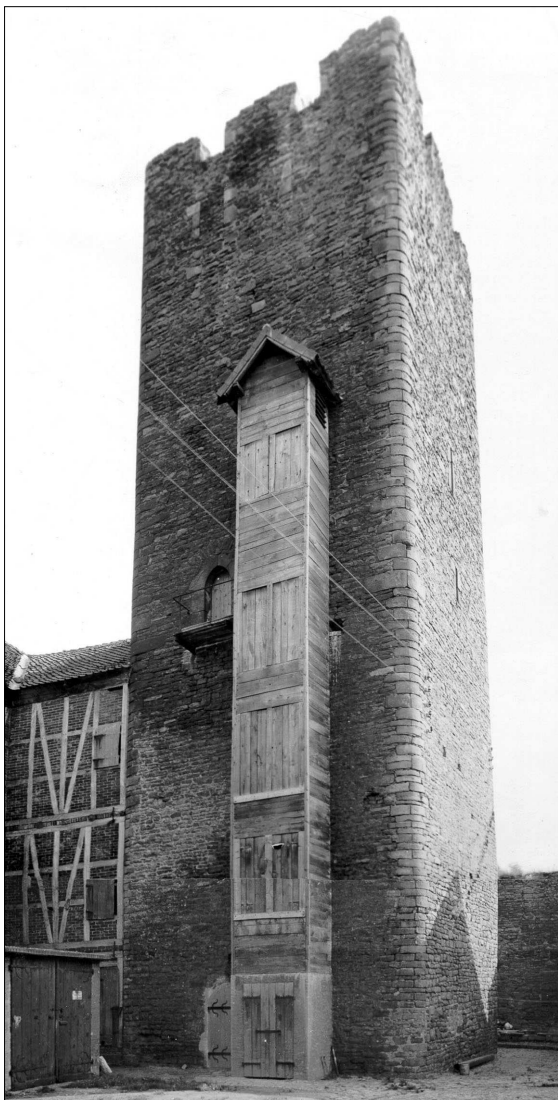


Abb. 4: Oebisfelde (Landkreis Ohrekreis), Bergfried von Nordosten (1941).

¹⁶ Schmidt 1932.

¹⁷ Baumbach 1995, S. 5.

¹⁸ Günther 2000.

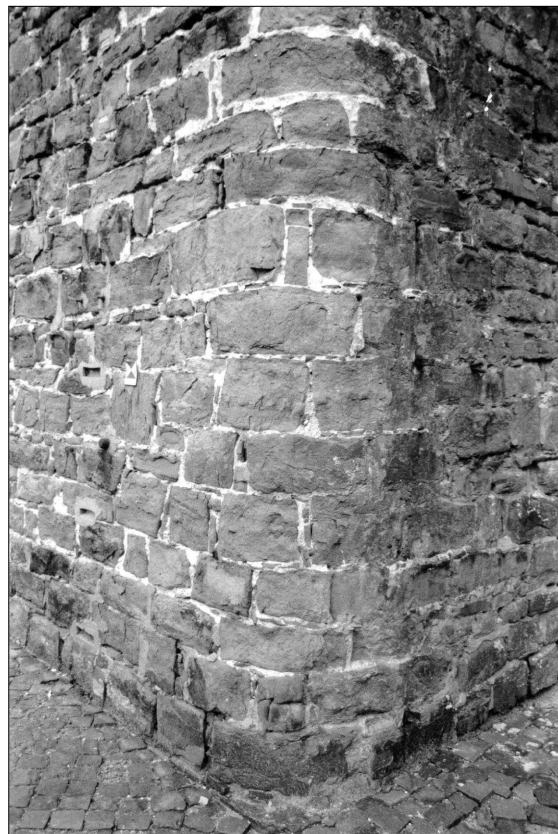


Abb. 3: Hundisburg (Landkreis Ohrekreis), abgerundete Südwestecke des Bergfriedes (2000).

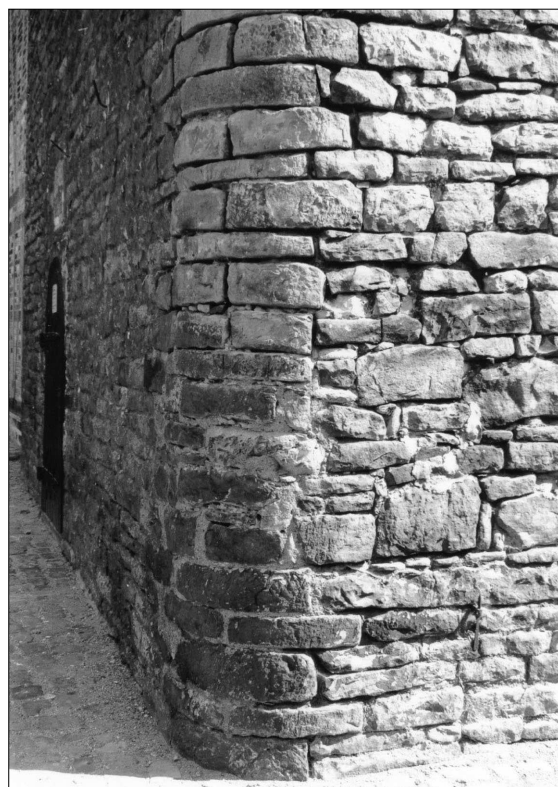


Abb. 5: Oebisfelde (Landkreis Ohrekreis), abgerundete Nordecke des Bergfriedes (2000).



Abb. 6: Schneidlingen (Landkreis Ascherleben-Staßfurt), Bergfried von Süden (1980).

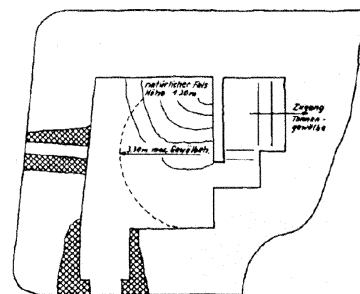
Türme mit regelmäßiger Anordnung gerundeter bzw. abgeschrägter Formen, das heißt an allen vier Ecken, in Hausneindorf, Hundisburg, Oebisfelde und Schneidlingen zusammengefaßt werden.

An Wohnbauten (Wohntürmen) sind am beeindruckendsten, weil ebenfalls regelmäßig an allen vier Ecken, die beiden Wohntürme in Frauenstein, reduziert in Heynitz, Kuckuckstein, Alvensleben, Haynsburg, Stiege.

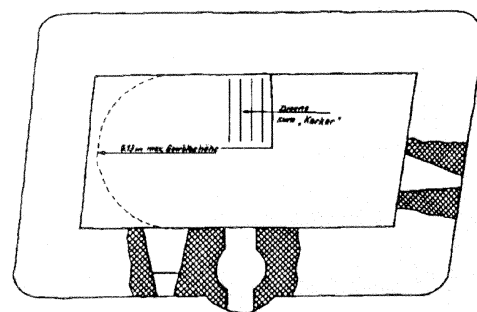
Darüber hinaus weisen wenige Burgmauern an einzelnen Stellen abgerundete bzw. abgeschrägte Ecken auf wie besonders schön in Gndenstein, aber auch in Bieberstein, Planschwitz/Stein oder Schwarzenberg, worüber später zum Teil auch Gebäude errichtet worden sind.¹⁹ Hierzu zählt auch die südliche Schildmauer der Burg Allstedt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.²⁰ Es muß aber darauf geachtet werden, die bauliche Besonderheit der abgerundeten Ecken von gerundeten Mauerführungen zu trennen (Zwingermauer in Gndenstein).

Obwohl für die meisten hier vorgestellten Bauten keine genaueren Datierungen vorliegen, darf wohl doch mit guten Gründen davon ausgegangen werden, daß abgerundete Ecken kaum vor 1300, dann aber vereinzelt bis ins

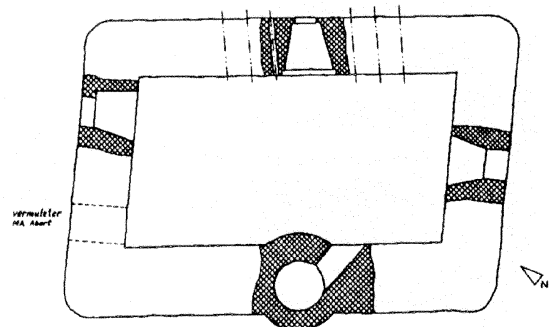
16. Jahrhundert, zur Anwendung gekommen sind. Auffällige Ausnahme ist die Ringmauer auf Gndenstein, die durch die jüngsten archäologischen Untersuchungen sicher in die Zeit um 1200 datiert werden kann. Eventuell muß der Bergfried in Hundisburg ebenfalls deutlich vor 1300 angesetzt werden. Damit bleiben diese beiden Bauwerke für ihre Zeit jedoch Ausnahmen und können nicht mit der seit dem 14. Jahrhundert in Thüringen und weiten Teilen Südwestdeutschlands anzutreffenden Bauform der abgerundeten Ecke in Verbindung gebracht werden.²¹



„Dicke Merten“ Kerkergerölbe



„Dicke Merten“ Türnengewölbe



„Dicke Merten“ Obergeschoß



Abb. 7: Frauenstein (Kreis Freiberg), Grundrisse des Wohnturmes „Dicke Merten“.

¹⁹ Billig/Müller 1998, S. 130, 160, 169.

²⁰ Rüger/Schmitt 1989 (1990).

²¹ Verfasser dankt Herrn Dr. Gerd Strickhausen für diesbezügliche Hinweise.

Als Bauherren kommen zumeist Ministeriale (Hausneindorf, Oebisfelde, Schneidlingen) oder Vertreter des niederen Adels (Gnandstein) in Betracht. Anders jedoch in Frauenstein (Markgrafen von Meißen), Hundisburg (Erzbischof von Magdeburg oder Markgraf von Brandenburg, abhängig von der Datierung), Haynsburg (Markgraf von Meißen oder Bischof von Naumburg, abhängig von der Datierung).

Eine Gruppenbildung von Bauten mit abgerundeten Ecken wie im Herrschaftsbereich der Grafen von Schwarzburg, bei denen die „Rundungen eine geschmeidige, gefällige Note“ abgeben, läßt sich bislang für Sachsen-Anhalt und Sachsen nicht nachweisen.²²

Ob gerundete Mauerführungen wie in Gnandstein und Rochlitz oder an Torbauten wie in Falkenstein und Scharfenstein dazu gerechnet werden dürfen oder vielmehr ein zufälliges Produkt sind, kann vorab nicht beantwortet werden, zumal die entscheidende Frage noch gar nicht gestellt worden ist: welche Funktion mit dieser Form verbunden ist? Allein die „geschmeidige“ Gestalt? Oder, weil im Burgenbau anzutreffen, eine fortifikatorische Aufgabe? Oder vielleicht nur eine handwerkliche Eigenheit? Erst eine systematische Zusammenstellung aller in Frage kommenden Bauten und jeweils gute monographische Kenntnisse dürften hier weiterführen.

Literatur

- Udo Baumbach: Schloß Rochlitz. Ein Führer durch Burg, Museum und Geschichte. Beucha 1995.
- Gerhard Billig/Heinz Müller: Burgen. Zeugen sächsischer Geschichte. Neustadt a.d. Aisch 1998.
- Adolf Brinkmann: Die Burganlagen bei Zeit in tausendjähriger Entwicklung. Halle 1896.
- Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen I: Regierungsbezirk Dresden. Bearbeitet von Barbara Bechter, Wiebke Fastenrath und anderen. München/Berlin 1996.
- Britta Günther: Die Burg Scharfenstein (Der historische Ort, Nr. 72). Berlin 2000.
- Ulrich Hauer: Hundisburg zur Zeit der Burgmannen – 3. Teil. In: Jahresschrift der Museen des Ohrekreises – Haldensleben und Wolmirstedt –, Bd. 4, 1997, S. 5-29.
- Yves Hoffmann: Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen 1990 bis 1992. In: Schellenberger 2000, S. 10-27.
- Ilse und Winfried Korf: Burg Falkenstein. Geschichte, Baugeschichte, Museum. Burg Falkenstein 1985.
- Hans-Martin Maurer: Eine Burgengruppe der thüringischen Grafen von Schwarzburg. Beitrag zur vergleichenden Burgenforschung. In: Burgen und Schlösser, Bd. 41, 2000, S. 14-22.
- Hans-Joachim Mrusek: Burgen in Sachsen und Thüringen. München 1965.
- Heinz Müller: Untersuchungen zur Burg Frauenstein. In: Burgenforschung aus Sachsen, Bd. 5/6, 1995, S. 85-117.
- Heiko Pludra: Rundungen statt Ecken. Zu den Thüringer Burgen der Grafen von Beichlingen, von Honstein und von Schwarzburg im 14. Jahrhundert. In: Burgen und Schlösser in Thüringen, 1999/2000, S. 41-68.
- Reinhard Rüger und Reinhard Schmitt: Schloß Allstedt. Baugeschichte und Denkmalpflege. Allstedt 1989 (1990).
- Simona Schellenberger (Hrsg.): Burg Gnandstein. Leipzig 2000, S. 8/9.
- Otto Eduard Schmidt: Schloß Kuckuckstein. In: Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 21, 1932, S.101-128.
- Reinhard Schmitt: Zur Geschichte und Baugeschichte der Burg Arnstein, Kreis Mansfelder Land. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt 10 (2001), S. 33-135.
- Lothar Schulz: Zur mittelalterlichen Burg Oebisfelde. In: Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt, Heft 9, 2000, S. 166-191.
- Gerd Strickhausen: Wohntürme mit gerundeten Bauformen in Thüringen im 14. Jahrhundert. In: Burgenforschung in Sachsen, Sonderheft Wohntürme. Kolloquium vom 28. bis 30. September 2001 auf Burg Kriebstein/Sachsen, hg. von Heinz Müller, Weißbach 2002, S. 79-90.

²² Maurer 2000 (mit weiterführender Literatur), hier S. 16.

Hermann Wäscher: Feudalburgen in den Bezirken Halle und Magdeburg. Berlin 1962.

Fotorechte

Landesamt für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt, Halle: 1-6. Heinz Müller / Richard Gruhl, Dresden: 7.

VORGESTELLT

Rainer Zuch

Zu einigen Kirchenburgen in Siebenbürgen

Dem Autor war es vergönnt, vom 7. bis 14. Mai 2002 als Mitglied der Kurhessischen Kantorei Marburg an einer Konzertfahrt nach Siebenbürgen teilzunehmen. Neben Proben und Konzerten in Hermannstadt (Sibiu), Kronstadt (Braşov) und Klausenburg (Cluj-Napoca) konnten wir die Gelegenheit nutzen, einige der dortigen Kirchenburgen zu besichtigen. Es waren dies Michelsberg, Heltau und Großau in der Nähe von Hermannstadt, sowie das zwischen Mediasch und Schäßburg gelegene BIRTHÄLM. Darüber hinaus gab es einen Besuch in Schäßburg. Der geneigte Leser kann diese Vorstellung als einen kleinen Vorgeschmack auf die geplante Siebenbürgen-Exkursion des MBA für das Jahr 2003 sehen.

Die Kirchenburgen sind eine architektonische Sonderform Siebenbürgens, die vom 12. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert hinein gebaut wurden. Die Anfänge hängen mit der Siedlungspolitik der ungarischen Könige zusammen, zu deren Reichsgebiet Siebenbürgen bis ins 19. Jahrhundert gehörte; von 1683 an gehörte es unter die Herrschaft der Habsburger. Die ungarischen Könige holten im 12. und 13. Jahrhundert zur Besiedlung und Urbarmachung des Landes, aber auch zum Zwecke der Grenzsicherung deutsche Siedler (irrtümlich „Saxones“ = Sachsen genannt) ins Land, die sich als Nachbarn der dort bereits im 10. Jahrhundert angesiedelten ungarischen Szeckler niederließen und Siedlungen gründeten. Die Auswanderer waren zumeist Kleinbauern und Städter oder entstammten dem niederen Adel. Da sie direkt der ungarischen Krone unterstanden, waren sie keine Untertanen adeliger Herren und entsprechend königstreu, was sie oft mit den ungarischen Fürsten des Landes in Konflikt brachte. Dazu kam die Situation Siebenbürgens als Grenzland zwischen dem ungarischen und dem osmanischen Herrschaftsgebiet. Vor allem im 17. Jahrhundert hatte das Land unter osmanischen Eroberungszügen zu leiden. Dieser politisch unsichere Dauerzustand führte dazu, daß die Siedlungen schon früh befestigt wurden. Die dabei in praktisch jedem größeren deutschen Ort errichteten Burgen waren keine Adelssitze, sondern Siedlungs- und Fluchtburgen der Bevölkerung, die die Kirche, Vorratsräume und Verteidigungsanlagen umfaßten. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden sie gepflegt und ausgebaut. Sie bildeten den Kern eines Selbstverteidigungssystems der Sachsen, das erst mit



Abb. 1: Kirchenburg Heltau. Nördliches Scheinquerhaus.

der Eingliederung ins habsburgische Herrschaftsgebiet seinen Sinn verlor.

Das architektonische Grundmuster setzt sich zusammen aus einer romanischen dreischiffigen Basilika mit einem umgebenden Mauerring, oftmals erweitert und ergänzt durch wehrhafte Umbauten der Kirche meist im 15. Jahrhundert, zusätzliche Errichtung von Wirtschafts- und Vorrathshäusern und manchmal einen zweiten Mauerring.

Zu den ältesten Anlagen gehört die Bergkirche St. Michael in Michelsberg (Cisnădoara). Die 1223 erstmals urkundlich erwähnte romanische Burg liegt südlich von Hermannstadt auf einem Berg über dem Ort, wodurch sie gut zu verteidigen ist. Sie besteht aus einer turmlosen dreischiffigen Basilika mit dreiapsidalem Chorabschluß, deren Baubeginn Ende des 12. Jahrhunderts angesetzt wird, und einem zu Anfang des 13. Jahrhunderts angelegten, fast ovalen Mauerring mit Wehrgang, drei Türmen, einem Eingang und zwei Ausfallspforten. Von den Befestigungsanlagen sind nur noch die Grundmauern erhalten. Die Kirche steht noch und wurde im Zuge umfassender Restaurierungs-

arbeiten in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts neu gedeckt.

Ganz in der Nähe liegt Heltau (Cisnădie). Die mitten im Ort gelegene, reich ausgebaute Kirchenburg in dem 1323 erstmals urkundlich erwähnten Ort entsprang einer an der Wende des 12./13. Jahrhunderts gebauten romanischen Kirche, die 1349 erstmals urkundlich erwähnt und 1430 der heiligen Walpurgis geweiht wurde. Es handelt sich um eine dreischiffige Basilika mit dreiapsidalem Chorabschluß. Der Ausbau zur Wehrkirche erfolgte nach dem Türken- einfall 1493, wobei der Bau mit Scheinquerhäusern ausgestattet wurde (Abb. 1), die ausschließlich Verteidigungsfunktionen erfüllten. Auch der Chor wurde durch eine Aufstockung wehrhaft umgebaut. Die Kirche ist umgeben von zwei Mauerringen, deren innerer einen überdachten Wehrgang trägt und deren äußerer von mehreren Gebäuden (Pfarrhaus, Basteien, im 17. Jahrhundert errichtete Wirtschafts- und Wohnhäuser) unterbrochen wird. Der innere Ring steht möglicherweise auf den Grundmauern einer Ringmauer aus dem 13. Jahrhundert. Der zwischen den Ringen liegende Graben soll ursprünglich Wasser geführt haben. Der Zugang erfolgt über zwei doppelte, gut zu verteidigende Toranlagen.

Die Kirchenburg im westlich von Hermannstadt gelegenen Großau (Cristian) bietet einen anderen Aufbau (Abb. 2). Auch sie liegt im Ortskern und ist somit für die Bevölkerung leicht zu erreichen. Die in dem 1223 erstmals urkundlich genannten Ort gebaute Kirche stammt ursprünglich aus dem 13. Jahrhundert und war ebenfalls im Kern eine dreischiffige, romanische Basilika. 1495 wurde der Umbau zur spätgotischen Hallenkirche St. Servatius vollendet und um 1498 die Anlage zur Kirchenburg ausgebaut. Dies geschah sicherlich unter dem Eindruck des oben erwähnten Türkeneinfalls, der 1493 auch Großau verheerte. Die Kirche war umgeben von einem mit sechs Türmen und überdachtetem Wehrgang ausgestatteten doppelten Mauerring. Der innere Bering wurde im 19. oder 20. Jahrhundert abgetragen. Markant ist ein um 1580 errichteter großer achteckiger Wehrturm. Um 1550 wurden zwei Vorhöfe angebaut, wobei der innere als Pfarrhof dient. Das große Pfarrhaus hat eine Pestkanzel.

Die Kirchenburg BIRTHÄLM (Biertan), östlich von Mediasch gelegen, stellt in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme dar (Abb. 3, 4). Die mächtige Anlage, die mitten im Ort auf einer



Abb. 2: Kirchenburg Großau.
Ansicht von Norden.

Anhöhe liegt, zählt zu den größten und bedeutendsten Kirchenburgen Siebenbürgens und gehört zum UNESCO-Weltkulturerbe. 1283 wird der Ort erstmals urkundlich erwähnt, von 1572-1867 war Birtihalm Bischofssitz. Im Zentrum steht die dreischiffige spätgotische Hallenkirche St. Maria, gebaut von ca. 1494-1522, mit einem beeindruckenden Netzgewölbe. Von dem 1402 erwähnten Vorgängerbau ist fast nichts bekannt. Die Befestigung, 1468 erstmals erwähnt, besteht aus drei Mauerringen. Der innere Bering ist mit vier massiven Türmen ausgestattet, darunter ein Torturm, der "Sturenturm" und der "Katholische Turm", in dem – ein Zeichen seltener religiöser Toleranz – zu protestantischen Zeiten ein katholischer Meßraum eingerichtet wurde. Die beiden äußeren Beringe, von denen der äußere nicht vollständig umlaufend ist, bilden zusätzliche Zwinger. Der Zugang erfolgt über eine überdachte Treppe, früher auch über einen von vier Tortürmen geschützten Fahrweg. 1743 wurden Teile der Wehrbauten an der Kirche abgetragen.

Aufgrund des knappen Platzes kann hier nicht noch auf die Stadtbefestigungen von Hermannstadt und Schäßburg eingegangen werden. Für Schäßburg soll nur auf die Altstadt mit ihrer exponierten Lage auf einem Berg hingewiesen werden, die von einem noch weitgehend erhaltenen Mauerring umgeben wird. Als Besonderheit der Stadtbefestigung sei der mächtige, 60 m hohe Stulerturm genannt, einer der Haupttürme mit Sitz des Stadtrates und der Gerichtsbarkeit.

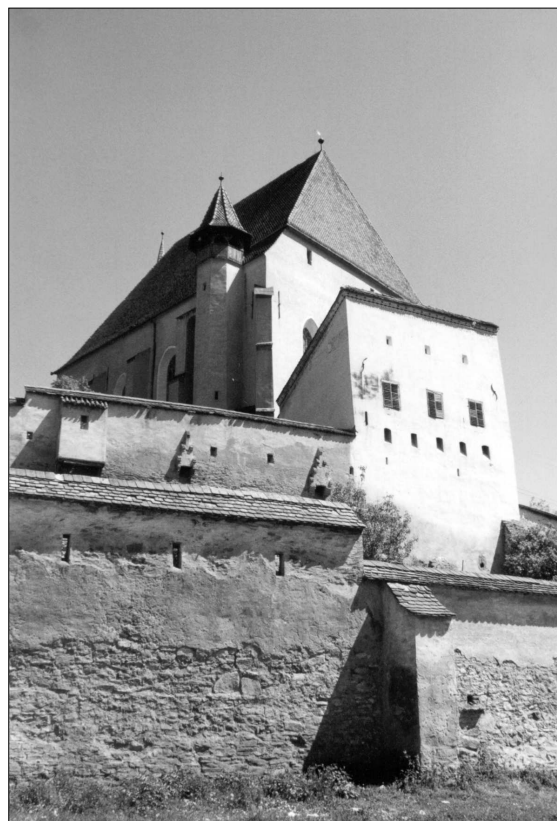


Abb. 3: Kirchenburg Birtihalm. Ansicht von Westen über die zwei äußeren Mauerringe.

Diese Erlebnisse haben sehr neugierig auf die geplante große Kirchenburgenexkursion gemacht.

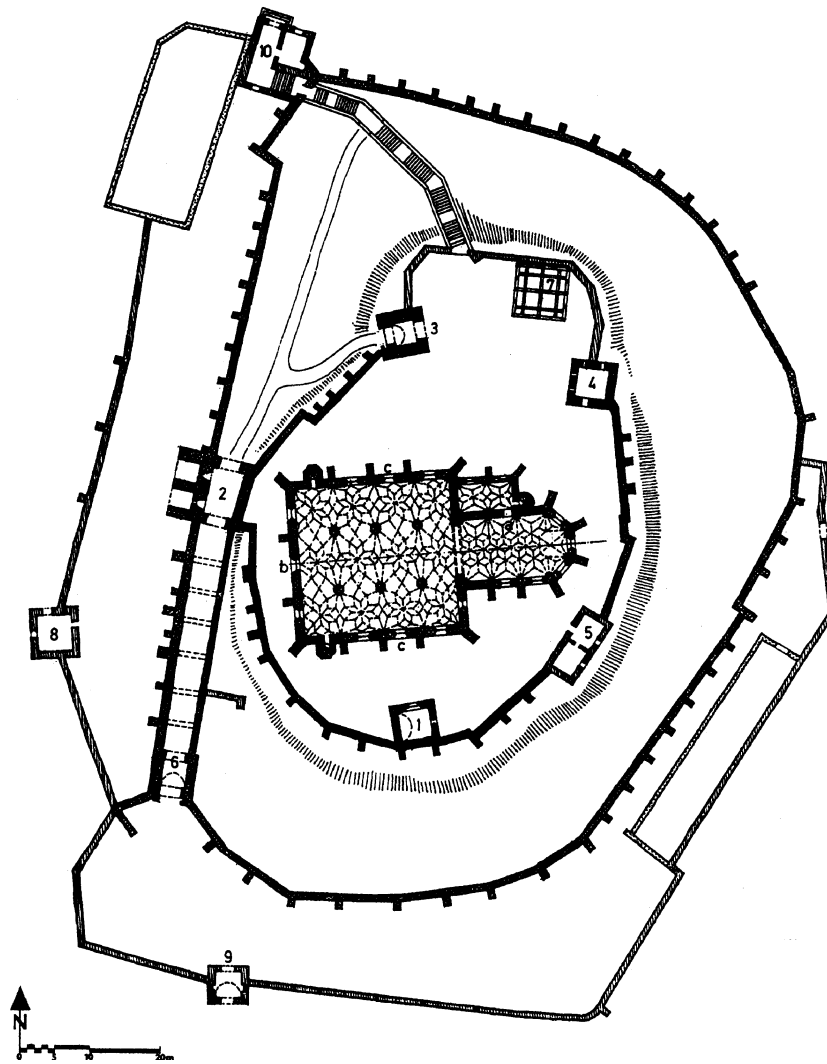


Abb. 4: Kirchenburg Birthälme, Grundriß nach H. Fabini:
 1. Katholischer Turm
 2. Rathaus
 3. Stundenturm
 4. Mausoleumsturm
 5. Gefängnis
 6. Torturm
 7. Glockenturm
 8. Westturm
 9. äußerer Torturm
 10. Burghüterwohnung

Literatur

- Hermann Fabini: Gotik in Hermannstadt (Siebenbürgisches Archiv Bd. 23), Köln/Wien 1989.
- Hermann Fabini: Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen, 2 Bände, 1998/99 (die einzelnen Artikel werden sukzessive wie Kirchenführer als Hefte herausgegeben).
- Hermann u. Alida Fabini: Kirchenburgen in Siebenbürgen, Wien/Köln/Graz 1986.
- Hermann Fabini, Karin Wieckhorst: Kirchenburgen in Siebenbürgen, Wien 1986.
- Christoph Machat (Hg.): Denkmaltopographie Siebenbürgen, Thur bei Innsbruck/Köln 1992-1995.
- Friedrich Müller: Die evangelische Kirche in Birthälme (Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Neue Folge, Bd. 2).
- Hermann Phleps: Die Burgkirche zu Michelsberg in Siebenbürgen. Sonderdruck aus ‚Deutsche Bauzeitung‘ Nr. 55, Jg. 55. Berlin 1924.

Abbildungsnachweis

Alle Fotos Verfasser. Abb. 4 aus Fabini 1986, S. 223.

BERICHT

Michael Losse

Das Hospiz „Casa di Santa Caterina“ in Rhódos (Griechenland)

Zur Restaurierung des „Gästehauses“ des Johanniter-Ordens in der Stadt Rhódos

Die am östlichen Ende der „magna et communis platea“ nahe dem Katharinentor am Rande des Judenviertels gelegene palastartige *Casa di Santa Caterina* wurde 1391-92, während der Amtszeit des Großmeisters des Johanniter-Ordens Ferdinand d'Hérédia (1377-96), auf Kosten des Ordens-Admirals Domenico d'Allemagna als „hospitium“ für adelige Pilger, die auf der Fahrt ins ‚Heilige Land‘ in Rhódos Station machten¹ errichtet. Seit 1394 oder 1395 diente das Haus dem vorgesehenen Zweck als Hospiz; seine wirtschaftliche Grundlage bildeten Mühlen und Ländereien. Aus ihren Aufzeichnungen wissen wir, daß Persönlichkeiten wie Nicolò de Martoni (1394 und 1395), Roberto da Sanseverino (1458) und Nicolò da Este (1468) in der Casa übernachteten². Der erstere beschrieb das Katharinen-Hospiz als ein sehr prächtiges Gebäude mit stattlichen Räumen, die mit vielen guten Betten ausgestattet sind.

Die Gründungsurkunde von 1391 verweist ausdrücklich darauf, daß das Hospiz im „burgus“ von Rhódos nahe dem zur Hafentmole führenden Stadttor, dem Katharinentor, erbaut wurde. Die adeligen Gäste des Hauses hatten demnach vom Hafen aus nur einen kurzen Weg zum Hospiz zurückzulegen.

Offensichtlich während der großen Belagerung durch türkische Truppen im Jahre 1480 und noch einmal durch das heftige Erdbeben 1481 wurde die *Casa di Santa Caterina* zerstört. Aus den in der Westfassade des Hauses erhaltenen Wappen wurde geschlossen, daß der Wiederaufbau bzw. Neuaufbau 1516 abgeschlossen war; das Wappen des Costanzo Operti sowie jenes des Großmeisters Fabrizio del Carretto (1513-21) stehen dafür.

Eine erneute Zerstörung erfolgte 1944 während eines Bombenangriffs alliierter Streitkräfte auf Rhódos, der große Schäden auch im näheren Umfeld des Hospizes verursachte. Das halbbrünnöse Gebäude diente dann nach dem Kriege bis 1986 armen Zuwanderern von benachbarten Inseln als Unterkunft. Die Stadtverwaltung

¹ Rhódos war Etappenstation an der von Venedig ausgehenden Pilgerroute zur See.

² Elias Kollias: *The Knights of Rhodes. The Palace and the City*. Athen 1991, S. 142. Weitere Informationen zum Katharinen-Hospiz wurden dem vom 4th Ephorate of Byzantine Antiquities in the Dodecanese des griechischen Kultusministeriums herausgegebenen Faltblatt zur Restaurierung des Hospizes entnommen. Für Mitteilungen danke ich auch Herrn Dr. Kollias, dem Ephoros der byzantinischen Altertümer auf den Dodekanes.

spricht heute von damals *slum-ähnlichen* Zuständen. 1985 wurde das Gebäude zusammen mit 19 weiteren Objekten in staatlichem Besitz unter *jurisdiction of the Archeological Receipts Fund* in das Restaurierungsprogramm des „Office of the Medieval Town“ aufgenommen. Sieben Programmpunkte waren bei der auf zehn Jahre projektierten Restaurierung zu berücksichtigen:

1. das soziale Problem der Umsiedlung von 16 (!) Haushalten aus dem Gebäude und seinen „wildem“ Anbauten (1986 bis 1995); die Familien waren für einige Jahre in Wohncontainern direkt neben dem Hospiz untergebracht, wurden aber inzwischen umgesiedelt;

2. die archäologische Untersuchung des Grundstücks (1987 bis 1993); die Funde sind heute im Hospiz ausgestellt;

3. notwendige Bestandssicherungsmaßnahmen in Verbindung mit Maßnahmen der Bauforschung und einer allgemeinen Untersuchung johanniterzeitlicher Mauertechniken in der Stadt Rhódos (1986 bis 1991);

4. die Vollendung der Bestandssicherung und Restaurierung des noch aufrecht stehenden Teils des Hospizes (1992 bis 1995)³;

5. die Konservierung der noch vorhandenen Ausstattungsreste durch Spezialisten;

6. die Restaurierung der weitgehend eingestürzten Ostseite des Gebäudes (seit 1994);

7. die Einbindung des Gebäudes, das heute ein *Heritage Educational Centre* beherbergt, in das durch großflächige archäologische Grabungen geprägte Umfeld im Rahmen einer weiträumig angelegten Gestaltung, welche das Gelände gleichermaßen für Anwohner und Touristen attraktiver gestalten sollte (Baumpflanzungen, Pflasterungen etc.).

Das inzwischen in der *Casa di Santa Caterina* etablierte *Heritage Educational Centre* ist eine Einrichtung der dodekanesischen Abteilung des griechischen Kultusministeriums. Das primäre Anliegen des Archäologischen Dienstes bei der musealen Gestaltung des Hauses war, insbesondere die jüngere Generation mit der Geschichte und kulturellen Hinterlassenschaft der Region vertraut zu machen, um so Verantwortung für das Wohnumfeld und für die Stadt zu schaffen. Dabei wird auch

das bauliche Umfeld, d. h. die unmittelbar neben dem Hospiz gelegenen Ausgrabungen der hellenistischen Stadtmauer, die ruinösen Kirchen Panajía Kastróu („Madonna in der Burg“) und „Madonna vom Sieg“ sowie die Synagoge einbezogen. In diesem Zusammenhang finden Lehrstunden, Kurse und Seminare für Schulkinder im Haus statt.

Das zweigeschossige Gebäude hat einen verzogenen rechteckigen Grundriß; die Nordwestecke ist leicht abgeschrägt. Das Erdgeschoß enthält mehrere tonnengewölbte Räume. Die fünf Räume an der Nordseite dienten wohl bereits ursprünglich als Magazine und Läden; als Läden werden sie teils auch jetzt wieder genutzt. Die beiden hölzernen Vordächer über den Ladeneingängen wurden rekonstruiert. Weitere Erdgeschoßräume dienen als Schulungsräume des *Heritage Educational Centre*.

Der schlichte spitzbogige Eingang liegt in der im Untergeschoß fast völlig fensterlosen Westseite, deren Obergeschoß durch verschiedenen große, meist aufwendig profilierte Fenster gegliedert ist. Hier findet sich auch die bereits erwähnte Wappentafel. Über einen weitgehend überdachten Hof und eine zweifach gewinkelte Treppe wird das Obergeschoß erschlossen, das die Küche und die Repräsentativräume enthält, die heute meist museal genutzt werden. Bemerkenswert sind v. a. die Rekonstruktionen eines Schlafrumes im Einrichtungszustand „um 1500“, der spätmittelalterlichen Küche und des Empfangsraumes mit seinem prächtigen ornamentalen Kieselmosaik-Fußboden.⁴ Alle Räume im Obergeschoß weisen Balkendecken auf. In dem derzeit noch fehlenden Teil des Obergeschosses, der bald rekonstruiert werden soll, werden u. a. Toiletten und Waschräume eingerichtet.

Das Katharinen-Hospiz, dessen Rekonstruktion noch nicht vollständig abgeschlossen ist – die Nordfassade soll demnächst um die zerstörte Achse ergänzt werden –, steht auch Touristen zur Besichtigung offen. Der Eintritt ist frei.

³ Ein Gespräch mit den an der Restaurierung beteiligten Steinmetzen im Jahre 1993 ergab, daß diese zuvor teils auch in Deutschland an Restaurierungsprojekten mitgearbeitet hatten.

⁴ Solche Kieselmosaikböden werden auf Rhódos und den anderen Dodekanes-Inseln teils heute noch verlegt, in Rhódos u. a. auf Gehwegen; die Altstadtgassen sind meist mit einem Pflaster aus faustgroßen Kieselsteinen gedeckt, das angeblich in Teilen noch auf das Mittelalter zurückgehen soll.

BERICHT

Michael Losse

Die Rekonstruktion des Schlosses in Eigeltingen (Hegau)

Weitgehend unbemerkt von der „burgenkundlichen Fachwelt“ ist das Schloß „Hegi“ in Eigeltingen im Hegau (Kreis Konstanz, Baden-Württemberg) in großen Teilen rekonstruiert worden.¹ Daher soll es hier kurz vorgestellt werden.

Die Eigeltinger Ortsherrschaft lag zunächst beim Kloster Reichenau. Sie kam durch Verkauf oder Verpfändung 1356 an die Grafschaft Nellenburg und über weitere Inhaber 1540 an Pankraz von Stoffeln. Dieser ließ 1545 am Ortsrand von Eigeltingen den Schloßbau beginnen, nachdem er vom Reichenauer Kelhof Grundstücke erworben hatte. Seine Witwe Sophia von Roggenbach, in zweiter Ehe verheiratet mit Hans Jakob Vogt von Altensummerau (s. Allianzwappen am Treppenturm) verkaufte das Schloß und die Ortsherrschaft 1595 an Wolf Dietrich von Raitenau, den Erzbischof von Salzburg, damals Inhaber der benachbarten Herrschaft Langenstein. Um 1680 wurde im Schloß eine Brauerei eingerichtet, die Bauten gegen Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts entsprechend verändert, zwei Türme und die Kapelle abgebrochen. Für den Ende des 19. Jahrhunderts eingerichteten *Kaufladen* entstand anstelle der Kapelle ein Lagergebäude (später Postamt). Heute steht hier wieder die Kapelle!

Der neue Eigentümer Freedun Ostowar betreibt seit 1983 mit Kenntnis und großem Engagement die Erforschung der Baugeschichte und die Wiederherstellung des Schlosses. Nach den mehrjährigen aufwendigen Voruntersuchungen – sie umfaßten Archivauswertungen, archäologische Grabungen, Bauforschung, Dendrochronologie sowie die zeichnerische und fotografische Bestandserfassung – fiel die Entscheidung für den reichhaltigen Baubestand des 16. Jahrhunderts und damit für den Wiederaufbau zweier „Türme“ am Herrenhaus und die Rekonstruktion der Schloßkapelle.

Architektur und Bauplastik bieten ein Nebeneinander von Spätgotik und Frührenaissance. Das 1545/46 erbaute Haupthaus mit Treppenturm und Querachsendiele entspricht

¹ Die erste Begehung erfolgte am 8. 2. 2001; die Angaben hier basieren auf den Informationen des Eigentümers, Herrn Freedun Ostowar, der uns freundlicherweise zu einer mehrstündigen Führung durch sein Schloss einlud.



Eigeltingen: Schloß Hegi nach der Rekonstruktion.
Aufnahme AG Hegau und Schaffhausen, Foto:
Hans Noll 2001.

einem lange verbreiteten Vorbild (z. B. Schloß Möggingen, Kreis Konstanz). 1549 wurden zwei gedrungene Halbrundtürme angefügt. Durch das zum Krebsbach hin 1551/52 angebaute Sommerhaus mit *Ausziehstüblein* und *lustig gewölbten Badstuben* entstand über zwei eigenständige Bauphasen ein im 16. Jahrhundert im Hegau öfter vertretener Schloßtypus, der sich aus zwei etwa rechtwinklig zusammengefügt Flügeln mit Stufengiebeln zusammensetzt (z. B. Blumenfeld: Deutschordensschloß; Engen: Krenkinger Schlößle). Urkunden belegen, daß zum Schloß außer den herrschaftlichen Wohngebäuden ein Hof mit Röhrenbrunnen, Baum- und Blumengarten, Häuser, Torkel sowie seit 1592 eine *wohlgezürrte Capellen oder Schlosskirchen von neuem und nit ohne große Costen aufgeführt*, dabei *durchaus gewelbt und gemauret* und *alles an und bei einanden und mit Mauern umbfangen* gehörten. Wirtschaftsgebäude (u. a. zwei große gemauerte Scheuern, Ställe, zwei Herrenmühlen) grenzten außerhalb der Mauer an das

Dorf.

U. a. der Treppenturm, die Halbrundtürme und die Schloßkapelle ließ Freedun Ostowar in den letzten Jahren wieder errichten. Die Befundungs- und Rekonstruktionsarbeiten sind noch nicht abgeschlossen. Man darf gespannt sein...!

BERICHT

Michael Losse

Gab es eine Burg und eine Wehrkirche in Welschingen?

Anmerkungen zu zwei fraglichen „Wehrbauten“ in einer Hegau-Gemeinde

Zur Eröffnung der Sonderausstellung ‚1250 Jahre Welschingen‘ am 5. 7. 2002 – anlässlich der 1250-Jahr-Feier der Gemeinde Welschingen (Stadt Engen, Kreis Konstanz, Baden-Württemberg) – bat mich der Engener Museumsleiter Dr. Michael Brunner, den Festvortrag „Burgen in und um Welschingen“ zur Eröffnung der Ausstellung im ‚Städtischen Museum Engen + Galerie‘ zu halten. In diesem Rahmen sollten die abgegangene Burg und die angebliche „Wehrkirche“ in Welschingen eine entsprechende Würdigung erfahren. Die intensive Beschäftigung mit der Kirche sowie die Auseinandersetzung mit den Quellen ergab, daß die Pfarrkirche keine Wehrkirche gewesen sein kann und daß die bisher für die Ersterwähnung der Burg gehaltene Nennung sich auf die nahegelegene Burg (Hohen-)Hewen bezieht. Bevor umfangreichere Forschungsergebnisse vorgestellt werden können, bot mir der MBA freundlicherweise kurzfristig die Gelegenheit, noch im Jubiläumsjahr Welschingens notwendige historische und kunsthistorische Korrekturen im *Marburger Correpondenzblatt zur Burgenforschung* zu benennen.

Das angebliche „*castrum in villa vocitata Weleschingen*“

Die Existenz einer Burg in oder nahe bei Welschingen ist für 1338 urkundlich belegt – davon ging die Forschung seit längerer Zeit aus.¹ In jenem Jahr wird sie angeblich als „*castrum in villa vocitata Weleschingen*“ urkundlich erwähnt, doch handelt es sich hier offensichtlich um eine Fehlinterpretation der entsprechenden Textstelle, die aus dem Zusammenhang gerissen interpretiert wurde.²

¹ So Hans-Wilhelm Heine: Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee (= Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 5). Stuttgart 1978, S. 65, Nr. 57 und 58. Auch mir unterlief dieser Fehler noch im letzten Jahr: Michael Losse/Hans Noll: Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau. Wehrbauten und Adelssitze im westlichen Bodenseegebiet. Singen (Hohentwiel) 2001.

² In einem Bericht des Johann von Winterthur (hrsg. von Wyss: Archiv für Schweizer Geschichte, XI, 151; abgedruckt auch in Fürstenbergisches Urkundenbuch [FUB] V, S. 406f, Nr. 449) findet sich die Textstelle: „[...] *Tempore predicto, quo episcopus in castro prenominato [gemeint ist die Burg Hewen] detentus esset, sibi presen-*

Über möglichen Ortsadel oder über Adelige, die sich nach Welschingen benannt hätten, ist bislang nichts bekannt.³ „Den Flurnamen zufolge (Burgstall, im Thurn 1588) muß es jedoch einen adeligen Sitz gegeben haben.“⁴ Hinsichtlich des Burgstandortes besteht Unsicherheit. Verschiedene Vermutungen darüber finden sich in der Fachliteratur. Diese werden nachfolgend benannt und auf Grundlage des derzeitigen Kenntnisstandes und nach mehreren Begehungen des Ortes und des Umfeldes von Welschingen kurz diskutiert. Eine ausführliche Darstellung muß der Zukunft vorbehalten bleiben.

Ebensowenig wie über die Gründung und den Bau der Burg – Heine (1978) schlägt als Datierung *vermutlich 13. Jh. vor*⁵, begründet seine Datierung aber nicht – ist über ihr Ende bekannt.⁶ In der Beschreibung des Schweizerkrieges, die Felix Mays von Zürich verfaßte⁷, finden sich Aufzählungen der Burgen, die von den Eidgenossen *gewonnen vnd verbrant wurdent* und der Dörfer, die von ihnen *geplundert vnd merrtheil verbrant wurdent*. Während Welschingen unter den geschädigten Dörfern erscheint, wird die dortige Burg nicht unter den zerstörten Burgen aufgeführt. – 1504 wird Hanns Wiß als *Untervogt der Herrschaft Heuwen* [= Hewen] zu *Wellenschingen* genannt.⁸ Ungeklärt ist die Frage, wo dieser Untervogt ansässig war.

Wenden wir uns nun den möglichen Burgstandorten zu: Ein inzwischen durch Kiesabbau weitgehend abgetragener, etwa 1 km süd-

westlich der alten Welschinger Pfarrkirche gelegener Hügel⁹ bzw. *kleiner Bergvorsprung*¹⁰ ist von Heine (1978) als *vielleicht der ehem. Burgstall*¹¹ benannt worden.¹² Er bezieht sich dabei u. a. auf Karl Bissinger (1885), der in seinem „Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten aus Römischer Zeit im Großherzogtum Baden“ *römisches (?) Mauerwerk* auf dem *südl. Welschingen* gelegenen *Burgstall* auführt.¹³ Ebenfalls auf Bissinger (1885) beruft sich Franz Xaver Kraus (1887) im Inventar der Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz bei seinem Hinweis auf römische Mauern auf diesem Hügel.¹⁴ Bei Begehungen des Hügels und seines Umfeldes – zuletzt am 31. März 2002 – konnten keine Hinweise auf eine mögliche Burgstelle entdeckt werden, nicht zuletzt wegen der weitgehenden Abtragung des Hügels durch Kiesabbau. Auch Keramikreste oder andere Lesefunde waren im gesamten Gelände nicht zu finden. Eine telefonische Anfrage beim Betreiber des Kieswerkes ergab, daß ihm von vorhandenen Bauresten auf dem Hügel nichts bekannt ist. Fotografien, die den Hügel vor der Abtragung zeigen, gäbe es nicht. Sichtkontakt besteht vom Hügel zu folgenden Burgen und Schlössern: Neuhausen, Engen: Krenkinger Schlöble, Friedingen, Hohenhewen.

Am 31. März 2002 erfolgte eine Begehung des dicht überwachsenen Bergspornes am nordwestlichen Ortsrand, der sich als Standort für eine kleine Burg geeignet hätte. Auf dem Sporn wurden zwar mehrere großformatige gelbgraue Ziegel, vereinzelt Biberschwänze mit Handstrich, Ziegelsplitt und Scherben

tari iuebat puerum monstruosum natum noviter prope castrum in villa villa vocitata Weleschingen.“ Diese Aussage bezieht sich nicht auf die Burg Welschingen, gemeint ist wiederum die Burg Hewen (freundliche Mitteilung von Dr. Wilhelm Blum, München, der den lateinischen Text analysierte.

³ Anneliese Müller: Welschingen. In: Staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Konstanz (Hg.): Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung. Bd. III. Sigmaringen 1979, S. 70-75, hier S. 71.

⁴ Müller 1979, S. 71; die Erstnennungen dieser Flurnamen gilt es noch zu überprüfen.

⁵ Heine 1978, S. 65, Nr. 57.

⁶ Heine 1978, S. 65, Nr. 57: *Abgang unbekannt*.

⁷ Abschrift in Schultheiss: Constanzer Collectaneen (Handschrift im Stadtarchiv Konstanz), Bd. II, S. 186½; vgl. FUB VII, S. 333, Nr. 192, 7.

⁸ Abschrift in Schultheiss: Constanzer Collectaneen (Handschrift im Stadtarchiv Konstanz), Bd. II, S. 186½; vgl. FUB VII, S. 333, Nr. 192, 7.

⁹ Es handelt sich um das Gelände zwischen den Fluren „Sand“ südlich von Anselfingen und „Langenhag“ sowie „Langenbühl“ bei Welschingen.

¹⁰ Heine 1978, S. 65, Nr. 57 (s. a. Nr. 58: *Kirche mit ehem. befestigtem Kirchhof*). Als Angabe zur möglichen Lage der Burg verweist Heine auf die Topographische Karte (TK) 1:25.000: „TK 25, Nr. 8118, r 81 830, h 97 720 (?)“.

¹¹ Als „Burgstall“ oder auch „Burstel“ wird in Süddeutschland vielfach der ehemalige Standort einer Burg – d. h. eine Burg-Stelle – bezeichnet.

¹² Heine 1978, S. 65, Nr. 57.

¹³ Karl Bissinger: Verzeichnis der Trümmer- und Fundstätten aus Römischer Zeit im Großherzogtum Baden [...]. Karlsruhe 1885, S. 4, unter Bezug *auf Fb. d. Kons.* (= Fundberichte des Konservators).

¹⁴ Franz Xaver Kraus: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz. Freiburg/Br. 1887.

grünglasierter Ofenkacheln gefunden¹⁵, doch sind auch hier keine eindeutigen Befunde vorhanden. Zwar könnte die Spornspitze durch einen Graben vom leicht ansteigenden Hinterland abgetrennt gewesen sein, doch ist durch die bis heute andauernde landwirtschaftliche Nutzung – die Hochfläche nordwestlich des Sporns wird gegenwärtig als Ackerland genutzt – die Geländeoberfläche stark verschliffen. Sichtkontakt besteht, soweit bei dem dichten Bewuchs feststellbar, zu den folgenden Burgen und Schlössern: Welschingen: Wehrkirchhof, Weiterdingen(?), Neuhausen, Engen: Krenkinger Schlöble(?), Friedingen, Hohenhewen.

Nach Ansicht von Joachim Hotz (1983) lag die Burg wohl bei der alten Pfarrkirche¹⁶, ohne daß er diese Meinung begründet. Heine (1978) hält es schließlich für möglich, daß das genannte „castrum“ mit dem mutmaßlichen Wehrkirchhof identisch sein könnte.¹⁷ Dies ist jedoch auszuschließen, da die Bezeichnung „Burgstall“ sich nicht für Wehrkirchhöfe findet.

Möglicher Wehrkirchhof und angebliche „Wehrkirche“

Die ab 1451 urkundlich genannte Welschinger Kirche – ab 1519 Pfarrkirche *Unserer Lieben Frau (vom Berge Karmel)*, seit 1806 dem Hl. Jakobus d. Ä. (*St. Jacobus Maior*) geweiht – liegt am Ostende des Dorfes¹⁸, inmitten des ummauerten Kirchhofes, oberhalb der südlich anschließenden Bachniederung. Ihre Abhandlung unter dem Thema „Burgen“ erfolgt hier, weil ihr im Kern romanischer Turm in der Fachliteratur immer wieder als „Wehrturm“ benannt wurde, so von Kraus (1887) und Heine (1978) sowie im *Dehio-Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler* (1997). Demnach wäre die Kirche eine Wehrkirche gewesen,

doch ist diese Einschätzung eindeutig zu widerlegen: Der vierstöckige Westturm der Kirche setzt sich aus drei (spät-)romanischen Geschossen und einem (früh-)gotischen Geschoß zusammen. Den Turm deckt ein Satteldach zwischen Staffelgiebeln. Das dritte Geschoß zeigt an der Nordseite ein gekuppeltes romantisches Fensterpaar¹⁹, das vierte ein gekuppeltes gotisches Fensterpaar. Kraus (1887) datiert den romanischen Teil des Turmes auf *das 12. bis 13. Jh.*²⁰, Dehio (1997) um 1200/50.²¹

An der Nord- und der Südseite des Turmes finden sich, so Kraus (1887) *geblendete Schiessscharten für Pfeile*, d. h. nach seiner Einschätzung diente der *Thurm [...] als Befestigung und war früher, bis zu Anfang dieses Jahres, nur durch das obere Stockwerk zugänglich, wurde dann durchbrochen und erhielt jenes frühgothische Westportal, welches jetzt Eingang bietet und welches früher an einer anderen Stelle, ohne Zweifel der alten Kirche, stand.*²² Heine (1978) äußert sich hinsichtlich der mutmaßlichen Schießscharten zurückhaltender: *An der Nord- und Südseite Schießscharten bzw. Lichtschlitze.*²³

Es handelt sich jedoch bei den angeblichen Schießscharten im Turm um Lichtschlitze, waren doch Schießscharten in Deutschland zur Entstehungszeit des Turmes zu Ende des 12./Anfang des 13. Jahrhunderts noch nicht verbreitet.²⁴ Die Maße der Scharteninnenöffnungen sind so, daß sie weder für den Einsatz einer Armbrust noch für Bogenschützen nutzbar gewesen wären. Da noch heute Licht- und Luftschlitze von Kunsthistorikern oft fehlinterpretiert werden, sei das Resümee Joachim Zeunes (1996) zu diesem Thema hier zitiert: *Für die Effizienz von Schießscharten ist nicht nur die Ausrichtung maßgebend, sondern v. a. die Gestaltung der Innenöffnung. Je nach Waffe braucht der Schütze genügend Bewegungsraum, um diese [...] einsetzen zu können;*

¹⁵ Alle diese Lesefunde vom 31.3.2002 wurden noch nicht ausgewertet.

¹⁶ Joachim Hotz: Die Bau- und Kunstdenkmäler [in Engen]. In: Herbert Berner (Hg.): Engen im Hegau. Mittelpunkt und Amtstadt der Herrschaft von Hewen. Sigmaringen 1983, S. 169-319, hier S. 307.

¹⁷ Heine 1978, S. 65, Nr. 58.

¹⁸ Topographische Karte 1:25.000, Nr. 8118, r 82 620, h 98 390.

¹⁹ Ein anscheinend gegenüberliegendes (gleichartiges?) Fenster wurde vermauert, so der Augenschein anlässlich der Begehung des Turmes am 05.07.2002. Eine Untersuchung des Turmes nach den Methoden der modernen Bauforschung steht noch aus.

²⁰ Kraus 1887.

²¹ Dehio 1997, S. 842.

²² Kraus 1887, S. 53.

²³ Heine 1978, S. 65, Nr. 58.

²⁴ Thomas Biller: Die Adelsburg in Deutschland. Entstehung, Form und Bedeutung. München 1993.

gleichzeitig benötigt er gute Sicht. Viele unserer Schießscharten [...] entpuppen sich bei näherer Betrachtung als ganz normale Licht- und Luftschlitze. Dies gilt ganz besonders für Türme, und da v. a. für Kirchtürme, die aus statischen Gründen dicke Mauern haben müssen, um die Last und die Schwingung der Glocken zu verkraften. Die fatale Kombination aus dicken Mauern und vermeintlichen Schießscharten hat uns Hunderte von ‚Wehrkirchen‘ beschert, die nie solche waren [...]; ein gleichsam unerfreuliches Nebenprodukt hiervon ist die Theorie ‚wehrhafter Bergfriede‘.²⁵

Auch der Hocheingang des Turmes im ersten Obergeschoß beweist nicht die Nutzung der Kirche als Wehrbau. Mehrere Kirchen im Hegau haben solche Hocheingänge (z. B. Bohlingen; Weiterdingen). Auch fällt die Vorstellung schwer, sich die gesamte Dorfbevölkerung in einem Kirchturm vorzustellen, von notwendigen Versorgungsgütern (Lebensmittel, Wasser) und den zur Verteidigung benötigten Waffen erst gar nicht zu reden!

Wenn auch die Kirche selbst kein Wehrbau war, ist doch aufgrund der Lage eine Nutzung des ummauerten Kirchhofes als Wehrkirchhof nicht auszuschließen, ja sogar wahrscheinlich. Kraus (1887) führt aus: *Auch der Kirchhof war befestigt; noch gegenwärtig steht in der Enceinte* [= eigentlich (Haupt-)Umwallung einer Festung, Kraus meint hiermit die Ringmauer des Kirchhofes] *desselben ein rundbogiges Thor mit Sims des 13. Jh.*²⁶ Heine (1978) ist auch im Hinblick auf die Kirchhofbefestigung vorsichtiger und schreibt: *Kirchhof nach Kraus früher befestigt. Übrig nur noch ein rundbogiges Tor.*²⁷ Vergleiche mit anderen Wehrkirchhöfen im Hegau (u. a. Steißlingen, Weiterdingen) werden derzeit vorgenommen.

Nachtrag

Anlässlich der 1250-Jahr-Feier Welschingens im Juli 2002 erschien eine Festschrift²⁸, in der *Die alte Pfarrkirche St. Jakobus und die Wallfahrt zur ‚Schmerzhaften Muttergottes‘ von Welschingen* ausführlich gewürdigt werden.²⁹ Leider wird auch in dieser ansonsten gut recherchierten und als kunsthistorische Untersuchung überzeugenden Abhandlung die These von der angeblichen Wehrkirche vertreten.³⁰

²⁵ Joachim Zeune: *Burgen – Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg*. Regensburg 1996, S. 51.

²⁶ Kraus 1887, S. 53.

²⁷ Heine 1978, S. 65, Nr. 58.

²⁸ Wolfgang Kramer (Schriftleitung): *Welschingen. Festschrift zur ersten urkundlichen Erwähnung vor 1250 Jahren* (= Hegau-Bibliothek, Bd. 113 / Schriften des Kreisarchivs Konstanz, Bd. 3). Engen 2002.

²⁹ Franz Hofmann: *Die alte Pfarrkirche St. Jakobus und die Wallfahrt zur „Schmerzhaften Muttergottes“ von Welschingen*. In: Kramer (Welschingen) 2002, S. 35-58.

³⁰ Hofmann 2002, S. 35 und 38 f.

Rudolf Knappe

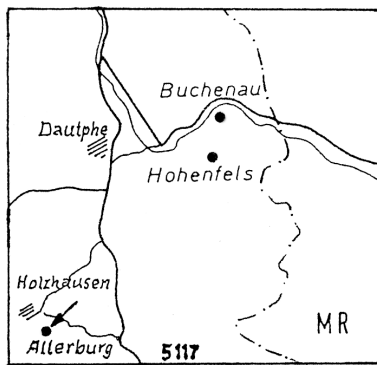
Zweiter Nachtrag zum Handbuch ,Mittelalterliche Burgen in Hessen‘

Es ist beachtlich, daß durch eifriges Forschen immer wieder Burgstätten ermittelt werden können, die kaum oder nur wenig bekannt sind. Oft sind es Zufallsentdeckungen in Heimatschriften oder Hinweise aus der Bevölkerung.

In Heft 2, 1999/2000 des Correspondenzblattes konnten 14 als sicher ermittelte Burganlagen als Ergänzung zum Handbuch vorgestellt werden. In dieser Folge werden nun 11 weitere Burgstätten beschrieben, die bisher auch nur als Vermutung angesehen wurden. Der Verfasser hat sie inzwischen aufgesucht und als gesichert angesehen. Bei Anlagen mit nur wenigen Resten geben oft nur Fundstücke Gewißheit über das mögliche Alter und die einstige Nutzung. Manchmal geben bei Ausschachtungen freigelegte Fundamente Aufschluß über die Anordnung von Mauern und Gebäuden. Nur die Geschichte bleibt oft verborgen, da zumeist Urkunden nicht vorhanden oder noch nicht aufgefunden und ausgewertet sind. Hier fehlt manchmal die Querverbindung zwischen Archäologen und Historikern.

Nicht jeder mit „Burg“ bezeichnete Berg auf Landkarten trug wirklich eine Burg. Sagenhafte Angaben können aber einen realen Hintergrund haben. Nicht alle Adelsfamilien besaßen Burgen im allgemeinen Sinn. Oft hatten sie nur befestigte Höfe, aus denen später Rittergüter entstanden. Bei deren Ausbau in neuerer Zeit verschwanden meist die alten Befestigungen.

So sind hier im zweiten Abschnitt 12 weitere Anlagen aufgeführt, die als Vermutungen angesehen werden, oder deren Lage noch nicht festgestellt werden konnte. Es sind Hinweise für weitere Forschungen.



Allerburg

Gem. Holzhausen (Dautphetal)

Altkreis Biedenkopf

TK 5117, 67220/29800

Südlich von Holzhausen bei Gladenbach liegt der 527 m hohe Allberg. Auf einem nördlich vorgelagerten Sporn – Hünsteinklippe oder Hunnenstein, auch „alte Schanze“ genannt – sind Wälle einer vorgeschichtlichen Burganlage und auf der Kuppe Spuren eines Halsgrabens erkennbar.

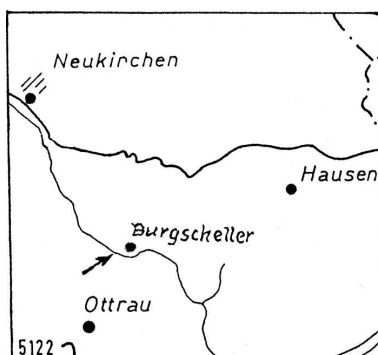
Landau erwähnt, daß die Allerburg bereits in einer Grenzbeschreibung des 16. Jahrhunderts genannt wird. Nach einer Überlieferung soll Landgraf Heinrich II. v. Hessen während der Dernbacher Fehde im 14. Jahrhundert hier mit dem Bau einer Burg begonnen haben, die bald von Nassau zerstört wurde. Da keine Funde bekannt sind, ist die Zeitstellung unklar.

Literatur:

G. Landau: Wüste Ortschaften, 1858, S. 196.

G. W. J. Wagner: Die Wüstungen im Großherzogtum Hessen, 1854/64 Anm. S. 394.

Handbuch Historische Stätten, Hessen, 1967/69, S. 79/80.



Burgscheller

Gem. Klein-Ropperhausen (Ottrau)

Altkreis Ziegenhain

TK 5122, 27610/32170

Unweit westlich von Klein-Ropperhausen lag gegenüber der Lenzenmühle an der Einmündung des Otterbachs in die Grenff eine jetzt völlig verschwundene Kleinburg. Das im Grundbuch mit „Weierswiesen“ bezeichnete Gelände wird im Volksmund „Burgscheller“ genannt. Am Ende des 19. Jahrhunderts soll noch Mauerwerk vorhanden gewesen sein, welches für einen Hausbau abgebrochen wurde. Auch der Burghügel sei um diese Zeit abgetragen worden.

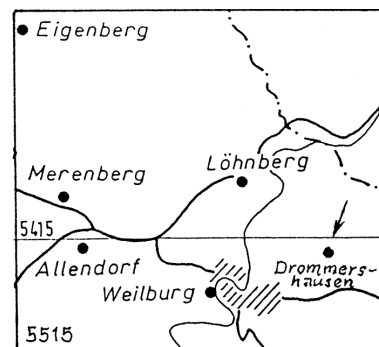
Man nimmt an, daß die Burg vermutlich im 13. Jahrhundert von den Herren v. Otterea als Talsperre zum Schutz ihrer Burg Ottrau erbaut wurde. Burgscheller wird als Burgriegel gedeutet. Vielleicht war es auch nur ein burgartig befestigter Wartturm.

Literatur:

G. Landau: Wüste Ortschaften, 1858, S. 138.

H. Reimer: Historisches Ortslexikon, 1925, S. 78.

W. Wagner: Geschichte von Ottrau, 1914, Nachdruck 1984, S. 31.



Drommershausen

Drommershausen (Weilburg), Alt-Oberlahnkreis

TK 5415, 51800/95300

Etwa 4 km nordöstlich von Weilburg liegt Drommershausen. Unweit südlich davon lag das heute völlig verschwundene Kloster Pfannenstiel. Auf einer leichten Kuppe über dem Grundbachtal vermutet man das feste Steinhäus des Johanniterkomturs. Nur wenige Mauerreste deuten auf einstige Gebäude. Fundamentreste der früheren Klosterkirche, etwas südlicher gelegen, wurden in neuerer Zeit freigelegt.

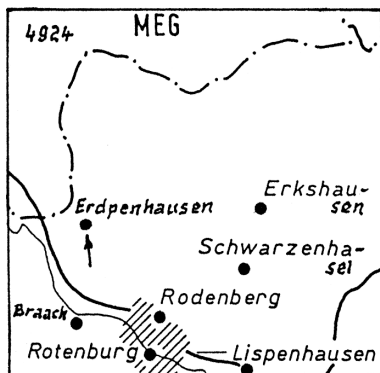
Das Kloster Pfannenstiel wurde 1460 erstmals erwähnt und dann 1482 den Johannitern übergeben. Es wurde nach der Reformation aufgehoben. Danach verfielen die Gebäude

und wurden abgebrochen. 1364 war eine Flur in diesem Bereich im Besitz der Edelknechte v. Stockheim. So ist es möglich, daß hier anstelle des Johannitersteinhauses bereits eine ältere Anlage vorhanden war.

Literatur:

Nassauische Heimatblätter, 1960, Heft 1.

W. H. Stuck: Quellen zur Geschichte der Klöster und Stifte im Gebiet der mittleren Lahn, 1962, Bd. 4.



Erdpenhausen

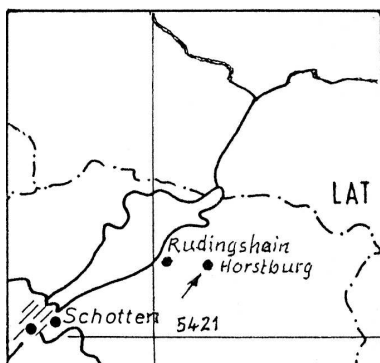
Gem. Erdpenhausen (Alheim), Altkreis Rotenburg/F.

TK 4924, 49160/56160

An der westlichen Seite des Ortes erhebt sich leicht steil der Wald. Hier springt ein Sporn mit den Resten einer kleinen Burg hervor. Gut erkennbar sind zwei hufeisenförmige Gräben, welche die Anlage vom Hang abtrennen. Kalkmörtelbrocken weisen auf eine ehem. gemauerte Ringmauer und auf einen Steinbau im Inneren. Scherbenfunde deuten auf das 12.–13. Jahrhundert.

Der Waldort trägt den Namen „Burgsess“, früher „Burgsess“. Da urkundliche Nachrichten nicht vorliegen, ist unbekannt, wer die Burg erbaute, ob zerstört oder wegen Aufgabe verfallen.

Angaben nach Dr. K. Sippel, Lohfelden.



Horstburg

Gem. Rudingshain (Schotten), Altkreis Büdingen

TK 5421, 13960/98950

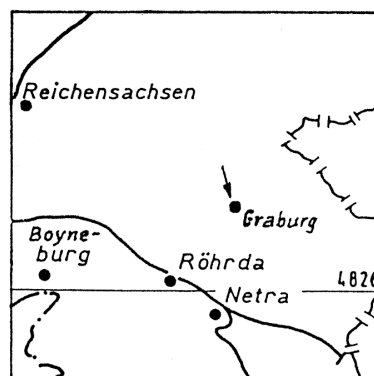
Ungefähr 1,5 km östlich von Rudingshain liegt eine 600 m hohe, bewaldete Erhebung mit einem Felsklotz auf der Kuppe. Neben dieser liegen Mauerreste aus Basaltsteinen, die nach einer Ausgrabung um 1970/75 angeblich auf freigelegten Grundmauern aufgeschichtet wurden. Diese hat man vermessen und zeichnerisch erfaßt. Danach soll die Anlage aus einem Hauptgebäude und zwei Nebengebäuden bestanden haben. Ob der höher liegende Felsen einbezogen war, ist nicht geklärt. Eine Vermörtelung sei nicht festgestellt worden.

Wann und von wem die Anlage errichtet wurde, ist nicht bekannt, da urkundliche Angaben nicht vorliegen. Unklar ist auch, ob es wirklich eine Burg, oder vielleicht nur eine Burgwarte vor Schotten war. Man nahm an, daß es ein karolingischer Königshof gewesen sein könnte, was jedoch nicht bewiesen ist. Fundstücke deuten auf eine frühe Besiedelung des Berges im 6.–7. Jahrhundert.

Literatur:

A. Roeschen: „Durch Vogelsberg, Wetterau und Rhön“, Marburg 1910.

A. Deubel: „Die Horstburg“ in „Heimat im Bild“, Beilage zum Gießener Anzeiger, 1977 u. 1981.



Graburg

Gem. Netra (Ringgau), Altkreis Eschwege

TK 4826, 78921/64977

Zwischen Netra und Weißenborn liegt ein gestreckter Höhenzug mit steilen Abhängen und Felskuppen. Die höchste Erhebung wird die „Graburg“ genannt; in Mercators Karte von 1592 „Kraheborgk“. Ein Felsgrat an der Ostseite heißt „Schäferburg“. Mit einem Grabeneinschnitt ist eine kleine Kuppe abgetrennt,

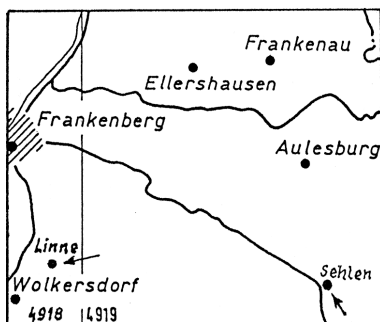
an der wenige Mauerreste und Mörtelspuren auf eine frühere Befestigung weisen. Gefunden wurden auch Keramikscherben des 13. Jahrhunderts. Urkundliche Nachrichten fehlen völlig. Man vermutet, daß die Graburg wie manche andere Burganlage im hessisch-thüringischen Erbfolgekrieg ab 1247 erbaut wurde. Sie wurde vielleicht zerstört oder verfiel danach wegen Bedeutungslosigkeit.

Literatur:

G. Landau: *Wüste Ortschaften*, 1858, S. 324.

H. Reimer: *Ortslexikon für Kurhessen*, 1925, S. 180.

A. Schulze: in: *Das Werraland*, 1970, Heft 3, S. 38; 1971, Heft 2, S. 26.



Linne

Gem. Bottendorf(Burgwald), Altkreis Frankenberg

TK 4918, 87920/54390

Wenige hundert Meter östlich von Bottendorf liegt der 375 m hohe Linnerberg und unterhalb desselben am Kalten Wasser die Linnermühle. Auf dem Berg vermutete man die Burg der Adelsfamilie v. Linne. Angeblich früher noch vorhanden gewesene Baureste wurden bei neueren Untersuchungen auf dem Gipfel nicht mehr festgestellt. Dagegen liegt in der Wiese zwischen der Fahrstraße und der Mühle der Rest eines Hügels, der auf eine ehemalige Wasserburg (Motte, später Kemenate) verweist. Durch Auffüllen des Geländes ist der Umfassungsgraben nur noch schwach erkennbar.

Die v. Linne waren vermutlich als Vasallen der Grafen von Nassau von der unteren Lahn hierher gekommen und erbauten um 1250 eine Burg. 1389 verkauften sie ihren Besitz an Landgraf Hermann von Hessen und starben wahrscheinlich 1503 aus. Es ist denkbar, daß sie ursprünglich eine Wasserburg besaßen und später aus Sicherheitsgründen auf dem Berg eine kleine Burg errichteten. Wegen Unbe-

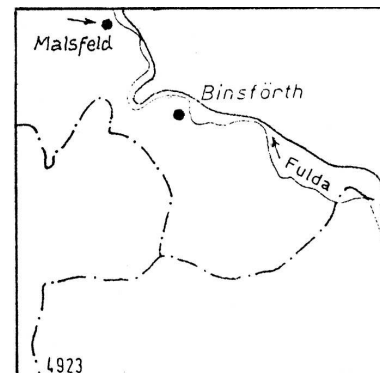
quemlichkeit gaben sie diese bald wieder auf und erneuerten die Wasserburg als Kemenate. (Theorie Dr. W. Görich, Marburg)

Literatur:

H. Reimer: *Historisches Ortslexikon*, 1925, S. 305.

Handbuch des Heimatbundes für Kurhessen, Krs. Frankenberg, 1961

G. Hammann: *„Willersdorf im Burgwald“*, 1971.



Malsfeld

Gem. Malsfeld, Altkreis Melsungen

TK 4923

Etwa 6 km südlich von Melsungen liegt Malsfeld im Tal der Fulda. Am Südostrand des Ortes lag auf einem leichten Sporn eine jetzt völlig verschwundene Burg. Bei Abbrucharbeiten um 1960/62 wurden im Boden Mauerreste gefunden, die vermutlich von einer etwas tiefer gelegenen Vorburg stammen. Von dieser steht noch eine Mauer an der Südseite des Hofes. Ob die Burg zerstört wurde oder wegen Bedeutungslosigkeit verfiel, ist unbekannt. Landgraf Moritz von Hessen zeichnete 1630 einen Entwurf für einen befestigten Landhof an ihrer Stelle. Das spätere Rittergut bestand bis in das 20. Jahrhundert.

Der Ort „Malzvelten“ wurde bereits 1196 genannt. Es ist möglich, daß hier im 13. Jahrhundert von der urkundlich 1229–1262 genannten Adelsfamilie v. Malzveld eine Burg erbaut wurde. Von ihrer frühen Geschichte ist nichts bekannt. Malsfeld war in wechselndem Besitz der Grafen v. Felsberg, des Klosters Breitenau und von anderen. 1521 erhielt Henning v. Scholley von den v. Hebel deren Hälfte als hessisches Lehen. Seine Nachkommen erwarben 1551 von den v. Falkenberg die andere Hälfte. Die v. Scholley starben im 19. Jahrhundert aus. Sie hatten im 17. Jahrhundert an der Stelle der möglicherweise ruinösen Burg

ein Herrenhaus erbaut, welches um 1899 abgebrochen und durch eine Villa ersetzt wurde.

Literatur:

H. Reimer: Historisches Ortslexikon, 1925, S. 318.

K. Müldner: „Die Burg Malsfeld“, 1984/97.

Sehlen

Gem. Sehlen (Gemünden-Wohra), Altkreis Frankenberg

TK 4919, 96840/52840

(Karte s. unter Linne)

Unweit östlich des Dorfes liegt auf einer Kuppe, die nach drei Seiten steil abfällt eine Burgstätte, welche „Donisse“ genannt wird. Durch einen Steinbruch wurde die Anlage teilweise zerstört. Reste eines Turmhügels, Wälle und Gräben sind noch erkennbar. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren noch zwei Hügel vorhanden.

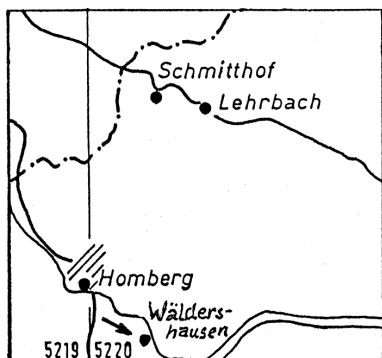
Wann und von wem die Burg erbaut wurde, ist unbekannt. Man nimmt an, daß es vielleicht ursprünglich eine Befestigung aus dem Ende des 9. Jahrhunderts war, die im frühen Mittelalter einen Wohnturm und Verstärkungen sowie einen weiteren Turm als Torsicherung erhielt. Vielleicht war sie Sitz des Zentgrafen des mittelalterlichen Gerichtes Bulenstrut.

Ob die Burg zerstört oder als Ruine abgebrochen wurde, ist unbekannt. Urkundliche Nachrichten liegen nicht vor.

Literatur:

G. Landau: Wüste Ortschaften, 1858, S. 238 (Dönsberg).

Festschrift 1200 Jahre Sehlen, 1950.



Waldershausen

Homberg/Ohm, Altkreis Alsfeld

TK 5220, 01780/20130

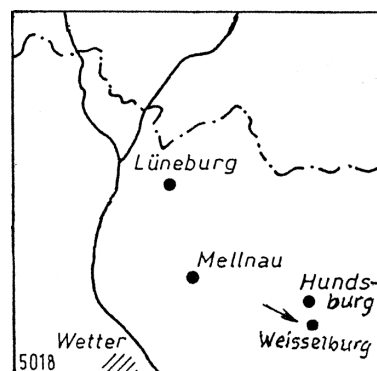
Südöstlich von Homberg/Ohm liegt gegenüber des Gutes Waldershausen an der Ohm der gut erkennbare Hügel einer frühen Burganlage. Es

war vermutlich eine Turmhügelburg (Motte), von der Baureste nicht erhalten blieben. Die kreisförmige Anlage war mit einem jetzt verflachten Graben umgeben, der sich noch heute zeitweise mit Wasser füllt.

Urkundliche Nachrichten fehlen völlig. Vielleicht war es ein älterer Vorläufer der Burg Homberg, oder eine Talsicherung vor dieser Burg aus dem 12./13. Jahrhundert.

Literatur:

E. Müller: „Hexenstein und alt Gemäuer“, 1999.



Weisselburg

Gem. Oberrospe (Wetter), Altkreis Marburg
TK 5018, 86050/42800

Nordöstlich von Oberrospe liegt im Burgwald die Hundsburg, der ein spornartiger Kopf vorgelagert ist. Er wird „Weisselburg“ genannt. Ob hier eine eigene mittelalterliche Burg gestanden hat, ist fraglich. Vielleicht war es nur eine Vorburg zur Hundsburg. Geringe Mauerreste deuten auf eine frühe Befestigung. Urkundliche Daten liegen nicht vor und es gibt auch keine Fundstücke, welche auf eine spätere Benutzung verweisen könnten.

Literatur:

G. Landau: Wüste Ortschaften, 1858, S. 207.

H. Reimer: Historisches Ortslexikon, 1925, S. 502.

Hist. Ortslexikon, Heft 3, Marburg, S. 332.

G. Eisel: Marburger geographische Schriften, Bd. 24, 1965, S. 118.

Ungeklärte Anlagen und Vermutungen

Altenburg

Gem. Dauernheim (Ranstadt), Altkreis Büdingen

TK 5619, 97600/81500

Zwischen Dauernheim und dem nördlichen Dauerner Hof liegt ein steil nach Süden gerichteter Sporn, der „Altenburg“ genannt wird. Angeblich soll dort in uralten Zeiten ein Schloß gestanden haben. Baureste sind nicht erkennbar. Neuere Untersuchungen von 1990/91 weisen auf eine vorgeschichtliche Besiedlung mit Funden aus der jüngeren Michelsberger Kultur. Ob hier später eine mittelalterliche Befestigung entstanden war, ist ungeklärt.

Literatur:

Kunstdenkmäler im Ghz. Hessen, Kreis Büdingen, 1890, S. 119.

Tillmann: Deutsche Burgen, 1958/61, S. 20.

Altheim

Gem. Altheim (Münster), Altkreis Dieburg

TK 6019

Etwa 4 km nordöstlich von Dieburg liegt Altheim in der Ebene zwischen der Gersprenz und dem Richerbach. Unweit östlich vom Ort wird die Wüstung Hinteraltheim vermutet. 1357 erscheint Altheim als eppsteinisches Lehen. Nach dem Mainzer Urkundenbuch (Terr. Mz 42) soll Erzbischof Adalbert von Mainz eine Burg Altheim im Maingebiet erworben haben. Ob diese in Altheim oder in Hinteraltheim gelegen hat, konnte bisher nicht ermittelt werden. Nach Wagner sollen Anfang des 19. Jahrhunderts in Hinteraltheim noch Fundamente gefunden worden sein.

Literatur:

Die Kunstdenkmäler des Landkreises Dieburg, 1940.

G. W. J. Wagner: Die Wüstungen im Ghz. Hessen, 1854/64, S. 92.

W. Müller: Hessisches Ortsnamenbuch, 1937, ND 1969.

Blasiusberg

Gem. Frickhofen (Dornburg), Altkreis Limburg

TK 5414, 34000/98200

Etwa ein km nordwestlich von Frickhofen liegt eine bewaldete Basaltkuppe, welche im Mit-

telalter befestigt gewesen sein soll. Sichere Nachrichten fehlen. Das kleine Kuppenplateau sei mit einer ovalen Ringmauer begrenzt gewesen, welche noch 1899 stellenweise 2 m hoch war. An der Südostecke soll ein Turm gestanden haben. Baureste sind nicht erkennbar. Man vermutet, daß diese burgartige Befestigung in dem Kampf des Grafen Otto v. Nassau mit dem Deutschen Orden in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts um den Zehnten des Kirchspiels Blasiusberg entstanden sei.

Literatur:

Heimatadreßbuch Kreis Limburg, 1961, S. 17.

Burkhardsfelden

Gem. Burkhardsfelden (Reiskirchen), Altkreis Giessen

TK 5418

In dem südlich von Reiskirchen liegenden Ort stand ein befestigter Schloßbau der im 17. Jahrhundert nachweisbaren Adelsfamilie v. Geissmer, welcher 1852 abgebrochen wurde. Möglicherweise wurden damals aber nur die Befestigungen beseitigt, denn nach örtlicher Angabe soll der Abbruch der restlichen Gebäude erst um 1970 erfolgt sein. Das Gelände deutet auf eine frühere Wasserburg.

Literatur:

Kunstdenkmäler im Volksstaat Hessen, Bd. 1, 1938, S. 47/48.

Tillmann: Deutsche Burgen, 1958/61, S. 141.

Cassdorf

Gem. Caßdorf (Homberg/E.), Altkreis Fritzlar

TK 4922

Unweit südwestlich von Homberg liegt Caßdorf im Tal des Ohlebachs und wurde 1145 erstmals urkundlich erwähnt. 1313 wird eine Burg genannt und eine Adelsfamilie erscheint 1237–1255.

Die Lage einer Burg ist nicht bekannt. Möglicherweise ist die Hynsburg gemeint, ein leichter Höhenzug nördlich des Ortes.

Literatur:

H. Reimer: Ortslexikon für Kurhessen, 1926, ND 1974, S. 271.

Historisches Ortslexikon des Landes Hessen, 1980, Heft 2, Krs. Fritzlar-Homberg, S. 46.

Fleckenstein

Ehm. Oberlahnkreis (Weilburg)

TK 5515

Man vermutet, daß westlich von Weilburg, zwischen Merenberg und Gaudernbach die

Burg, vielleicht ein befestigtes Steinhaus, des Rorich v. Rennenberg gelegen hat. Diese wohl 1285 bereits wüste Anlage wurde in diesem Jahr Hartrad v. Merenberg übergeben. 1604 erscheint im Gaudernbacher Landweistum noch der Flurname Fleckenstein. Die Burgstelle konnte bisher nicht ermittelt werden. Auf der in diesem Bereich liegenden Anhöhe Hohenstein wurden keine Burgreste festgestellt.

Literatur:

Heimatadreßbuch Oberlahnkreis. 1962/63.

Holzburg

Gem. Holzburg (Schrecksbach), Altkreis Ziegenhain

TK 5121

Der Name Holzburg könnte auf eine frühmittelalterliche Burg weisen. Zuverlässige Angaben gibt es nicht. Zwischen der Kirche und der Friedhofsmauer fand man Fundamentreste eines viereckigen Gebäudes, die auf einen Wehrturm deuten könnten.

Literatur:

H. Reimer: Ortslexikon für Kurhessen, 1926, ND 1974, S. 244.

Historisches Ortslexikon des Landes Hessen, 1991, Heft 5, Krs. Ziegenhain, S. 84.

150 Jahre Kreissparkasse Schwalm-Eder-Kreis, 1988, S. 134.

Iburg

Gem. Iba (Bebra), Altkreis Rotenburg/F.

TK 5025, 62650/50550

Etwa 1 km nordöstlich von Iba liegt ein ovaler, mäßig hoher Bergkegel, der Iburg genannt wird. Auch hier soll nach der Überlieferung eine Burg gestanden haben, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist. Bau- oder Grabenreste sind nicht erkennbar. Das Plateau könnte evtl. in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen sein.

Literatur:

H. Reimer: Ortslexikon für Kurhessen, 1926, ND 1974, S. 258.

Lauenburg

Gem. Ober-Mockstadt (Ranstadt 2), Altkreis Büdingen

TK 5619

Südlich des alten Ortskerns von Ober-Mockstadt steigt das Gelände im Bereich der Kirche spornartig an. Ein Flurstück unweit davon heißt „Lauenburg“. Der Sage nach soll hier eine Burg gestanden haben. Baureste sind

nicht erkennbar. Eine Adelsfamilie wurde bereits 930 urkundlich genannt.

Literatur:

Kunstdenkmäler im Ghzt. Hessen, Kreis Büdingen, 1980, S. 228.

Tillmann: Deutsche Burgen, 1958/61, S. 566.

Melbach

Gem. Melbach (Wölfersheim), Altkreis Friedberg

TK 5618

Nach einem alten Ortsplan von 1796 lag an der Ostseite des Dorfes einst eine Burg der Ritter v. Melbach, die im 13. Jahrhundert urkundlich genannt wurden. In der Flur „herrschaftlicher Burggarten“ sollen früher noch Kellerreste dieser ehemaligen (Wasser-)Burg vorhanden gewesen sein.

Literatur:

Hessische Heimat 14, 1962.

Somborn

Gem. Somborn (Freigericht), Altkreis Gelnhausen

TK 5820

Im 14. Jahrhundert soll zwischen Hanau und Gelnhausen eine hanauische Burg (Schloß) Somborn gelegen haben, welche 1382 von drei Brüdern der v. Hutten im Streit mit Ulrich v. Hanau eingenommen wurde. Ob sie zurückgegeben wurde, ist nicht bekannt. Der Streit scheint aber beigelegt worden zu sein. Die Lage dieser Burg konnte bisher nicht ermittelt werden.

Literatur:

G. Landau: Ritterburgen, Bd. 3, 1836, Steckelberg, S. 236.

Ulfen

Gem. Ulfen (Sontra), Altkreis Rotenburg/F.

TK 4926

Die nordöstlich vom Ort teilweise steil ansteigende Anhöhe trägt schon seit dem 16. Jahrhundert den Namen „Burgberg“. Bau- oder Grabenreste sind hier nicht erkennbar. An der Westseite des Ortes liegt jedoch eine Flur, welche „Kemenate“ genannt wird. Es ist möglich, daß an der Stelle einer Kemenate (Wohnturm) später der jetzt hier liegende Bauernhof entstanden ist. Dies könnte der Sitz der im 13. Jahrhundert genannten Adelsfamilie v. Ulfen gewesen sein.

Literatur:

H. Reimer: Ortslexikon für Kurhessen, 1926,
ND 1974, S. 476.

G. Landau: Wüste Ortschaften, 1858, S. 332.

REZENSIONEN

Thomas Bienert:

**Mittelalterliche Burgen in Thüringen.
430 Burgen, Burgruinen und Burgstätten.**

Hg. von der Sparkassenkulturstiftung

Hessen-Thüringen.

Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 2000.

464 Seiten. 19,80 €

ISBN 3-86134-631-1

Der Wartberg-Verlag legt hier fast zeitgleich mit der dritten Auflage von Rudolf Knappe: *Mittelalterliche Burgen in Hessen, 800 Burgen, Burgruinen und Burgstätten*, Gudensberg-Gleichen³2000 (Erstauflage 1994) nun einen vergleichbaren Band über Burgen in Thüringen vor – Dank der Förderung durch die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen. Grundsätzlich ist dies ein verdienstvolles Unterfangen, ist doch die Inventarisierung von Burgen ein dringendes Desiderat. Thüringen zählt zu den bedeutendsten Burgenlandschaften Deutschlands, aber der Forschungsstand zum mittelalterlichen Burgenbau in der Region ist – nicht nur gemessen an dem bemerkenswerten Baubestand – ausgesprochen unbefriedigend. Der Verfasser ist kein Unbekannter. B. hat zu Burgen vornehmlich in Nordthüringen publiziert und einige der recht zahlreichen nach 1990 erschienenen Burgenbücher zu Thüringen (bei denen immerhin meist die Abbildungen überzeugen können) z. T. in scharfer Form rezensiert. Daher ist hier ein sich der Forschungsproblematik besonders bewußtes Werk zu erwarten. B. stellt denn auch (S. 6) völlig zu Recht fest, daß es zu den Burgen in Thüringen „weder für den interessierten Reisenden noch für den Fachmann ein Nachschlagewerk gibt, wo in kompakter Form die wesentlichsten Informationen nachzulesen sind“, und „hat es sich daher zur Aufgabe gestellt, dieses Manko in Bezug auf die mittelalterlichen Burgen zu beseitigen“, indem er eine „fundierte Bestandsaufnahme“ bietet.

B. beschränkt seine Arbeit sinnvoll räumlich auf das Gebiet des heutigen Bundeslandes Thüringen, und zeitlich vom frühen 8. Jahrhundert (Ersterwähnung der Mühlburg 704, der frühesten in den Schriftquellen genannten Burg Thüringens) bis zum Bauernkrieg 1525.

Nach einer kurzen Einführung zum Burgenbau in Thüringen (S. 8-13) folgen das eigentliche Inventar der Burgen des Freistaates

Thüringen nach der aktuellen Kreiseinteilung in alphabetischer Reihenfolge (S. 14-367), Hinweise auf weitere Befestigungsanlagen ebenfalls nach der aktuellen Kreiseinteilung (S. 368-375), ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 376-436), Begriffserklärungen (S. 436-441), und ein Register bestehend aus Objektverzeichnis (S. 442-452) und Ortsnamenverzeichnis (S. 453-463).

Innerhalb der Kreise sind die einzelnen Anlagen nach Gemeinde bzw. Ortsteil (OT) geordnet. Die Behandlung der Objekte folgt einem einheitlichen Schema: Geschichte, Bauzustand, Literatur. Nicht oder nur sehr knapp behandelt wird die Lage.

B. hat alle aufgeführten Anlagen vor Ort in Augenschein genommen – ein enormer, aber unumgänglicher Aufwand. Insgesamt liegt hier nun das Ergebnis einer 15jährigen intensiven Forschungstätigkeit vor (S. 5), für die man B. Respekt und Anerkennung zollen darf.

Ob die analog zu Knappe gewählte Einteilung nach Kreisen sinnvoll ist, oder ob eine alphabetische Gliederung benutzerfreundlicher wäre, mag jeder für sich beurteilen, das Register hilft jedenfalls die gesuchte Burg zu finden.

Die Darstellung der einzelnen Burgen bietet im Wesentlichen eine knappe Zusammenfassung des Forschungsstandes und wird daher verständlicherweise nicht immer das letzte Wort sein. Dabei werden disparate Forschungsstände manchmal deutlich gemacht (z. B. Orlamünde), manchmal nicht (z. B. Schloß Weißensee), ohne daß eine einheitliche Linie zu erkennen wäre.

Bei der Literatur werden sowohl die Inventare und Handbücher wie der *Dehio* oder das *Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands* genannt, als auch die gerade im Fall von Thüringen z. T. sehr verstreute regionale und die oftmals nur schwer zu ermittelnde lokale Literatur. Jüngere Veröffentlichungen, die im Literaturverzeichnis erwähnt werden, fehlen bisweilen in den Objektartikeln (z. B. Lobdeburg). Grundlegende Publikationen bleiben mitunter unberücksichtigt (z. B. U. Hopf: *Der mittelalterliche Wohnturm in Wandersleben, Wandersleben o. J.*).

Problematisch ist die – wenn überhaupt – nur unzulängliche Behandlung der Lage der Burgen und das Fehlen einer Überblickskarte.

Zwar werden jedem Landkreis, nicht aber den Stadtkreisen wie Eisenach, Erfurt, Gera und Jena, eine Karte mit einigen Orten und Straßen vorangestellt. Jedoch sind weder die Orte mit denen des Katalogs identisch, noch sind die erfaßten Objekte selbst dargestellt, geschweige denn deren exakte Lage bezeichnet. Dies und das Fehlen der Lagebeschreibungen schränken den Nutzwert des Gesamtwerkes besonders für den von B. angesprochenen Reisenden stark ein. Es stellt sich die Frage, wozu die Karten überhaupt dienen sollen.

In einigen Gemeinden sind mehrere Objekte zusammengefaßt. Das ist bei kurzen Texten wie zu den Burgstellen Western- und Osternhagen in Hundeshagen (S. 39) kein Problem, erweist sich aber bei umfangreicheren Darstellungen als benutzerunfreundlich (z. B. Niedersorschel S. 43, Haina S. 77. Allzunahburgen S. 182, Sachsenburgen S. 156-158, Frankenhäuser S. 142, 143 etc.), zumal die einzelnen Anlagen oft nicht einmal durch einen Absatz von einander getrennt sind.

Zu einer großen Zahl von Objekten werden Abbildungen oder Grundrisse geboten, allerdings ohne Datum und Nachweis. Leider sind die Grundrisse nicht in einem einheitlichem Maßstab reproduziert und auch nicht mit Maßstäben versehen, so daß ein Größenvergleich schwerfällt. Die phantasievollen Rekonstruktionszeichnungen von Metilstein (S. 50) und Hermannstein (S. 127) können nicht überzeugen. Einige Abbildungen sind von zweifelhafter Qualität (z. B. Tonndorf S. 363) oder von minimaler Aussagekraft (z. B. Schloß Weißensee S. 293, Creuzburg/Werra S. 321, Nazza, Burg Haineck S. 331, zeigt im wesentlichen Laub), oder sie sind in einem Buch über mittelalterliche Burgen schlicht deplaziert (Schloß Molsdorf S. 61, die Portale von Schloß Friedenstein S. 75 und Schloß Wilhelmsburg S. 266, das Kaisersaalgebäude auf der Schwarzburg S. 242, Schloß Weimar S. 366) oder in der Auswahl nicht nachvollziehbar (warum auf Burg Kyffhausen eine Ansicht der Barbarossaskulptur im Denkmal von 1890/96, dessen Errichtung im Text nur beiläufig erwähnt wird, S. 167, und nicht des barbarossazeitlichen Turms in der Oberburg oder der Unterburg, warum auf der Wartburg eine Ansicht der Vogtei S. 54 und nicht des Palas?). Bei einer Neuauflage sollten sie zu-

gunsten von zusätzlichen Grundrissen entfallen.

Die Anzahl von 430 behandelten Burgen erscheint erstaunlich niedrig, weist doch der Knappe die Zahl von 800 Burgen in Hessen (s. o.) auf, zu denen sich inzwischen einige weitere gesellt haben (R. Knappe, in: *Marburger Correspondenzblatt zur Burgenforschung* 2, 2001, S. 117-122). Bei einer vergleichbaren Burgendichte wäre überschlüssig mit einer etwas geringeren Zahl von Objekten in Thüringen zu rechnen. In dem auf den Hauptteil folgenden Kapitel „Hinweise auf weitere Befestigungsanlagen“ werden insgesamt 289 Objekte aufgeführt, soweit diese durch erhaltene Reste, urkundliche Nachrichten oder sonstige Hinweise belegt sind. Insgesamt werden also 719 Objekte genannt, was ungefähr der Burgendichte in Hessen nach Knappe entspricht. Schon im Hauptteil sind aber auch abgegangene Burgen, ja Burgen, deren genaue Lage nicht bekannt ist, behandelt. Eine Systematik, warum diese Objekte hier und nicht im folgenden Kapitel erscheinen, ist nicht erkennbar. Die gewiß nicht unbedeutende Burg Straufhain erscheint gar in beiden Kapiteln! Es drängt sich der Eindruck auf, die Arbeit sei an beliebiger Stelle beendet und das Manuskript zum Druck gebracht worden.

Im Kapitel „Begriffserklärungen“ ist wiederholt das erste Wort der Erklärung an das Schlagwort gerückt: Apsishalbrunde, Askaniendeutsches, Attikaniedriger, Bossenur, Dirnitzauch. Es heißt: Breviarium statt Brevarium, Podestà statt Podesta, Ravelin statt Ravelines. Ein Schalenturm ist nicht notwendigerweise auch ein Flankierungsturm, der ein eigenes Stichwort verdient hätte.

Trotz der Kritik ist B.s Werk eine wichtige und hilfreiche Ergänzung zu den Thüringen-Bänden des *Dehio* und des *Handbuchs der historischen Stätten Deutschlands*, dem man für eine Neuauflage gerne die Möglichkeit einer Überarbeitung wünscht.

Gerd Strickhausen

Hatto Küffner / Edmund Spohr:

Burg und Schloß Düsseldorf.

Baugeschichte einer Residenz.

(Jülicher Forschungen Band 6).

Hg. vom Jülicher Geschichtsverein 1923 e. V.

Jülich 1999.

208 Seiten, 285 teils farbige Fotos, Pläne und Bilder. 28,00 €

ISBN 3-933969-05-0

Das Werk ist eine Gemeinschaftsarbeit des Architekten Spohr und des Kunsthistorikers Küffner. Es behandelt zunächst die landesherrliche Burg und Zollstätte, dann den Weg von der Burg zum Schloß 1384-1614 (mit der Zeichnung von Specklin und den Baumaßnahmen durch Alessandro Pasqualini), die Residenz unter Kurfürst Johann Wilhelm v. d. Pfalz 1690-1716 (mit Entwürfen von Matteo Alberti und Domenico Martinelli), dann das Schloß bis zum Brand 1794 (mit den Baumeistern Couven und Pigage) und schließlich die Nutzungen als Galerie und Ständehaus ab 1845 (nach Entwürfen von Stüler und Skizzen von König Wilhelm IV. persönlich), den Brand 1872, bis zuletzt seit 1898, mit dem Bau einer Rheinuferstraße nach Stübbers Konzept, nur ein Turm übrig blieb. Angefügt sind die entsprechenden Belege und eine Bibliographie.

Die jeweilige Architektur wird durch zahlreiche Bilder mit zeitgenössischen Beispielen verglichen; in mehreren Fällen verdeutlichen Umzeichnungen die Zusammenhänge. Das Werk vollzieht auf diese Weise sehr anschaulich die kontinuierliche Ausdehnung der Anlage und dann ihren schnellen Untergang: vom Wohnturm um 1360, über eine Zweiflügelanlage um 1400, eine Dreiflügelanlage nach 1445 (nach der Vereinigung von Jülich mit Berg), eine Vergrößerung der Dreiflügel-Burg um 1520 auf das Dreifache (nach der Vereinigung von Jülich-Berg mit Kleve-Mark), 1690 die Schließung der vierten Seite durch einen schmalen Bau, 1851 Reduzierung auf drei Flügel, 1898 auf den Turm allein.

Für die territorialpolitische Einordnung des Baugeschehens wird zu jedem größeren Zeitabschnitt eine Karte mit den Besitzungen des Hauses beigefügt; außerdem erleichtern Übersichten über die Verwandtschaftsverhältnisse der Fürsten den Einblick in die dynastischen

Beziehungen; dort fehlen allerdings zwischen 1510 und 1614 drei Generationen (S. 32 u. 99).

Das Buch besticht durch zahlreiche schöne Farbreproduktionen, wie z. B. von der Hochzeit 1583 mit dem Feuerwerk außerhalb und den Festlichkeiten innerhalb des Schlosses, von den Festungsplänen von 1699 und 1769 oder von den Schloßbränden 1794 und 1872. Von hervorragender Präzision sind die Grafiken, wie sie nur ein Architekt erarbeiten kann.

Köstlich ist die Geschichte, wie beim Neubau 1843 fortschrittliche „Wasserclosed“ eingerichtet wurden, die, weil es in der Stadt noch keine zentrale Wasserversorgung gab, über Regenwassertonnen auf dem Dachboden betrieben werden sollten, aber weil diese nicht ausreichend abgedichtet werden konnten, bald wieder außer Betrieb genommen werden mußten.

Ärgerlich sind allerdings einige Punkte: Manche Zeichnungen und Bilder reichen über zwei Seiten, so daß wegen der Faltung die Mitte nicht lesbar ist. Zahlreiche kleine Bildchen am Rand überfrachten das Werk mit teilweise wenig aussagekräftigen Informationen, wie z. B. die Architektenportraits oder Siegel, oder mit doppelten, wie der Darstellung des Schlosses durch Landgraf Moritz 1629. Die Fülle an Material hat wohl die Verfasser auch verleitet, Bilder unterzubringen, auf die der Text keinen Bezug nimmt, wie auf S. 59 die Schloßkapelle in Jülich oder auf S. 74 das Palais Sternberg in Prag.

Unklar bleibt auch die Aussage zur Lage der Gemächer des Kurfürsten um 1755; laut S. 107 sollen sie im SO-Flügel gelegen haben, der zugehörige Plan auf S. 110 zeigt aber auch kurfürstliche Gemächer auf der genau entgegengesetzten Schloßecke, unter den Gemächern der Kurfürstin, beide durch eine verborgene Stiege miteinander verbunden!

Manches ist im Text nicht nachvollziehbar; so wird den Neubautwürfen Martinellis 1699 auf S. 80 hohe Funktionalität zuerkannt, doch Nutzungsangaben für die Grundrisse fehlen. Von Martinellis Entwurf wird außerdem gesagt, bei 25 m Bautiefe sei ein Satteldach technisch nicht mehr möglich gewesen, man müsse sich deshalb ein flach geneigtes Dach wie beim Stadtpalais Kaunitz-Lichtenstein in Wien vorstellen; aber das mit-

abgebildete Palais in Wien zeigt ein Steildach oder Mansarddach, und auf der folgenden Seite zeigt der Konstruktionsversuch für die Martinellische Fassade ebenfalls ein solches Dach!

Dennoch handelt es sich um ein instruktives und gut lesbares Buch, das durch seine didaktischen Qualitäten nicht nur bei den Fachleuten, sondern sicherlich auch bei dem mehr an visualisierter Geschichte orientierten Leser Zustimmung finden wird. Solche präzisen und anschaulichen Pläne wünschte man sich von jeder baugeschichtlichen Arbeit.

Elmar Brohl

Michael Greuter (Hg.) / Michael Losse (Text) / Hans Noll (Fotografie):

Burgen, Schlösser und Festungen im Hegau. Wehrbauten und Adelssitze im westlichen Bodenseegebiet (= Hegau-Bibliothek, hg. vom Hegau-Geschichtsverein, Bd. 109)

Singen: Verlag Michael Greuter 2001.

156 Seiten, 105 farbige und 42 s/w-Abb., 18 Pläne. 27,90 €

ISBN 3-9806273-2-2

Es ist immer noch weitgehend unbekannt, daß der Hegau zu den Landschaften mit der größten Dichte an Burgen, Schlössern und Befestigungsanlagen in Deutschland gehört. Zwar wird die Burgenforschung im Bodenseegebiet in den letzten Jahren systematisch vorangetrieben und auch publiziert (s. etwa Günter Schmitt: *Schlösser und Burgen am Bodensee*, Bd. I: *Westteil (Von Maurach bis Arenenberg)*, Biberach 1998; Rez. im *Marburger Correspondenzblatt zur Burgenforschung* Heft 2, S. 123-125), Band II: *Nord-Ost (Von Meersburg bis Mittelweiherburg)*, Biberach 2001, Rez. in diesem *Correspondenzblatt*), allgemeinverständliche und erschwingliche Gesamtdarstellungen sind jedoch bislang Mangelware.

Mit dem vorliegenden Buch haben es sich Herausgeber Michael Greuter, Autor (und Mitglied des MAB) Michael Losse und Fotograf Hans Noll zur Aufgabe gemacht, den Hegau als Burgenlandschaft einem größeren Publikum bekannt zu machen. Die im Rückentext angesprochene Funktion als „Bilder- und Lesebuch“ und touristischer Führer lassen zunächst befürchten, daß man es hier mit einem

fürchten, daß man es hier mit einem weiteren der sattsam bekannten oberflächlichen Burgenbücher mit vielen bunten Bildern zu tun hat, zumal mit Farbfotos nicht geizt wird. Solche Ängste verlieren sich jedoch schnell. Die Vorbemerkung formuliert den Anspruch, das Buch in den Kontext der Burgenforschungsgeschichte des Hegau einzuordnen, von der auch gleich ein kurzer Abriss mitgeliefert wird, und geht, wie der Rückentext, auf die seit 1999 vom „Nellenburger Kreis“ betriebene Inventarisierung der Burgen, Schlösser und verwandten Bauten der Region ein. Die hohe Anzahl der Bauten (über 320 laut Vorbemerkung, über 330 laut Rückentext) bedingt natürlich eine Auswahl. Die erfolgte Zusammenstellung der Objekte soll dazu dienen, die interessierte Öffentlichkeit anzuregen, den Hegau als historische Architekturlandschaft wahrzunehmen und Verständnis für denkmalpflegerische Aspekte zu wecken. Dabei wurden die üblichen Highlights (wie das Friedinger Schloßle, die Nellenburg, Burg Hohenklingen und natürlich der Hohentwiel) wie auch weitgehend unbekannte Anlagen ausgewählt, eine Kombination, die geeignet erscheint, Reichhaltigkeit und Vielfalt einer Burgenlandschaft auszuleuchten.

Das Buch gliedert sich in eine ausführliche Einleitung, einen fast 50seitigen farbigen Foto- und einen mit Fotos, historischen Darstellungen und Plänen ausgestatteten lexikalischen Hauptteil, in dem die Anlagen nach Orten alphabetisch geordnet aufgeführt werden. Den Abschluß bilden Literaturlisten und ein Register.

Das Layout macht einen guten Eindruck. Das Buch ist gebunden, hat keinen Schutzumschlag (der für die propagierte Nutzung als Burgenführer bei Wanderungen auch hinderlich wäre) und hat ein im Sinne des Wortes tragbares Format. Auch das Seitenlayout ist insgesamt gelungen; von Ausnahmen wird noch zu reden sein. Die Schriftgröße ist leider recht klein ausgefallen. Der Text ist durchweg zweispaltig, was vor allem im lexikalischen Teil der Lesbarkeit wieder entgegenkommt.

Die Einleitung gibt einen Abriss der allgemeinen Befestigungsgeschichte von der Frühgeschichte bis zum Ende des Burgenbaus im 17. Jahrhundert. Ferner stellt sie eine Typologie zeitgenössischer Umnutzungen auf und geht auf Aspekte bürgerlicher Burgenaneignung und der

Burg als historischem Denkmal ein. Dies wird sinnvoll mit Beispielen aus dem Hegau verknüpft, so daß der Zusammenhang der allgemeinen mit der Regionalgeschichte immer nachvollziehbar ist. Inhaltlich wird dies allgemein verständlich aufbereitet, ohne die Komplexität des Themas unter den Teppich zu kehren. Sprachlich leidet der Text manchmal allerdings unter dem Bestreben des Autors, möglichst viel Information in einen Satz zu packen, was zu schwierigen und überlangen Schachtelsätzen führt. Eine inhaltliche Entzerrung durch mehr und kürzere Sätze wäre hier von Vorteil. Zentrale Begriffe werden (leider nur im ersten Teil) durch Fettdruck hervorgehoben. Fachbegriffe werden im Text zwar erklärt, dennoch wäre ein anschließendes Glossar, evtl. auch am Ende des Buches, eine Überlegung wert gewesen. In den Abschnitten zur Burgenrezeption geht der Autor sowohl auf die Übernahme von Bauformen in Staats-, Industrie- und bürgerlichen Bauten, als auch auf die Rolle der Burg als Geschichtsdenkmal und nationales Symbol ein, und führt in leicht nachvollziehbarer Weise das große Bedeutungsspektrum der Burg als Bauwerk und Symbol vor (S. 12-16). Jedoch sind die inhaltlichen Zuordnungen in den letzten Abschnitten (*Burgen- und Schlösserrezeption im Hegau, Aspekte bürgerlicher Burgenaneignung, Burgen und Schlösser als bürgerliche Wohnsitze und Residenzen, Burg- und schloßrezipierende Neubauten* und *Die Burg als Geschichtsdenkmal und Topos*) nicht immer klar; auch kommt es zu thematischen Überschneidungen.

Der alphabetisch geordnete lexikalische Teil kennt solche Probleme nicht. Er ist übersichtlich gegliedert, Schachtelsätze sind erheblich seltener. Das Spektrum der besprochenen Bauten reicht von repräsentativen landesherrlichen Burgen bis zu festen Häusern und von intakten Bauten bis zu Wüstungen, auf denen abgegangene Bauten nachweisbar sind. Die einzelnen Texte fassen klar verständlich Baugeschichte und Baubeschreibung zusammen und werden durch Hinweise auf die Zugänglichkeit ergänzt. Der jeweilige Forschungsstand wird kritisch miteinbezogen. Die Namen besprochener Bauelemente werden durch Fettdruck hervorgehoben. Gelegentliche Querverweise zeigen Beziehungen zu anderen Bauten auf.

Die Bebilderung besteht hauptsächlich aus eigens für das Buch angefertigten Aufnahmen, enthält aber auch historische Darstellungen und Pläne. Die Qualität ist meist sehr gut, und ihre Anordnung im Textteil kann größtenteils als gelungen bezeichnet werden. Die Fotostrecke enthält einige eindrucksvolle zweiseitige Panoramaaufnahmen, die auch dazu dienen, die Burg in der sie umgebenden Landschaft zu situieren, sowie zahlreiche Einzel- und Detailaufnahmen von dokumentarischem Wert. Mehrmals werden Gesamtaufnahmen mit Details oder historischen Darstellungen kombiniert. Im Textteil halten sich die Abbildungen meist an die vorgegebene Zweispaltigkeit, durchbrechen aber des öfteren dieses Schema. Das trägt zur Auflockerung des Layouts bei, erzeugt aber gelegentlich visuelle Unruhe. Die den Textteil begleitenden Abbildungen gestalten die Lektüre recht anregend und laden zu eingehender Beschäftigung, wie auch zum Schmökern ein. Die Darstellung der Burg Hohenklingen enthält sogar eine fotografische Dokumentation verschiedener Schießschartenformen (S. 131). Mit Plänen und Grundrissen wird allerdings leider recht sparsam umgegangen. Einige überschreiten kaum Briefmarkengröße (Blumenfeld S. 68, Hohenkrähen S. 91, Schloßgarten Singen S. 124, Schanze Singen S. 126). Bei komplexen Anlagen wie Hohenhewen, den drei Burgen auf dem Hohenstoffeln, Möggingen, Schloß Langenstein oder Burg Hohenklingen muß man sie leider ganz entbehren.

Anlaß zur Kritik bei den Fotos bietet die zeitgenössische Unsitte, Abbildungen ineinander zu schieben. Was wohl wie eine lockere Präsentation schöner Bilder wirken soll, hinterläßt eher den Eindruck einer beliebigen optischen Plauderei. Zudem stört es die Konzentration, weil durch die Überschneidung und fehlende Abgrenzung der Bilder voneinander die Aufmerksamkeit beim Betrachten abgelenkt wird. Ein gelungenes Beispiel ist hingegen S. 62 f., wo in eine verschattete Panoramaaufnahme von Mägdeberg ein Foto des Torbaus und eine Grundrißentwicklung integriert wird. Nicht ganz nachvollziehbar ist die Begeisterung des Fotografen für stürzende Linien als Stilmittel. Ab und zu schneiden die Bilder die abgebildeten Bauwerke willkürlich ab und wirken unvollständig.

Den Abschluß bildet eine erfreulich ausführliche Literaturliste, die sich in einen allgemeinen und einen objektbezogenen Teil gliedert. So kann man schnell und problemlos Literatur zu einem bestimmten Objekt finden. Das detaillierte Register ermöglicht es, auch Einzelbauten innerhalb von Gesamtanlagen zu finden. Für populärwissenschaftliche Burgenbücher ist so etwas nicht selbstverständlich.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß hier die gelungene und informative Darstellung einer dem größeren Publikum noch relativ unbekanntem Burgenregion vorliegt. Das Buch ist ein populärwissenschaftliches Werk mit recht hohem Anspruch, dem man viele Leser – und, etwa in der hiesigen Region, zahlreiche Nachahmer wünschen kann.

Rainer Zuch

George und Thanos Papathanassopoulos:

Pylos – Pylia.

A journey through space and time. Nestor's Pylos, Navarino, Methone, Corone.

Athen 2000.

132 Seiten, durchgehend farbig illustriert.

Ca. 15,00 €

ISBN 960-214-278-2

Pylos liegt im Südwesten der Peloponnes. Der Ort ist einmal bekannt wegen der Ausgrabungen des legendären Nestor-Palastes, die allerdings weiter landeinwärts liegen, zum anderen durch die Seeschlacht von Navarino 1827, die Griechenlands Schicksal in der Neuzeit entschied. Ein geschichtsträchtiger Ort also. Der sichere Hafen von Navarino, zum offenen Meer abgeriegelt durch die Insel Sphacteria, galt schon in der Antike als strategisch wichtiger Punkt. Hier tobten 425 v. Chr. erbitterte Kämpfe zwischen Athenern und Spartanern, die mit dem Sieg Athens endeten.

1287-1289 ließ Nikolaus II. de St. Omer, Fürst von Morea, das mittelalterliche Navarino als Port de Jonc über den Resten der antiken Akropolis gründen. Es liegt im Norden der Bucht auf dem Berg Koryphasion. 1423 gelangte das Paliokastro von Navarino an die Venezianer, die es 1501 an die Türken verloren. Diese errichteten 1573 nach der verheerenden Niederlage von Lepanto das Niokastro

an der südlichen Einfahrt in die Bucht. Sie fürchteten den Angriff der christlichen See-streitkräfte an diesem so günstigen Landeplatz. Die neue Festung bestand aus einer hexagonalen Zitadelle und einer irregulär befestigten Stadt zu deren Füßen. Die türkische Zitadelle von Navarino ragt unter den osmanischen Festungsbauten heraus, denn sie ist die einzige türkische Festung, die das europäische Bastionärsystem über einem regelmäßig-polygonalen Grundriß rezipiert. In ihrem Grundriß entspricht die Festung idealen Anlagen, wie sie damals in Westeuropa entstanden und in den theoretischen Abhandlungen favorisiert wurden. Woher die osmanischen Baumeister dieses Wissen hatten, ist bisher nicht erforscht worden. Möglicherweise war ein italienischer Baumeister für sie tätig, vielleicht ein Renegat, oder die Türken orientierten sich an westlichen Traktaten zum Festungsbau, wie sie ja auch Formen der italienischen Renaissance (man denke an Sinan) und später des europäischen Barock aufnahmen. Die Franzosen haben während der Besetzung der Peloponnes unter General Maison 1828 die Anlagen nochmals durch Kaponnieren im Graben verstärkt. Heute ist in der Festung das Griechische Zentrum für Unterwasserarchäologie untergebracht.

Nachdem man lange in Griechenland nur die Antike und Byzanz gelten lassen wollte, wächst inzwischen auch das Interesse an der Geschichte des fränkischen und türkischen Hellas. Und damit verbunden ist erfreulicherweise die Erstellung von englischsprachigen Veröffentlichungen für Touristen. Für griechische Maßstäbe ganz ungewohnt und außergewöhnlich ist eine ganz neu sowohl in Griechisch als auch Englisch erschienene Publikation von George und Thanos Papathanassopoulos über Pylos/Navarino und die nahe gelegenen venezianischen Festungen von Koroni (Coron) und Methoni (Modon), den einst berühmten „Augen der Republik“, die als Seehäfen und Handelsplätze im maritimen Imperium der Venezianer wichtige Stützpunkte bildeten. In Koroni und besonders in Methoni haben sich noch umfangreiche Teile der Befestigungsanlagen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert erhalten.

Der reich bebilderte Band in ansprechendem Layout gibt einen Überblick über die

naturräumlichen Gegebenheiten und die Geschichte des Bezirks Pylos und seiner drei alten Festungsstädte. Äußerst ausführlich werden die Festungsanlagen von Pylos (Navarino), Methoni und Koroni vorgestellt. Pläne, Schnitte und Risse illustrieren neben zahlreichen sehr guten Fotos die Beschreibungen der Festungsanlagen. Stiche und alte Landkarten ergänzen sie. Die Texte befinden sich auf dem wissenschaftlich neuesten Stand.

Ein Glossar fortifikatorischer Fachbegriffe, eine Zeittafel und eine ausführliche Bibliographie zu den einzelnen Zeitabschnitten und Orten runden den Band in sinnvoller Weise ab. Die Publikation ist in jeder Hinsicht vorbildlich, und man würde sich auch von anderen historischen Orten des neueren Griechenland solche Führer wünschen.

Christian Ottersbach

Heribert J. Leonardy / Hendrik Kersten:
Burgen in Spanien. Eine Reise ins spanische Mittelalter.

Stuttgart: Konrad Theiss Verlag / Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002.
205 Seiten, Großformat, gebunden, 98 farbige Abbildungen, 58 Grundrisse (meist „Grob-skizzen“) und 3 Pläne. 36,00 €
ISBN 3-8062-1654-1

Spanien ist für mitteleuropäische Burgenforscher immer noch ein weitgehend unbekanntes Land. Um so erfreulicher erscheint es, wenn Fachliteratur zum Thema „Burgen in Spanien“ erscheint. Doch ist diese Freude nicht von langer Dauer, denn das Buch von Leonardy / Kersten ist – obwohl es in der „Besonderen Wissenschaftlichen Reihe“ (BWR) der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschien – kein wissenschaftlich recherchiertes und somit fundiertes Fachbuch. Es ist vielmehr, das sei vorweg gesagt, ein von zwei Burgenliebhabern verfaßtes Buch für Laien. Dies wäre akzeptabel, wiese es nicht zahlreiche Mängel auf, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sind, daß beide Autoren eben keine Burgenforscher sind: Dr. Heribert J. Leonardy (*1964), promovierter Literaturwissenschaftler, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Kulturamt der Stadt Saarbrücken; Hendrik Kersten (*1963)

ist Kunsthistoriker und Wissenschaftlicher Mitarbeiter im „Weltkulturerbe Völklinger Hütte“ im Saarland.

Das Buch ist in zwei ungleich umfangreiche Teile gegliedert: Nach der Einleitung folgt ein Überblick über Geschichte, Politik und Kultur des mittelalterlichen Spanien, *Von Tariq Ibn Ziyad zu den Reyes Católicos (711-1492)* (S. 11-29), in dem vor allem die Überblickskarten zur Verteilung der Herrschaftsgebiete im heutigen Spanien im 10. Jahrhundert (S. 19), im 13. Jahrhundert (S. 23) und im 15. Jahrhundert (S. 27) aufgrund ihrer Gestaltung – eingefügte Zeichnungen von Rittern und Kriegeren – zu bemängeln sind, die eher einem Jugendbuch als einem wissenschaftlichen Werk angemessen wären. Es schließt sich eine *Geschichte der spanischen Burg vom 8. bis 16. Jh.* (S. 31-175) an, die in vier Abschnitte gegliedert ist: *Frühe Burgen (9.-11. Jh.)* (S. 35-53), *Romanik, mudéjar, Gotik (11.-14. Jh.)* (S. 54-109), *Baukastenburgen, Märchenschlösser und feuerspeiende Mauern (15.-16. Jh.)* (S. 110-173) – etwas weniger Plakativität stünde einem wissenschaftlichen Werk gut an, *speien* doch allenfalls die Geschütze hinter und auf den Mauern Feuer, nicht die Mauern selbst – und *Los últimos suspiros de los castillos* (S. 174 f.). Ein Glossar und eine umfangreiche Bibliographie ergänzen das Werk.

Eine umfangreiche Bibliographie ist aber nicht selbstverständlich eine vollständige: Zur Burg Bellver auf der Insel Mallorca finden sich wichtige Ausführungen in der grundlegenden Untersuchung von Jean Mesqui (*Châteaux et enceintes de la France Médiévale. De la défense à la résidence*, Paris 1991), die von den Autoren nicht zur Kenntnis genommen wurde. Hingegen erscheint Wolfgang Metternichs Buch *Burgen in Irland* (1999), eine durchaus beachtenswerte und wichtige Publikation, im Literaturverzeichnis – wohl nur, weil es im Programm der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschien!

Ärgerlich sind häufige definitorische Ungenauigkeiten bzw. Fehler im Fachvokabular in dem 9½-seitigen Glossar. So heißt es z.B. *Artilleriebastion* (S. 99) oder *Rundbastion* wenn ein Rondell gemeint ist – dieses Stichwort fehlt im Glossar! – und *geschliffen* (S. 172) statt *geschleift* – ein „Standardfehler“ burgen-/festungskundlicher Laien. Der Begriff

Plataforma wird als *Wehrplatte; von Brustwehr oder Zinnenkranz umgebene obere Plattform von Burggebäuden oder Burgtürmen* definiert (S. 194), die Genese der „piatta forma“ als Element spätmittelalterlichen/ frühneuzeitlichen Festungsbaus wird nicht erwähnt. Soweit einige Beispiele zur Ungenauigkeit des Glossars.

Ungenauer noch als das Glossar sind meist die nach – auch qualitativ – verschiedenen Vorlagen umgezeichneten Grundrisse. Diese scheinen vielfach grob vereinfacht. Einige sind offenbar falsch (z. B. Castillo El Real de Manzanares ist keine Vier- sondern eine Dreiflügelanlage), so daß solche Ungenauigkeiten auch bei anderen Burggrundrissen unterstellt werden können.

Störend sind unqualifizierte Kommentare, wie jener in der Bildunterschrift auf S. 159: *Castillo de Coca steht am Beginn einer Festungsarchitektur, die dem Gebrauch von Feuerwaffen angepaßt war* [Festungen sind „Bauten mit Feuerwaffen gegen Feuerwaffen“, hier also eine Tautologie]. *Doch welcher Kulturbanause hätte es wohl über sich gebracht, auf Mauern, die so filigran wie Brüsseler Spitze aussehen, eine Kugel abzuschließen?* Was das mit vielen pfefferbüchsenbesetzten Türmen ausgestattete Castillo de Coca mit „Brüsseler Spitzen“ gemeinsam haben könnte, erschließt sich dem Festungsforscher nicht, ebensowenig wie mögliche Schießhemmungen der Angreifer!

Für die Festungsforschung ergeben sich immerhin einige Erkenntnisse, wenn auch primär aus der Betrachtung der fast durchweg guten Fotografien: So ist das Kapitel über spätmittelalterliche Burgen und frühe Festungen mit 63 Seiten das umfangreichste. Der einleitende Satz begründet dies: *Der christliche Burgenbau in Spanien erreicht seinen Zenit im 15. Jh., als der erstarkte Adel, sehr zum Mißfallen der regierenden Monarchen, das Land mit einer Vielzahl neuer Burgen überzieht, alte Burgen ausbaut und, so gut es geht, den Erfordernissen der Zeit anpaßt* (S. 110). Vorgestellt werden Anlagen, die Türme über *bastionärem Grundriß*, Rondelle und Vor- bzw. Frühformen von Bastionen teils nebeneinander aufweisen (z. B. das im 16. Jahrhundert ausgebaute Castillo de Guadamur) oder Burgen mit singulären Verteidigungsbau-

ten für den Geschützkampf im Vorfeld (z. B. Castillo Vélez Blanco mit vorgeschobenem „Bollwerk“). Behandelt werden die in der Festungsforschung bekannte, 1497/1503 erbaute rondellierte Festung Château-Fort des Salses, aber auch unbekannt frühe Anlagen, wie das ab 1527 – vielleicht von dem auch für Karl V. tätigen Italiener Benedetto di Ravenna – als rondellierte Festung angelegte Castillo de Berlanga de Duero, ein verzogen viereckiges Kastell, das Castillo de Grajal de Campos, ein annähernd quadratisches Kastell, das allein aufgrund seiner zahlreichen Feuerwaffensarten interessante Castillo de Cardente und schließlich das bastionär befestigte Castillo de San Leonardo de Yagüe aus den 1560er Jahren.

Das Buch von Leonardy und Kersten gibt viele gute Anregungen für Reisen zu Burgen und Festungen in Spanien, doch ist es kein Reiseführer. Letztlich bieten v. a. die vielen Farbfotografien und die leider zu schematischen und damit oft fehlerhaften Grundrisse Anreize, sich eine Route nach speziellen Interessen zusammenzustellen, etwa zu Festungen des 16. Jahrhunderts. Eine übersichtlichere Textgestaltung wäre hier jedoch wünschenswert gewesen: Informationen über Öffnungszeiten und die beste Lichtvariante zum Fotografieren (z. B. S. 170) gehören nicht in den Fließtext, sondern in einen separaten Informationsblock am Ende der Beschreibung. Fazit: Vieles hätte besser gemacht werden können, hätten die Autoren mit einem in Spanien erfahrenen Burgenforscher zusammengearbeitet oder hätten sie es zumindest einem solchen vor der Publikation das Manuskript zur Durchsicht überlassen.

Michael Losse

Elmar Neuß:

Die Burg Monschau 1198-1998.

Bauentwicklung und Rolle in der Geschichte des Monschauer Landes. (= Beiträge zur Geschichte des Monschauer Landes, 4).
Monschau 1998.

292 Seiten, 124 s/w- und 8 Farbbildungen.
ISSN 0939-0340

Das Jahr 1998 bot mit dem 800jährigen „Jubiläum“ der Burg Monschau und dem 75jährigen Bestehen des ‚Geschichtsvereins Monschauer Land‘ gleich zwei Anlässe zur Erstellung der von Elmar Neuß vorgelegten umfanglichen Publikation über eine der architektonisch bedeutendsten Burgen in der nordwestlichen Eifel. *Innerhalb „der knappen Zeit nur eines Jahres*, so entnehmen wir dem Vorwort, entstand das Buch, bei dessen Erstellung dem Autoren weitere Wissenschaftler zur Seite standen; insbesondere waren dies die Vorstandsmitglieder des ‚Geschichtsvereins Monschauer Land‘ als *Redaktionsausschuß* (s. Auflistung im Vorwort, S. VII-VIII).

Auf die Einleitung (S. 1-5) folgen die drei Kapitel: 1. *Die Burg Monschau: Lage und heutiger Baubestand* (S. 7-17), 2. *Die Burg Monschau: Vorgeschichte (11./12. Jh.)* (S. 18-34) und 3. *Der Name* (S. 35-44). Dem 1. Kapitel ist ein Lageplan vorangestellt (S. 6); es bietet zudem den *Grundriß der Burg im vollen Ausbaustadium mit Benennung der einzelnen Bauteile* (S. 11), zwei Luftaufnahmen sowie einige weitere überlegt ausgewählte Fotografien, die teils mit ausführlichen Bildunterschriften versehen sind. Ebenso ausführlich und anschaulich ist die einführende Baubeschreibung, irreführend ist aber die terminologisch falsche Beschreibung: *Von den Türmen der Torburg* [gemeint ist damit das Doppelturmtor, so bezeichnet im lokalen Sprachgebrauch¹] *aus verliefen Schildmauern mit Wehrgängen* [?], *die den Burghof umschlossen* (S. 13). Mit den *Schildmauern* sind hier die beiderseits an das Doppelturmtor des sog. Burghofes (auch „obere Vorburg“ genannt) anschließenden Ringmauerteilstücke gemeint. Auf die Verwendung der Begriffe „Bergfried“ und „Palas“ (S. 14) im Zusammenhang mit der Burg Monschau wird zurückzukommen sein (s. unten).

Im 2. Kapitel, jenem zur *Vorgeschichte* der Burg, schildert Neuß die Rolle verschiedener Adelssitze und Wehrbauten, die im historischen Kontext zur Burg Monschau stehen: a) *Der Königshof Konzen und sein Königsgut* (S. 18-21), b) *Die älteren Burgen im Lande: Burg und Kloster Reichenstein* (S. 21-26) und

¹ Als „Torburg“ wird auch das Doppelturmtor der Betradaburg in Mürlenbach/Eifel bezeichnet

c) *Die älteren Burgen im Lande: der Haller über dem Laufenbach* (S. 26-33). Ob der Haller jedoch wirklich zum Typ der frühen Turmburgen, die allein aus einem mächtigen [?] Wohn- und Verteidigungsturm bestanden (S. 26) gehörte oder ob er nicht eher ein spätmittelalterlicher Wartturm war, das wäre noch abschließend zu untersuchen.

Das 3. Kapitel bietet eine Untersuchung der Entstehung und Entwicklung des Burgnamens (z. B. 1198: „*de Monte loci*“, 1217: „*Castrum in Munioie*“) mit einer Auflistung aller nachweisbaren mittelalterlichen Namensvarianten. Im 4. Kapitel wird über *Die Anfänge der Burg Monjoie (vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jh.)* berichtet (S. 45-61). Der Übersicht zur politisch-dynastischen Situation in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (S. 45-47) folgt die Einschätzung der ursprünglichen Burganlage (*Der Kernbau der Burg Monjoie*), doch können diese ohne Bauforschung und archäologische Befunde zwangsläufig nur spekulativ bleiben. Fraglich bleibt etwa, ob der auf einer Bogen-Substruktion aus der Ringmauer auspringende Turm wirklich als „Bergfried“ anzusprechen ist. Völlig falsch, das hat die neue Burgenforschung mehrfach belegt, ist die generelle Aussage: *Zu einer Burg gehörte grundsätzlich auch eine Burgkapelle* (S. 50). Auch die Existenz der für die erste Burg vermuteten *Fallbrücke* (S. 51) ist vor dem späten 13./14. Jahrhundert eher unwahrscheinlich.

Da hier nicht der Raum ist, all die inhaltsreichen, i. d. R. gut recherchierten Kapitel zu referieren, sei lediglich ein Überblick über den weiteren Inhalt gegeben: 5. *Der Ausbau der Oberburg bis in die Anfänge des 14. Jh.* (S. 62-74), 6. *Die untere Vorburg und ihre Ausgestaltung bis zum Ende des 14. Jh.* (S. 77-100), 7. *Die Burg Montjoie im Jülicher Territorialstaat (1435-1543)* (S. 101-119), 8. *Die Dienste der Amtsbewohner an der Burg Montjoie* (S. 120-126), 9. *Erste Zerstörung und Wiederherstellung (1543-ca. 1570)* (S. 127-138), 10. *Endausbau und zweite Eroberung (ca. 1580-1649)* (S. 139-159), 11. *Die Burg als Garnison (ca. 1648-1794)* (S. 160-174), 12. *Die neuen Besitzverhältnisse im 19. Jh.* (S. 175-198), 13. *Das Hospital in der Vorburg (1857-1998)* (S. 199-209), 14. *Die Burg im Fremdenverkehr: Jugendherberge und Festspielbühne* (S. 210-236) und 15. *Die Burg und*

die Denkmalpflege (S. 237-244). Ein *Fazit* (S. 245-247) fasst noch einmal gerafft alle Ergebnisse der Monographie zusammen. Etwas irritierend ist die Aussetzung der Seitenzählung im an das *Fazit* anschließenden Farbteil.

Das *Fazit* des Rezensenten: Elmar Neuß legt mit seiner Arbeit über die Burg Monschau eine im Hinblick auf die historischen Fakten sehr gut recherchierte und gut lesbare Burgenmonographie vor, die allen an Burgen der Eifel interessierten Burgenforschern und -freunden – Fachleuten wie auch Laien – sicher eine Vielzahl neuer Aspekte, verbunden mit vielen, gut ausgewählten Abbildungen bietet. Sehr erfreulich sind die ausführlichen, erläuternden Bildunterschriften.

Im Anhang findet sich ein kommentierter Überblick *über den Gang der Forschung und eine Stellungnahme zu älteren Forschungsmeinungen [...], die in dieser Darstellung jedoch nicht aufgegriffen oder bestätigt werden [...]. Mit diesem Literaturkommentar ist auch die Hoffnung verbunden, daß unbegründete oder überholte Ansichten künftig nicht mehr unter bloßer Berufung auf gedruckte Autoritäten weiterverbreitet werden* (S. 5). Defizite gibt es, wie so häufig bei primär historisch angelegten Burgen-Monographien, hinsichtlich der burgenkundlichen Terminologie. Das wird im Text ebenso wie im Glossar (S. 288-292) deutlich, doch ist dies eher ein Vorwurf an die Institutionen der „Burgenkunde“, von denen keine bislang ein differenziertes Glossar vorgelegt hat², als eine Kritik am Autoren. Das Glossar, das Fachausdrücke jeglicher Art verzeichnet, definiert burgenkundliche Termini z. T. fehlerhaft: Beinahe „symptomatisch“ ist die falsche Definition von „Bergfried“, denn selbst in historisch gut recherchierten Werken wie dem vorliegenden finden sich immer noch solche Erläuterungen wie die hier gegebene – *letzte Rückzugsposition* (S. 288) – und die daraus falsch abgeleitete Schlußfolgerung: „deshalb meist freistehend“ (ebd.)! Die Eifel bietet zahlreiche Beispiele für Bergfriede, die eben nicht *frei stehen* (z. B. Kerpen; Manderscheid; Niederburg; Mayen; Genovevaburg; Münstereifel; Reifferscheid, Zievel etc.).

² Erst 2001 begannen die Arbeiten der Deutschen Burgenvereinigung an einem solchen Glossar.

Selbst der für Monschau von Neuß als „Bergfried“ definierte Turm steht nicht frei. Eine weitere falsche Definition ist jene für den Begriff „Kasematte“; diese ist zwar ein *Bauteil einer* [allerdings nicht per se jeder] *Festung*, aber sie ist mitnichten ein *unterirdisches Gewölbe in den äußeren Wallanlagen einer Festung* (S. 290). „Schwammig“ sind zudem die Definitionen von „Palas“ (S. 291) und „Zwinger“ (S. 292).

Michael Losse

Günter Schmitt:

Schlösser und Burgen am Bodensee.

Band II: Nord-Ost (Von Meersburg bis Mittelweiherburg).

Biberach: Biberacher Verlagsdruckerei 2001.

368 Seiten, über 350 farbige Abb. und oft farbige Zeichnungen (Lagepläne, Grundrisse, Baudetails), eine farbige Übersichtskarte.

49,80 €

ISBN 3-933614-09-0

Drei Jahre nach dem Band I des ursprünglich auf zwei Teile angelegten Werkes über die *Schlösser und Burgen am Bodensee* legt Günter Schmitt nun den zweiten Band vor. Umfaßte der Band I den Westteil des Sees von Murrach bis Arenenberg³, so führt uns der Autor nun am nordöstlichen Bodensee entlang, von der Meersburg bis hin zur Mittelweiherburg bei Hard in Vorarlberg (Österreich). Das bedeutet, daß noch ein dritter Band folgen wird und der Autor somit Raum zu weiteren ausführlichen Darstellungen der Objekte bekommen hat. Eine begrüßenswerte Entscheidung des Verlages im Hinblick auf die Materialmenge, die Günter Schmitt in diesem wie auch schon im vorhergehenden Band in ansprechender Form präsentiert.

Dem Vorwort (S. 7), in dem der Autor einen kursorischen Überblick über die behandelte Region und den Bautenbestand gibt, folgen Kapitel zu 23 Objekten, die – je nach Größe

und Bedeutung des Bauwerkes sowie der Quellen- und Literaturlage – im Umfang sehr unterschiedlich ausgefallen sind: sie umfassen sechs (Wellenstein) bis 32 Seiten (Meersburg: Altes Schloß). Wie auch in Band I ist den Kapiteln zu den einzelnen Bauten möglichst ein doppel-, zumindest aber ein ganzseitiges Foto des jeweiligen Bauwerkes vorausgeschickt, ebenso wie meist detaillierte Hinweise zur Anreise, Angaben zur Lage („Gemeinde“ und „Meereshöhe“), zur Besichtigung und zum Besitzer.

Wieder sind die Kapitel übersichtlich angelegt, gut recherchiert und mit hervorragenden Fotografien illustriert. Mit wenigen Ausnahmen wurden diese, einschließlich der Luftaufnahmen, vom Autor selbst angefertigt. Schmitt scheute dabei nicht – wie es in manch anderer so sehr auf ästhetische Bilder setzenden Publikation der Fall gewesen wäre – die Darstellung baulich entstellter Burg- und Schloßanlagen, wie etwa die durch moderne und postmoderne Vor- und Zubauten äußerst empfindlich gestörte Ansicht des Schlosses Helmsdorf in Immenstaad (Doppelseite 110 f.) oder die Luftaufnahme des Schlosses Herberg in Immenstaad mit den zum Teil völlig unmaßstäblichen modernen Erweiterungsbauten (S. 96) zeigen. Es geht ihm um die Darstellung der Baugeschichte mit allen ihren Phasen auch im Bild. Umgekehrt versteht er es aber auch, eben jene Bauten ohne die genannten Verunstaltungen „isoliert“ ins Bild zu setzen (z. B. Schloß Hersberg, Doppelseite 95 f. und S. 100). Hier offenbart sich die Meisterschaft des auf Architektur fotografie spezialisierten Fotografen, der zudem selber Architekt ist und die Bauten den Lesern und Betrachtern seines Buches in allen ihren Facetten zu erschließen sucht.

Gute Reproduktionen teils wenig bekannter historischer Ansichten der Objekte und insbesondere Strichzeichnungen, Grundrisse und Schnitte (Stand 2000), die auf der Grundlage eigener Aufmaße des Autors bzw. als Weiterentwicklung vorhandenen und zur Verfügung gestellten Planmaterials entstanden, lassen das Buch zu einer soliden Grundlage für die ausführliche Beschäftigung mit Burgen und Schlössern des Bodenseegebietes werden. Dazu tragen außerdem die Insets bei, zu denen u. a. Stammtafeln (z. B. *Könige und Herzöge von Württemberg als Besitzer von Schloss*

³ Vgl. meine Rezension in: Hegau. Zeitschrift für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee, Jahrbuch 57/2000. Selbstverlag des Vereins für Geschichte des Hegaus e.V., Singen (Hohentwiel) 2000, S. 293-295.

Friedrichshafen, S. 136; *Linie des Grafen Friedrich Wilhelm von Quadt Wykradt und Isny in Moos*, S. 211) oder Biographien für die jeweiligen Bauten bzw. deren Geschichte wichtiger Persönlichkeiten (u. a. Künstler, Bauherren, Besitzer, z. B. Dr. Friedrich Fetzer, S. 203 f., für Schloß Moos) gehören. Zum schnellen Überblick sind Zeittafeln zur Geschichte vieler Objekte beigegeben. Vereinzelt finden sich gar jüngere Quellen im Wortlaut abgedruckt, so etwa ein Bericht des *Lindauer Tagblatts* vom 4. Oktober 1882 zur Einweihung der Rosenkranzkapelle auf Schloß Moos bei Lindau (S. 205).

Verbesserungen im Vergleich zum ersten Band sind festzustellen: So wurde auf die all zu kräftige Farbigekeit bei der Unterlegung der vom Autor erstellten Lagepläne verzichtet – statt des dunklen wurde nun ein helles Grün gewählt (z. B. Hagnau: Burg, S. 71; Alwind: Schloß, S. 183; Moos: Schloß, S. 201) –, und insbesondere gab es Berichtigungen im Glossar (S. 359-362).

Sehr begrüßenswert ist die Aufnahme der Bregenzer Klausen (Lochau, Bezirk Bregenz), eines vom 15. bis zum 18. Jahrhundert immer wieder ausgebauten, u. a. aus Türmen (vorge stellt wird hier der Klausturm), Mauern und Schanzen bestehenden Sperrsystems. Da es sich hierbei weder um eine Burg noch um ein Schloß handelt, die Aufnahme aber durch die architektonische Verwandtschaft mit Burgen und Festungen durchaus gerechtfertigt ist, stellt sich die Frage, warum nicht weitere Anlagen dieser Art Berücksichtigung in Schmitts Werk fanden, etwa die Schanzen in und bei Überlingen (in Band I) oder die „Burg“ (= „Auf Burg“ bzw. „Römerschanze“) in Lindau.

Im Anhang findet sich auch diesmal eine alphabetisch nach Objektnamen geordnete Liste der Literatur (*Literatur-Kurztitel*, S. 363 f.), der ein umfassendes Literaturverzeichnis folgt, das alle in der Liste verzeichneten Werke erfaßt (S. 365-367). Zudem finden sich im Anhang eine farbige Übersichtskarte, in der alle in Band I und II erfaßten sowie alle in Band III zu behandelnden Objekte dargestellt sind (S. 356 f.) und das bereits erwähnte Glossar (S. 359-362).

Ein wenig Kritik zum Schluß, die nicht dem Autoren gilt: Beim Setzen der über zwei Seiten reichenden Fotografien sollte künftig

darauf geachtet werden, die vor allem für das Fachpublikum besonders aussagekräftigen und oft nur in der Gesamtheit einer Luftaufnahme erkennbaren Elemente einer Burg oder eines Schlosses nicht zu „beschneiden“ oder durch die Fadenheftung zu verdecken, wie es verschiedentlich geschah (z. B. Mittelweiherburg, S. 344 f.: hier ist der im Grundriß so markante Treppenturm in seiner Gestalt nicht erkennbar; Friedrichshafen, Schloß, S. 118 f.).

Fazit: Günter Schmitt hat mit dem zweiten Band seiner „Bodensee-Burgen-Trilogie“ – diese Bezeichnung wurde so akustisch aufgefangen in einem Gespräch in der Hegau-Bibliothek in Singen (Hohentwiel) – ein rundum gelungenes Werk vorgelegt, das nur wenige Wünsche offen läßt. Bedauerlich ist, daß Anmerkungen fehlen, doch wird dies an den Vorstellungen des Verlages und nicht am Unwillen des Autors liegen. Dem Autoren und dem Verlag sei zu diesem Burgenbuch herzlich gratuliert und ein „weiter so!“ für den dritten und letzten Band mit auf den Weg gegeben.

Michael Losse

Aenne Schwoerbel:

Die Burgruine Wieladingen bei Rickenbach im Hotzenwald.

(= Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Band 47). Hrsg.: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1998.

150 Seiten, 123 teils farbige Abbildungen.
49,90 €

ISBN 3-8062-1428-X

Der – selbst innerhalb der deutschen Burgenforschung – weitgehend unbekannt Ruine der Burg Wieladingen widmet Aenne Schwoerbel eine aus ihrer Magisterarbeit hervorgegangene Monographie. Lange Zeit durch dichten Baumbestand dem Blick entzogen, war die recht gut erhaltene Burgruine bei Rickenbach im Hotzenwald (ein Teil des südlichen Schwarzwaldes), nördlich von Bad Säckingen, letztlich nur wenigen Anwohnern und Wandernern bekannt. Selbst die Mauern der Ruine waren größtenteils von Sträuchern und Bäumen bewachsen, und auf dem Bergfried hatte sich

sogar, so die Autorin, *ein richtiges Wäldchen* (S. 17) angesiedelt. 1982 stürzte dann infolge eines Eisregens die gesamte Toranlage den Steilhang hinunter. Daraufhin fand sich ein Förderkreis zum Erhalt der Burgruine zusammen, und in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurden Mauern vom Bewuchs befreit, Teile der Burg entschuttet und baulich gesichert. Einige Bereiche der Burg wurden zudem archäologisch untersucht. Auf den Ergebnissen dieser Maßnahmen und Untersuchungen basiert Schwoerbels Monographie der Burg Wieladingen, welche ersten Konservierungs- und Fundberichten sowie der von ihr verfaßten Magisterarbeit folgt.

Die Einleitung (gleichzeitig 1. Kapitel: S. 11-16) umfaßt Überblicke zum *Südschwarzwald und Hochrheingebiet im Mittelalter* (S. 11-13) mit drei Übersichtskarten (u.a. *Burgruinen und Burgstellen des Hotzenwaldes*) und *Zum Stand der archäologischen Burgenforschung am Hochrhein und im Südschwarzwald* (S. 14), eine Kurzcharakterisierung des Untersuchungsobjektes (S. 15 f.) sowie eine Übersicht zum Forschungsstand (S. 16). Im 2. Kapitel werden die archäologischen Untersuchungen dargestellt (Voraussetzungen, Maßnahmen, Befunde und Funde: Ergrabene Flächen, Lesefunde; S. 17-22). Ausgehend von einer detaillierten Beschreibung der Burg in ihrem Erhaltungszustand im 3. Kapitel mit der Überschrift *Die Burganlage* (S. 23-56; unterteilt in *Erscheinungsbild*, S. 23-41, und *Innenausstattung und Funktion der Gebäude*, S. 41-52) stellt die Verfasserin Folgerungen zur Baugeschichte an. Sie erschließt zwei Bauphasen: 1.) um 1200-1250; 2.) Ende 13. oder Anfang 14. Jahrhundert. Es schließt eine *Burgentypologische Einordnung* (S. 53-55) an, die insgesamt recht undifferenziert bleibt. Als bemerkenswert benennt sie abschließend den Bergfried mit seinen zwei *Buckelquader-Schauseiten* zur Feldseite und Bruchsteinmauern an den Innenseiten sowie die Art der *doppelten* Toranlage (S. 55).

Für die absolutchronologische Einordnung der Baubefunde [...] müssen neben dem Fundmaterial Kunstgeschichte und Bauforschung herangezogen werden, so formuliert Schwoerbel ihre Ausgangssituation bei der *Datierung aufgrund der Bauformen* (S. 55 f.).

Zu Recht stellt sie dabei eine *typologische Datierung verschiedener Buckelquaderformen* in Frage (S. 55).

Das folgende 4. Kapitel ist das umfangreichste; es ist dem *Fundmaterial* gewidmet (S. 57-96) und gliedert sich in acht Unterkapitel zu folgenden Fundgruppen: *Geschirrk Keramik, Keramische Kleinfunde, Hohlgläser, Buntmetall, Eisen, Ofenkeramik, Bodenfliesen und Hohlziegel*. Es schließt mit einer Zusammenfassung. Importierte Glasgefäße, ein Wachskerzenleuchter, aufwendig glasierte Ofenkacheln und reliefierte Bodenfliesen deuten, so Schwoerbel, auf *ein gehobenes Milieu* und somit auf *einen hohen sozialen Stand* (S. 95).

Im 5. Kapitel widmet sich die Verfasserin der Auswertung edierter oder sonst bereits bekannter *Schriftquellen* (S. 97-110). Das 6. Kapitel bringt eine Einschätzung der *Bedeutung der Burg* (S. 111-116) vor dem Hintergrund der *Machtverhältnisse am Hochrhein im Hoch- und Spätmittelalter (12.-14. Jh.)*, der *Verkehrslage und strategische[n] Bedeutung*, der *Siedlungsgeschichtliche[n] und politische[n] Bedeutung* und der *Symbolische[n] und repräsentative[n] Bedeutung*. Schließlich wird im 7. Kapitel die Situation der *Burg Wieladingen im Mittelalter* (S. 117-120) vorgestellt, d. h. ihre *Datierung und Nutzung*, *Die Burg als Symbol niederadeligen Selbstbewußtseins* und *Der Niedergang im Spätmittelalter* werden thematisiert. Wir erfahren, daß die Herren von Wieladingen (1265-1379) ein Ministerialengeschlecht im Dienst des begüterten Damenstiftes in Säckingen waren. Zudem hatten sie das „*Kleinmeier-Amt*“ vom Stift inne. Weitere Ämter und Funktionen (Schultheißen in Säckingen; Chorherren im Stift) sowie Streubesitz am Hochrhein und im Südschwarzwald werden dargelegt. Trotz der Nähe der Familie zum Stift Säckingen muß die Burg Wieladingen aber nicht zwangsläufig eine „*Amtsburg*“ gewesen sein, wie Schwoerbel meint (S. 109, 113 u. 121). Zumindest sollten die Möglichkeiten eines Ministerialeneigentums oder eines Lehens benannt werden.

Schließlich resümiert Schwoerbel, die Burg habe keine größere strategische Bedeutung gehabt, noch sei sie als eine Rodungsburg Kern eines neu erschlossenen Siedlungsraumes gewesen (S. 111 f.). Hingegen sei sie als

eine *Demonstration von Macht* und *als Forderung nach Respekt* zu verstehen, da sie ein *betont repräsentativer Bau* war (S. 113 f.).

Bemerkenswert an Aenne Schwoerbels Arbeit ist zweierlei: erstens, daß sie ihre Untersuchung einer Burg des Niederadels widmet und somit zur Erhellung des Bildes der gängigen, „durchschnittlichen“ Burg des Hoch- bzw. frühen Spätmittelalters beiträgt, und zweitens, daß sie – ganz im Sinne der oft geforderten Interdisziplinarität – sich der Methoden dreier wissenschaftlicher Disziplinen bedient: Der Baugeschichte, der Geschichte und der Archäologie. Diese Vorgehensweise muß als gelungen ebenso wie als vorbildlich bezeichnet werden. Zudem kann bestätigt werden, was der Verlag in seiner Ankündigung verspricht: Das Buch ist *verständlich geschrieben* und gibt somit *auch interessierten Laien Einblick in die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung*.

Michael Losse

Stadtgeschichtliches Museum Spandau (Hg.):
Von Vestungen. Die brandenburgisch-preußischen Festungen Spandau, Peitz, Küstrin.

(= Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Kommandantenhaus der Zitadelle Spandau im Rahmen des Projektes „Preußen 2001 – Facetten einer Epoche“ vom 25. 5. bis 31. 12. 2001). Berlin 2001.

Redaktion: Ralf Gebuhr, Andrea Theissen und Martin Winter. 127 Seiten, durchgängig (meist farbig) illustriert.

Bezug: Stadtgeschichtliches Museum Spandau, Auf der Zitadelle, 13599 Berlin.

Das „Preußenjahr 2001“ bot den Anlaß zu der Sonderausstellung „Von Vestungen“ in der Zitadelle zu Spandau vom 25. Mai bis zum 31. Dezember 2001. Unter demselben Titel erschien ein Ausstellungsbegleitband, in dem in sieben Aufsätzen verschiedene festungskundlich interessante Aspekte rund um die Festungsstädte Spandau, Peitz und Küstrin abgehandelt sind. Nach dem Vorwort des damaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Eberhard Diepgen (S. 9), dem Geleitwort des Ministerpräsidenten von Brandenburg, Manfred Stolpe (S. 11) und dem Vorwort des

Spandauer Stadtrates für Bildung, Kultur und Sport, Gerhard Hanke (S. 13), folgt die ausführliche Einleitung *Von Vestungen. Die brandenburgisch-preußischen Festungen Spandau, Peitz und Küstrin. Eine Einleitung von Ralf Gebuhr, Andrea Theissen, Martin Winter* (S. 16-21). Die Autoren und die Themen der Aufsätze sind: Daniel Burger: *Festungen der Hohenzollern in Franken und Brandenburg* (S. 24-47); Andrea Theissen: *Die Zitadelle Spandau* (S. 50-59); Ralf Gebuhr: *„Peitz, das lausitzische Mantua, hat nur als Festung eine Geschichte“* (S. 60-77); Volker Mende: *Die Festung Peitz aus archäologischer und bauhistorischer Sicht* (S. 78-89); Axel Pollex: *Die Möglichkeiten Geographischer Informationssysteme (GIS)* (S. 90-93); Peter Leisering: *Festungsbau und Wirtschaftsentwicklung in Brandenburg* (S. 94-109). Als Beitrag wurde zudem eine Abhandlung der Künstlerin Hanna Sjöberg (*Ein Tisch für Küstrin*, S. 112-117) aufgenommen; ihre Ausstellung war zeitgleich in der Spandauer Zitadelle zu sehen. Eine 120 Titel umfassende Auswahlbibliographie (S. 120-123) und ein äußerst knappes Glossar (S. 124-127) bilden den Anhang.

Das bemerkenswerte, gut recherchierte und hervorragend illustrierte Buch belegt mit der Themenbreite seiner Aufsätze, wie differenziert die Festungsforschung inzwischen geworden ist. Es bietet allen, die sich mit Festungen befassen eine Vielzahl neuer Impulse. Und im Zusammenhang mit der Ausstellung in der Zitadelle dürften durch dieses auch optisch äußerst ansprechende Buch manche neuen Interessenten für die Festungsforschung gewonnen worden sein.

Michael Losse

Stefan Lenzlinger / Martin Lengwiler:

Die Festung Fürigen.

(= Schweizerische Kunstführer GSK, Serie 69, Nr. 689). Bern 2001.

42 Seiten, 13 farbige und 14 s/w-Abbildungen, ein Übersichtsplan und ein Schießplan der Festung. 5,00 CHF

ISBN 3-85782-689-4

Festungsforscher haben in den letzten Jahren

eine zunehmende Aufnahme von Festungen des 16.-19. Jahrhunderts in kunsthistorische Publikationsreihen feststellen können. Aber eine Festung des 20. Jahrhunderts in einer Kunstführer-Reihe? Die „Schweizerischen Kunstführer GSK“ werden herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (= GSK). Die GSK ist, nach eigener Definition, *Forum und Drehscheibe schweizerischer Kultur- und Architekturgeschichte* (Impressum, S. 2). *In Zusammenarbeit mit öffentlichen Institutionen und privaten Auftraggebern engagiert sie sich als Verein für die wissenschaftliche Erforschung und die lebendige Vermittlung schweizerischer Kunst- und Kulturgeschichte* (ebd.). Bei einem solchen Selbstverständnis wundert die Aufnahme der Festung Fürigen in die Reihe der GSK-Kunstführer nicht.

Auf der Basis der Auswertung der Akten zum Festungsmuseum Fürigen und weiterer Archivalien aus dem Staatsarchiv Nidwalden (Bestand Festung Fürigen; Regierungsratsprotokolle 1938 ff.) und dem Schweizerischen Bundesarchiv in Bern sowie den Ergebnissen von Interviews entstand das vorliegende Heft zur Festung beim Dorf Fürigen (Gemeinde Stansstad, Kanton Nidwalden) am südwestlichen Arm des Vierwaldstättersees.

In ihrer *Einleitung* (S. 4-8), der sie den Untertitel *Das Doppelleben eines Ferienorts* gaben, berichten die Autoren über die unbemerkte Entstehung der Festung in unmittelbarer Nähe einer beliebten Ferienregion: Im 2. Weltkrieg fürchtete die Schweizer Militärführung den Einmarsch deutscher Truppen und in den 50er Jahren die Gefahr eines (Atom-)Krieges zwischen dem Ostblock und den westeuropäischen Staaten. Die 1941/42 erbaute, 1958 modernisierte und 1988 aufgegebene Festung Fürigen war Teil der Schweizer Réduitstellung (S. 6). Die u. a. mit Felsimitationen getarnte Anlage umfaßte einen über 200 m langen Stollen, zwei Geschütz- und mehrere MG-Stände sowie *ein voll eingerichtetes Labyrinth mit Schlafräumen, Küche, Eßräumen und sanitären Anlagen für rund hundert Personen* (S. 6). Seit 1991 ist sie als Museum zugänglich (s. u.).

Die Autoren gliedern den Führer in drei Abschnitte: 1. *Die Festung im Zweiten Weltkrieg* (S. 9-24), 2. *Von der Festung zum Muse-*

um (S. 24-31) und 3. *Rundgang durch die Festung* (S. 32-37). Im 1. Teil betrachten Länzlinger und Lengwiler die Entstehung und die Rolle der Festung im 2. Weltkrieg. Sie schildern den *Réduitbau als regionale Wirtschaftspolitik* (S. 10-14), den Weg vom Projekt zum Bau der Festung 1941/42 (S. 14-17), das Verhältnis zwischen dem militärischen Geheimprojekt und der Öffentlichkeit (S. 17-22) sowie den *Bezug der Festung und die Belegung im Krieg* (S. 23 f.). Der 2. Teil umfaßt die Entwicklung *Von der Festung zum Museum*, berichtet über den Festungsbetrieb im „Kalten Krieg“ und die in den 50er Jahren geführten Diskussionen über einen Ausbau oder die mögliche „Einmottung“ der Festung (S. 24-27). Thema ist dann *Ein ungewöhnlicher Fall von Rüstungskonversion* (S. 28-30), der schließlich zur Eröffnung und zum Betrieb des Museums führte (S. 30 f.). Im 3. Teil führen die Autoren im *Rundgang durch die Festung*: Nach ihrem *Überblick* (S. 32) berichten sie über *Das Klima in der Festung* (S. 32 f.), die Waffen, u. a. zwei „Befestigungskanonen“, 7,5 cm, Modell 39 (S. 34 f.), das Munitionsmagazin (S. 35), die Küche und die Wasserzufuhr (S. 35 f.) und die Schlafräume (S. 36 f.). Randnummern im Text verweisen auf den auffaltbaren Übersichtsplan auf der hinteren Umschlagklappe (Doppelseite 39 f.).

Optisch durch hellgraue Unterlegung abgesetzte Insets bieten in Teil 1 und 2 zusätzlich allgemeine Informationen zur Schweizer Festungsgeschichte des 20. Jahrhundert (u. a. *Das Réduit*, S. 12; *Die Schweiz als Festung*, S. 15; *Festungskrieg oder Mobile Defence: Der militärstrategische Richtungsstreit der 50er und 60er Jahre*, S. 25; *1989 und das Ende der Réduitfestungen*, S. 26).

Nützliche Hinweise zur Besichtigung der Festung (S. 38; s. u.) und zu den weiteren drei Ausstellungshäusern des Nidwalder Museums (ebd.), Hinweise auf Quellen und Archive sowie auf weiterführende Literatur vervollständigen die kleine Monografie.

Die Autoren des Festungsführers sind – keinesfalls despektierlich gemeint! – Neulinge in der Festungsforschung: Der Historiker Stefan Länzlinger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Staatsarchivs Aargau in Aarau, und der Historiker und Soziologe Martin Lengwiler ist Inhaber eines wissenschaftlichen Beratungsbü-

ros (*fokus/Büro für Geschichte*). Er publizierte bereits zur Geschichte der Militärpsychiatrie und forscht derzeit zur Geschichte der Unfallversicherung in der Schweiz. Beide Autoren waren an der Erstellung einer Publikation zur Ortsgeschichte von Amriswil beteiligt (s. Hinweis S. 38). Die kleine Monographie der Festung Fürigen von Länzlinger und Lengwiler ist ein gelungener, allen Ansprüchen an diese Publikationsform Rechnung tragender Festungsführer, der nicht allein der Orientierung vor Ort dient, sondern vielmehr eine umfassende Übersicht zum derzeitigen Kenntnisstand über die Festung vor dem Hintergrund des Schweizer Festungssystems im 2. und 3. Viertel des 20. Jahrhunderts bietet. Das Heft ist daher gleichermaßen Fachleuten wie interessierten Laien zu empfehlen. – Darf die Festungsforschung auf weitere Führungshefte zu Schweizer Festungen in der Reihe der GSK-Kunstführer hoffen?

Die Festung Fürigen ist heute als Museum für Wehrgeschichte ein Teil des vier Einheiten umfassenden Nidwaldner Museums, das zudem Museen für Kunst (im Salzmagazin), Geschichte (Höfli) sowie Kultur und Brauchtum (Winkelriedhaus) umfaßt. Öffnungszeiten des Museums: 1. 4. bis 31. 10. jeweils samstags und sonntags von 11 bis 17 Uhr; Sonderführungen auf Anfrage: Nidwaldner Museum, Tel. (041) 6187514, www.nidwaldner-museum.ch.

Michael Losse

Thorsten Gut:

Hohenhewen: Burg und Herrschaft im Wandel der Zeit.

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH 2001.

208 Seiten, 130 z. T. farbige Abbildungen. 29,65 €

ISBN 3-89669-967-9

Anzuzeigen ist eine Monographie, die erstmals umfassend die Geschichte der Burg Hohenhewen im Hegau sowie die ihrer Herrschaft darstellen will. Darüber hinaus sollen auch die Bautechniken des Mittelalters und der Bestand der Anlage erläutert werden. Dies ist ein umfangreiches Vorhaben. Verfasser ist ein ange-

hender Architekt – so die Verlagsinfo – der nach eigener Aussage das Interesse an der Geschichte und dem Erhalt der Burg Hohenhewen wecken und den Restbestand der Ruine dokumentieren will (S. 9). Man erwartet also eine umfassende Untersuchung der Burg Hohenhewen, ihrer Architektur und Geschichte sowie eine Abhandlung über die Herrschaft Hohenhewen.

Wie viele Burgen im Hegau, wurde auch Hohenhewen auf einem vulkanischen Bergkegel errichtet. Die Herren von Hewen verlegten ihre Sitz im 12. Jahrhundert aus der Stadt Engen auf den nahegelegenen Hohenhewen. Im 13. und 14. Jahrhundert eine regionale Größe, setzte später der Abstieg des Geschlechtes ein. Die Burg wechselte den Besitzer und wurde im 30jährigen Krieg zerstört.

Der Autor gliedert seine Arbeit in neun Kapitel mit zum Teil sehr starker Untergliederung. Auf eine Einleitung folgte die Geschichte der Herren von Hewen und ihrer Stammburg. Es schließt sich ein Kapitel zur weiteren Geschichte der Burg an. Darauf folgen Abschnitte zum Bautyp Burg, zu Leben und Alltag sowie dem Bau der Burg. Am Ende stehen *Die Burg Hohenhewen heute, Instandsetzungsarbeiten* und ein Anhang.

Da der Autor nicht nur die Burrgeschichte, sondern auch die Geschichte der Herrschaft Hewen nachzeichnet, beschränkt sich seine Abhandlung nicht auf den Hohenhewen. Auch die anderen Burgen der Herren von Hewen werden vorgestellt. Überhaupt geht Thorsten Gut weit über das Thema hinaus, setzt sich mit der Reichsgeschichte, dem alltäglichen Leben auf Burgen, Baumaterialien und ihrer Herstellung oder auch Methoden der Bauforschung und Archäologie auseinander, um nur einige Punkte zu nennen.

Im treffenden Vorwort konstatiert Thorsten Gut Forschungsmängel und übliche Fehleinschätzungen wie die Fixierung der Baugeschichte auf den Sakralbau. Offensichtlich verfügt der Autor über das notwendige Problembewußtsein. Und wo sich der Autor auf seinem ureigensten Gebiet bewegt, bringt er sehr gute und dringend benötigte Ergebnisse. So liefert er eine Dokumentation der Reste von Burg Hohenhewen. Und anstelle der alten und falschen Grundrisse liegen nun exakte Aufnahmen der Gesamtanlage sowie einzelner

Gebäude sowie Rekonstruktionen vor. Dies ist ohne Einschränkung zu begrüßen.

Auf anderen Gebieten scheitert der Autor jedoch mehr oder minder. Nur zu oft kann kein Zusammenhang zwischen den teilweise ausführlichen Abhandlungen einerseits und Burg sowie Herrschaft Hohenhewen andererseits ausgemacht werden. So werden ganz allgemeine Aussagen zu Adel, König und Burgenbau, zur Reichsgeschichte, zum Lehnswesen oder gar dem Investiturstreit (S. 23 f.) gemacht. Letzterer fand lange vor Begründung der Burg Hohenhewen statt. Sinn und Zweck des Nachweises eines römischen Gutshofs im Zusammenhang mit den Verkehrswegen des Hegaus und ihres römischen Ursprungs erschließt sich dem Rezensenten in Bezug auf den Hohenhewen nicht. Im Kapitel über die Geschichte der Burg im 16.-20. Jahrhundert finden sich Einschübe zum 30jährigen Krieg oder zur Belagerung von Burgen. Warum hier gänzlich undifferenziert Belagerungstechniken vom Mittelalter bis in die Neuzeit vorgestellt werden und mit einer hochmittelalterlichen Belagerungsdarstellung illustriert sind (S. 72), bleibt rätselhaft im Zusammenhang mit der Zerstörung des Hohenhewen im 30jährigen Krieg. Überflüssig ist auch die Erklärung der Stilbegriffe Romanik und Gotik nahezu ausschließlich an Kirchen und Kathedralen (S. 89-91). Hier fällt der Autor selbst der von ihm kritisierten Fixierung auf den Sakralbau anheim. In die Beschreibung der aktuellen Anlage sind Abschnitte zu Saliern und Stauern (S. 143), eine knappe Forschungsgeschichte zum Buckelquader (S. 161) sowie ein Verweis auf Dürers Befestigungslehre (S. 173) eingeschoben, ohne auch hier einen Bezug zum Hohenhewen herzustellen. Im Kapitel *Der Bau der Burg* (S. 123 ff.) werden ausführlich Materialgewinnung bzw. -herstellung sowie Verarbeitung besprochen. Es handelt sich hier überwiegend um gänzlich allgemeine Aussagen, in denen kein Bezug zum Burgenbau oder gar dem Untersuchungsgegenstand aufgezeigt wird. Dies trifft auch auf die im Schlußkapitel *Instandsetzungsarbeiten* vorgestellten verschiedenen Methoden der Bestandsaufnahme, der Archäologie und der Bausicherung zu. Gerade hier wäre ein konkretes Konzept für den Hohenhewen zu erwarten gewesen.

Vieles wird der Leser zudem vermissen. So erfolgt eine etymologische Ableitung des Begriffs Burg, nicht aber eine Definition dessen, was eine Burg ist (S. 13). Der holzschnittartige Überblick über die Entwicklung von Burganlagen (S. 85-87) thematisiert weder den Stand des Bauherren (Herr, Graf, Fürst, König oder zumindest Ministeriale und Adel), noch regionale Besonderheiten (die etwa auf den Hegau übertragen würden). Der Leser vermißt eine ausführlichere Charakterisierung von Burgen, in der die verschiedenen Funktionen und der Wandel in der Bauform thematisiert würden (gerade auf diesem Gebiet sind in den letzten Jahren einige Arbeiten erschienen). Auf S. 112 beruft sich Gut bei seinen Rekonstruktionen auf „typologische Gesetzmäßigkeiten“, ohne diese zu benennen. Hier wäre dazu der rechte Ort gewesen!

Unzureichend ist nur zu oft die Datierung. Der Begriff Mittelalter, etwa in den Kapiteln *Leben und Alltag* und *Der Bau der Burg*, ist ohne eine zeitliche Differenzierung dieser doch recht langen Epoche unbrauchbar. Bei den Abbildungen ist teilweise eine mangelhafte oder gar falsche Beschriftung erfolgt. So zeigen Abb. 22-25 nicht das Wappen der Herren von Hewen, sondern Siegel mit dem Wappen der Herren von Hewen. Alte und oft unzutreffende Grundrisse und Rekonstruktionen werden ohne Kommentar abgebildet. Fundstücke sind nicht datiert (etwa Abb. 34, Abb. 82-83), die nur teilweise vorhandene Datierung der abgebildeten Gegenstände oder Ansichten als mittelalterlich ist auch hier unzureichend. So ist dem Leser nur bedingt ersichtlich, welchen Zeitabschnitt eine Ansicht illustrieren soll. Unvollständig bleiben auch die im Anhang aufgeführten Literaturhinweise, die leider nicht alle in den wenigen Anmerkungen (nur wenige Angaben werden belegt) mit Kurztitel genannten Literaturen erschließen. Leider ist auch der Abbildungsnachweis unvollständig – hier fehlen teilweise die Seitenzahlen bzw. Folio-, Orts- oder Jahresangaben.

Zu diesen Mängeln kommen eine Reihe längst überholter Klischees und Verallgemeinerungen. Im Kontext zum Bergfried (S. 170) werden die der letzten Zuflucht und des Verlieses wiederholt. Das Kapitel zu Leben und Alltag leitet Gut mit dem immer wieder strapazierten Zitat Ulrich von Huttens ein, den er

fälschlich als Publizisten des Mittelalters bezeichnet (S. 95). Die Sitten auf Burgen sind nach Gut rau gewesen, ohne daß sie in Relation zu den allgemeinen Gepflogenheiten der Zeit gesetzt würden. Daß im Winter durch offene Scharten der Wind bläst (S. 113) – dies tut er auch im Sommer – ist ebensowenig von Interesse wie die Erkenntnis, daß der Rauch von Kienspänen die Augen tränen läßt (S. 113). Diese Aussagen sollen vermutlich die Unwirtlichkeit von Burgen unterstreichen.

Hinzu treten ärgerliche und unnötige Fehler. Der Wohnturm löste mitnichten den Burgfried als Aufenthaltsstätte der Burgherrschaft ab (S. 161). Weder gehörte die Verarbeitung der Wolle zu einer der Hauptaufgaben der Burgherrin (S. 96), noch sind auf Burgen große Fensteröffnungen erst mit der allgemeinen Verbreitung des Glases im späten Mittelalter aufgekommen. In letzterem Fall kann etwa auf die Palasbauten der Staufer, aber auch der Ludowinger verwiesen werden. Unter der Überschrift *Die „Hausordnung“ auf der Burg* setzt der Autor die Ordnung auf einer Festung Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Burgfrieden gleich, völlig verkennend, daß dieser auch auf Schlössern galt und eigene Rechtsbezirke auch in Klöstern und Universitäten noch nach dem Ende des Mittelalters üblich waren. Die falsche Schlußfolgerung des Autors ist, daß auf Burgen ein andauernder Kriegszustand geherrscht habe (S. 120). Dies trifft nur auf Festungen zu, denen sein Beispiel entstammt.

Gänzlich vermißt der Leser eine Würdigung oder Einordnung des Hohenhewen in die Architektur seiner Zeit. Was macht die Anlage besonders, was war Standard? Auch die Geschichte der Herrschaft Hewen wird nicht in ihren Besonderheiten oder auch beispielhaften Allgemeingültigkeit charakterisiert. Größter Mangel ist, daß eine textliche Rekonstruktion der Anlage unterbleibt. Die bildlichen Rekonstruktionen des Autors (S. 110-112) sind nicht mit einer Zeitangabe versehen und somit leider wertlos (es handelt sich wohl um den Zustand vor der Zerstörung).

Viele der aufgeführten Mängel sind vermutlich auf ein fehlendes Lektorat zurückzuführen. Hier stellt sich der Rezensent die Frage, warum kein Mitglied der Stiftung Landesbank Baden-Württemberg oder der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen

Burgenvereinigung e. V. – die die Drucklegung der Arbeit unterstützt haben – auch inhaltliche Unterstützung gewährte. Die Fehler hätten unbedingt auffallen müssen! So sind eine verdienstvolle Beschreibung und dringend benötigte exakte Pläne publiziert worden, deren Wert aufgrund des unnötigen Ausdehnens und Erweiterns des Themas fast unterzugehen drohen. Das ist keinem Autoren zu wünschen. Offensichtlich ist es dem Verfasser nicht gelungen, sich die historischen Zusammenhänge zu eigen zu machen. Auch scheint ihm das kulturhistorische Phänomen Burg weitgehend fremd geblieben zu sein. Man hätte Thorsten Gut gewünscht, mit Fachleuten wie etwa Kunst- und Landeshistorikern zusammenzuarbeiten.

Heiko Laß

Klaus Leidorf / Peter Ettl / Walter Irlinger / Joachim Zeune:

Burgen in Bayern – 7000 Jahre Geschichte im Luftbild.

Mit Beiträgen von Björn-Uwe Abels, Jochen Haberstroh, Dieter Neubauer, Michael M. Rind und Karl-Heinz Röhrig.

Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1999.

208 Seiten, ca. 300 farbige Abbildungen, ca. 80 Grundrisse. 24,95 €

ISBN 3-8062-1364-X

Wie bereits aus dem Untertitel des Buches erhellt – *7000 Jahre Geschichte im Luftbild* –, beschränken sich Klaus Leidorf, Peter Ettl, Walter Irlinger, Joachim Zeune und deren Mitautoren in ihrer 1999 vorgelegten exemplarischen Darstellung von *Burgen in Bayern* nicht auf die Abhandlung mittelalterlicher Burgen im Freistaat. Die Wahl des Begriffes „Burg“ im Haupttitel des Buches als summarische Bezeichnung für alle hier abgehandelten, doch sehr verschiedenartigen realen Schutz- und Wehrbauten von der Steinzeit bis hin zu den „ideellen Wehrbauten“ des späten 19. Jahrhunderts – etwa der „Burg“ Neuschwanstein – resultiert, so darf unterstellt werden, aus dem Wunsch nach einer Vereinfachung und einem – sicher auch im Sinne der besseren Vermarktung des Buches – die potentiellen Käufer „plakativ“ ansprechenden Objektbegriff. Die-

ser wäre jedoch im Vorwort zu erläutern und zu definieren gewesen.

Die Entstehungszeit der vorgestellten Objekte reicht *von der Steinzeit bis zur Romantik*, so der Verlag in seiner Presseerklärung zum Buch. Bewußt will man sich damit abgrenzen von *herkömmlichen Burgenbüchern und -führern*. Dementsprechend fanden also auch steinzeitliche, bronze- und eisenzeitliche Befestigungen Aufnahme in die Gruppe der 66 ausgewählten und ausführlich vorgestellten „Burgen“. Die Objekte wurden in drei Gruppen gegliedert: 1. frühe Burgen von der Steinzeit bis zur Keltenzeit; 2. Burgen im Früh- und Hochmittelalter; 3. Burgen von der Renaissance bis zur Romantik.

Den Anspruch des Werkes und die Auswahl der dargestellten Bauten beschreibt Klaus Leidorf im Vorwort folgendermaßen: *Seit seinem Seßhaftwerden in der Steinzeit hat der Mensch immer wieder bestimmte Plätze mit markanten Befestigungen umgeben. Nicht erst im Mittelalter wurden die Wohn- und Herrschaftssitze der jeweiligen Machthaber mit deutlichen Bauelementen [gemeint sind hiermit wohl zeichenhafte Elemente] von dem allgemeinen Wohnniveau abgehoben* (S. 7).

Leidorf nennt zur Begründung seiner Aussage Beispiele für die hier unter dem Begriff „Burg“ zusammengefaßten Bautypen und -formen aus den verschiedenen behandelten Epochen: In steinzeitlichen „Kreisgrabenanlagen“ sieht er einen Willen zur Repräsentation ebenso wie *defensive Merkmale* (z. B. tiefe Gräben, Palisaden), auch wenn dabei vermutlich kultische bzw. religiöse Zwecke für den Bau vordergründig waren. Weiter benennt er mit Wall und Graben umgebene, oft exponiert gelegene stadtartigen Siedlungen der Bronzezeit, die in der Keltenzeit zu Anlagen mit „Stadtmauer“ wurden, römische Wehrbauten und schließlich mittelalterliche Burgen.

Das Buch gliedert sich nach dem Inhaltsverzeichnis in die drei Hauptkapitel: *Vorgeschichte, Frühmittelalter* und *Hochmittelalter bis Neuzeit*, die aber im Text selbst viel differenzierter bezeichnet sind, jeweils Binnengliederungen aufweisen und als eine Einführung zu jeder „Epoche“ regionale, kulturelle, politische und forschungsgeschichtliche Besonderheiten zum „Burgenbau“ in Bayern erläutert. Das erste Kapitel von Walter Irlinger *Vorge-*

schichtliche Erdwerke und Befestigungen (S. 8-19) gliedert sich in die Abschnitte *Steinzeit* (S. 9-12), *Bronze- und Urnenfelderzeit* (S. 12-14) und *Hallstatt- und Latènezeit* (S. 14-19). Es folgen 13 Einzelobjektdarstellungen.

Das zweite Kapitel von Peter Ettl, *Frühmittelalterlicher Burgenbau in Bayern* (S. 51-65), umfaßt die folgenden Unterkapitel: *Historische Quellen zum frühmittelalterlichen Burgenbau* (S. 51-55), *Archäologische Quellen zum frühmittelalterlichen Burgenbau* (S. 55-61) und *Zeitliche und räumliche Entwicklung des Burgenbaues* (S. 61-65). Es wird durch 21 Kapitel zu Einzelobjekten vervollständigt.

Das dritte Kapitel, *Hochmittelalter, Spätmittelalter und Frühe Neuzeit* von Joachim Zeune (S. 118-129), umfaßt drei einleitende Abschnitte – es sind dies ein *Geschichtlicher Abriß* (S. 118 f.), ein *Geologisch-topographischer Abriß* (S. 119 f.) und ein *Burgenkundlicher Abriß* (S. 120-129) – und 32 Einzelobjektdarstellungen.

Das hier vorgestellte Werk bietet einen Überblick zum Wehrbau eines Bundeslandes, wie man ihn sich auch für die übrigen Länder wünscht. Begrüßenswert ist der hier umgesetzte interdisziplinäre Aspekt: Archäologie, Burgenforschung und Festungsforschung werden weitgehend berücksichtigt. Der „schnelle Überblick“ für Fachleute ist damit ebenso gegeben wie der Einstieg für die so oft berufenen „interessierten Laien“. Das Buch hat darüber hinaus seine Qualitäten als „Burgenführer“ zur Vorbereitung von Besichtigungen der darin vorgestellten Objekte: Luftaufnahmen, welche die Anlagen jeweils plastisch vor Augen führen – der Verlag spricht von einem *Überblick im wahrsten Sinne des Wortes* – und ein in der Randleiste aufgeführtes Verzeichnis der wichtigsten Literatur erlauben eine gute Vor- und Nachbereitung. Ein umfangreicher *Index*, der Namen, topographische Stichworte und Sachbegriffe umfaßt (S. 194-201), ein Literaturverzeichnis (S. 201-203) und ein ausführlicher Abbildungsnachweis (S. 204 f.) erlauben es, mit dem Buch zu „arbeiten“. Besonders ist es dazu geeignet, Interesse an Burgen sowie historischen Wehr- und Schutzbauten zu wecken, es soll – und kann es auch wirklich – interessierte Laien zu einer weitergehenden Beschäftigung mit dem Thema „Burgen in Bayern“ im Speziellen und Burgen im Allgemeinen „ver-

leiten“. Fazit: Fachleute müßten sich angeregt fühlen, ähnliche Projekte für „ihre“ Bundesländer und „ihre“ Regionen anzustreben.

Die beigegebenen Karten sind mit Bedacht ausgewählt, die Pläne und Rekonstruktionen zeugen von tiefer Kenntnis der Materie. Auch die überlegt eingesetzten Fotografien sind von durchweg guter bis sehr guter Qualität (Ausnahmen: die unscharfen Aufnahmen auf S. 99 und 138).

Zum Schluß ein wenig Kritik: Der Rezensent vermißt bei dem umfassenden Anspruch, 7000 Jahre Wehrbau- und Schutzbaugeschichte abzuhandeln, den Schritt ins 20. Jahrhundert! Zumindest Hinweise auf das Fortleben „der Burg“ als Metapher, Motiv und Topos hätten erfolgen sollen, bietet doch gerade Bayern einige sehr bemerkenswerte Beispiele zum Thema Burg im Historismus und in der NS-Zeit (z. B. Sonthofen: Ordensburg; Starnberg: Gauschulungsburg).

Übernommene ältere Illustrationen sollten kritischer kommentiert werden. Beispiel: Die von Werner Meyers (*Die deutsche Burg*, Frankfurt/Main 1963) übernommene Rekonstruktion der Wildenburg im Odenwald *um 1250* zeigt diese mit einer Zugbrücke (S. 190), obwohl das Bestehen einer solchen schon um 1250 nach bisherigem Forschungsstand doch fraglich erscheint.

Die Autoren: Peter Ettl (ein Aufsatz, zwölf Monographien) habilitierte sich über Burgenbau im Frühmittelalter. Seit 1998 ist er der Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern.

Walter Irlinger (ein Aufsatz, neun Monographien) studierte Vor- und Frühgeschichte an der Philipps-Universität in Marburg/Lahn und an der Universität München. Seit 1988 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Referat für Luftbildarchäologie am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Klaus Leidorf (Vorwort) war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Philipps-Universität in Marburg/Lahn und am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Seit zwölf Jahren ist er freiberuflicher Luftbildarchäologe; als solcher hat er mehr als 5.000 Stunden Flugführung in archäologischer Prospektion.

Joachim Zeune (ein Aufsatz, 31 Monographien), promovierter Mittelalterarchäologe und international bekannter Burgenforscher,

ist Gründer und Leiter des 1995 gegründeten renommierten Büros für Burgenforschung Dr. Zeune in Eisenberg-Zell/Allgäu.

Michael Losse

Marburger Burgenkundliche Sonntagsspaziergänge

In den Jahren 2001 und 2002 haben sich die Sonntagsspaziergänge als fester Bestandteil des Sommers im Landkreis Marburg-Biedenkopf etabliert. Im Schnitt nahmen 15 Personen teil. Auf vielfachen Wunsch besuchten wir am 1. Juli 2001 erneut die Burgruine Frauenberg bei Beltershausen (Führung: Christian Ottersbach) und am 5. August 2001 die Burgruine Weißer Stein bei Wehrda (Führung: Frank Pütz). Am 2. September 2001 konnte der Spaziergang zum Schloß Biedenkopf unter kundiger Führung von Gerd Strickhausen nachgeholt werden. Nicht nur die Kernburg, auch die Außenanlagen wurden eingehend vorgestellt. Beschlossen wurde das Programm durch einen Besuch der beiden in Zusammenhang stehenden Burgruinen Blankenstein und Naumburg bei Gladenbach unter Führung von Heiko Laß.

Auch im Jahr 2002 führten uns unsere Spaziergänge zu unterschiedlichen Zielen im Landkreis Marburg-Biedenkopf. Am 28. April führte uns freundlicherweise Dr. Gensen durch die Kesterburg auf dem Christenberg und die nahegelegene Lützelburg, über die Hügelgräber am Klutzkopf und den Siedlungsplatz am Spiegelsee. Da Dr. Gensen diese Objekte als seinerzeit leitender Ausgräber bestens kannte, waren die Führungen außerordentlich fundiert. Am 26. Mai besuchten wir auf dem Marburger Schloß das spannende Ausgrabungsareal unter dem Westflügel. Hier erläuterte vor einem interessierten Publikum Gerd Strickhausen die geschichtlichen und bauhistorischen Zusammenhänge. Anschließend führte Elmar Brohl, der beste Kenner der Materie, durch die Kasematten der ehemaligen Festung Marburg.

Einen kleinen Höhepunkt bildete die gemeinsam mit der Interessengemeinschaft Schloßberg organisierte Führung durch die Ruine der Burg Rauschenberg am 25. August 2002. Der rührige Rauschenberger Verein, der sich seit Jahren um die Erhaltung und Erforschung der Burg kümmert, konzipierte eine Ausstellung, in deren Mittelpunkt wertvolle Ofenkacheln aus dem späten 16. Jahrhundert standen. Auf der gut besuchten Veranstaltung konnte man sich nicht nur über die Geschichte der Burg, sondern auch über Herstellungsmethoden der Kacheln informieren. Die Veran-

Berichte und Mitteilungen

aus dem Verein

staltung war auch ein Beleg dafür, wie sinnvoll die Zusammenarbeit burgen- und heimatkundlicher Vereine ist.

Heiko Laß, Rainer Zuch

Marburger Burgenkundliche Exkursionen

Burgen an der mittleren Saale 15.-17. Juni 2001

2001 fand unsere Exkursion wieder in bewährter Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Böhme vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte der Philipps-Universität Marburg statt und diente zugleich als Lehrveranstaltung. Auf eine einführende Veranstaltung in Marburg folgte die dreitägige, von Heiko Laß vorbereitete und organisierte Exkursion. Die Saale ist nach dem Rhein wohl das Flußtal mit den meisten und interessantesten Burgen in Deutschland.

Geschichtliche Ereignisse haben hier in besondere Weise den Bau von Burgen, aber auch ihre Zerstörung, beeinflußt. Nachdem die Thüringer im sechsten Jahrhundert in der Schlacht an der Unstrut geschlagen worden waren, gliederten die Franken große Gebiete in ihr Reich ein. So wurden die Franken zu direkten Nachbarn der Slawen. Die neue Grenze verlief ungefähr entlang der Saale. In der Folgezeit ließen die Franken die Saalegrenze mittels Wachtürmen und Burgen befestigen. Im 8. und 9. Jahrhundert wurde Thüringen durch Gaugrafen verwaltet. Ihre Burgen waren oft zugleich Fluchtburgen. Im 10. Jahrhundert war Thüringen dann wieder recht unabhängig, doch wurden die Thüringer 908 von den Ungarn vernichtend geschlagen. Thüringen wurde dem Herzogtum Sachsen eingegliedert, und da seine Herzöge bald darauf den deutschen König stellten, wurde auch Thüringen zu einem Kernland des Reiches. Es entstanden Burgen und Pfalzen. Zugleich wurden mittels der Burgen die Lande gegen die Einfälle Ungarn wirkungsvoll geschützt. Ferner stellten die Kaiser die Markenverfassung wieder her und schufen auch jenseits der Saale Markgrafschaften. Die Saale hörte auf, Grenze zu sein. Um 1000 löste sich Thüringen dann wieder von Sachsen. Es folgten Aufstände gegen das Königtum, das nun bei den Franken war, in deren Folge auch

Burgen zerstört wurden. So entstanden im 10. und 11. Jahrhundert zahlreiche kleinere und größere Herrschaften und damit einhergehend auch überall Burgen. Oft nannten sich die Besitzer nun nach diesen Burgen. Die Markgrafschaft selbst hatte immer weniger Einfluß. Den Ekkehardinern, die ihren Hauptsitz in Naumburg hatten, folgten nach deren Aussterben 1046 die Grafen von Weimar bzw. Orlamünde. Gegen die Zersplitterung der Herrschaften und zur Festigung der Königsmacht wurde im 12. Jahrhundert das Amt des Landgrafen eingeführt. Dieses fiel bald an die Ludowinger, die in etwas mehr als 100 Jahren einen großen Herrschaftsbereich von der Saale bis an den Rhein aufbauten. Es handelte sich aber um keine zusammenhängende Fläche, vielmehr wurden Rechte erworben sowie Burgen und Städte zur Sicherung der Herrschaft gegründet. Die Saale wurde wieder Grenzregion, kaiserlicher Besitz wechselte mit landgräflichem und dem anderer Geschlechter wie dem der Lobdeburger oder der Vögte von Weida.

Als die ludowingischen Landgrafen 1247 ausstarben, kam es zu einem langwährenden Erbfolgekrieg bis 1263. Viele Burgen wurden in dieser Zeit neu errichtet, viele aber auch zerstört. Zuletzt setzten sich in Thüringen die Wettiner durch. Da der Frieden immer noch nicht einkehrte, kam 1289 der Kaiser nach Thüringen. Allein bei diesem Anlaß wurden 66 Burgen zerstört. Da die Wettiner ihre Besitzungen oft teilten, wurde Thüringen mehr oder minder selbständig und nicht zu einem unbedeutenden Nebenland. Es kam jedoch zu Streitigkeiten der Familienmitglieder untereinander und mit den Grafen in Thüringen wie etwa den Kirchbergern zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Gegen die wachsende Übermacht der Wettiner in Thüringen verbündeten sich die Grafen. Der sogenannte Grafenkrieg währte von 1342-45 und endete mit einer endgültigen Niederlage der Grafen. Viele Geschlechter erloschen oder verarmten, ihre Burgen wurden zerstört oder fielen an die Wettiner. Langfristig konnten nur die Grafen von Schwarzburg ihre Unabhängigkeit wahren. Im 14. Jahrhundert erlangten die Auseinandersetzungen der Wettiner untereinander dann ungeahnte Ausmaße. Der sogenannte sächsische Bruderkrieg währte von 1446-51, es folgten aber weitere Streitigkeiten bis gegen Ende des Jahrhunderts. Viele Burgen wurden damals zerstört. Und da die Zerstörungen aufgrund der Feuerwaffen massiv waren,

änderten viele Anlagen ihr Aussehen schon damals entscheidend.

Der Bauernkrieg des 16. Jahrhunderts hat in Thüringen zwar viele Burgen zerstört, an der Saale jedoch kaum. Das Sterben ging langsam vor sich. Die Anlagen wurden aufgegeben oder sanken zu bloßen Verwaltungssitzen herab. Andere wurden weiter genutzt, aber so grundlegend umgebaut, daß von der alten Substanz nahezu nichts erhalten blieb.

Soweit ein kurzer historischer Abriß jener Region, die wir besuchen wollten. Am Freitag brachen wir bereits um 8.00 Uhr in Marburg auf, um gegen 12.00 Uhr **Saalfeld** – die steinerne Chronik Thüringens – zu erreichen. Dort führte uns Gerd Strickhausen. Wir besuchten den sogenannten „**Hohen Schwarm**“. Diese Burg ist innerhalb der Stadt Saalfeld, direkt hinter der Stadtmauer über dem Steilufer der Saale gelegen und orientiert sich repräsentativ nach Osten, dem Besucher der Stadt entgegen. Sie wurde wohl im 2. Viertel des 14. Jahrhunderts unter den Grafen von Schwarzburg errichtet. Anfang des 16. Jahrhunderts war sie Sitz der Vögte von Saalfeld. Vermutlich erfolgte noch im 16. Jahrhundert die Zerstörung. Seither ist der Hohe Schwarm Ruine. In keinem Fall ist er identisch mit der alten kaiserlichen Pfalz in Saalfeld. Es handelt sich um ein ehemals viergeschossiges, turmartiges Gebäude. Es gehört zu jenen Bauten des späten Mittelalters, die über ‚runde Ecken‘, hier in Form von dreiviertelgerundeten Vorlagen, verfügen.

Anschließend besuchten wir das **romanische Turmhaus** in Saalfeld. Es wurde um 1180 errichtet und diente als Sitz des staufischen Stadtvogtes. Spätere Umnutzungen haben das massive, ursprünglich dreigeschossige Gebäude nicht bis zur Unkenntlichkeit verändern können. Doch ist es 1880 vollkommen ausgebrannt und 1882 romanisierend wieder hergestellt worden.

Nach eine Mittagspause verließen wir Saalfeld, um gegen 14.30 Uhr Burg **Ranis** zu erreichen. Frank Pütz referierte uns die Geschichte der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Anlage. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts gelangte die Burg pfandweise an die Grafen von Schwarzburg. Die Belehnung erfolgte 1220 und jetzt kam es zu einem umfangreichen Ausbau. 1389 mußten die Schwarzburger Ranis an die Wettiner verkaufen, behielten sie bis 1418 jedoch als Lehen. Nur

kurze Zeit blieb sie im Besitz der Wettiner. 1463 gelangte sie an die Herren von Brandenstein. Diese veräußerten sie 1571 an die von Breitenbauch, unter denen die Anlage repräsentativ modernisiert und den neuen Anforderungen angepaßt wurde. Im 19. Jahrhundert legte man den westlichen Flügel mit der Burgkapelle wegen Sturmschadens nieder. 1926 wurde ein Burgmuseum eingerichtet, 1942 die Anlage an das DRK übertragen.

Einzelheiten der Baugeschichte und die Abfolge der Bauphasen sind bislang nicht hinreichend geklärt. Die breitgelagerte Burg erstreckt sich auf einem schmalen Bergsporn über dem Orlatal. Die Anlage war ehemals in die Stadtbefestigung miteinbezogen. Sie setzt sich aus einer Vorburg sowie einer Hauptburg zusammen. Beide sind durch einen Graben voneinander getrennt. Während in der Vorburg heute keine Bauten mehr stehen, finden sich in der Hauptburg neben dem Torbau mit dem Hungerturm der sogenannte Südflügel, Querflügel und Nordflügel. Durch den Querflügel vom Hof abgetrennt liegt ein kleiner Hof mit dem im Kern romanischen Bergfried und Wirtschaftsbauten, der im Osten ehemals vom westlichen Flügel abgeschlossen wurde. So bilden die Bauten heute einen annähernd H-förmigen Komplex. Viele Bauten stehen direkt auf dem Fels.

Anschließend stellte uns Sonja Steinmetz die **Ilsenhöhle** unter Burg Ranis vor. Es handelt sich um eine der bedeutendsten archäologischen Fundstellen des Paläolithikums in Deutschland.

Um 16.30 Uhr erreichten wir **Orlamünde**, wo uns Christian Ottersbach Geschichte und Architektur des ehemaligen Hauptgebäudes der Burg sowie die Geschichte der Gesamtanlage nahe brachte. Die Ortschaft wird bereits im 9. Jahrhundert genannt, die Burg bestand spätestens im 10. Jahrhundert. Gegenüber der Mündung der Orla in die Saale gelegen, gehörte sie wohl ursprünglich in das Sicherungssystem der Saalelinie (Dornburg, Jena Hausbergburgen, Saalfeld) gegen die Slawen. Bereits im 10. Jahrhundert erfolgte die Übertragung an die Grafen von Weimar. Sie sind die ältesten nachweislichen Besitzer und nannten sich später Grafen von Orlamünde. 1120 gelangte Orlamünde an die Askanier und wurde 1342 an die Wettiner verkauft. Die Burg verlor nach der Inbesitznahme der nahegelegenen Leuchtenburg durch die Wettiner 1396 an Bedeutung



Lobdeburg bei Jena. Wohnturm aus dem frühen 13. Jahrhundert. Rechts der Kapellenerker.

und verfiel seit dem 15. Jahrhundert zunehmend. Erst 1923 wurde die Vorburg für eine Freilichtbühne abgetragen.

Bis auf die sogenannte Kemenate, einen quergelagerten turmartigen Wohnbau, sind alle Gebäude verschwunden. Diese riegelte die Burg zum Berg hin ab. Der sechsgeschossige, querrechteckige (12 × 24 m) Bau stammt aus dem späten 12. Jahrhundert. Das Äußere ist wenig verändert. Die schlichte Fassade wird von kleinen Rundbogenfenstern, zwei Aborterkern und dem ehemaligen Eingang auf der Nordseite in 9,5 m Höhe gegliedert. Der Bau gehört formal zu den in Thüringen ebenfalls Kemenate genannten Bauten in Burgk, Reinstädt, Ziegenrück oder auch Kapellendorf, die aber alle wesentlich jünger sind.

Um 17.30 Uhr erreichten wir die **Leuchtenburg**. Heiko Laß führte knapp in die Geschichte der Burg ein und stellte uns ihre Architektur vor. Sie erhebt sich auf einem landschaftsbeherrschenden Bergkegel über dem Saaletal. Vermutlich geht sie auf eine Grenzfeste gegen die Slawen zurück. Im 12. Jahrhundert ist sie nachweisbar Sitz einer Linie der Lobdeburger (vgl. Lobdeburg). 1333 fiel sie an die Grafen von Schwarzburg, wurde 1344 zerstört, anschließend aber wieder aufgebaut, gelangte 1395 an die Wettiner und wurde Amtssitz. Später von den Vitztumen verwaltet, mußten die Wettiner sie nach dem sächsischen

Bruderkrieg 1452 erobern. Im 16. Jahrhundert wurde die Burg modernisiert und erneut befestigt, im 17. Jahrhundert erfolgten Beschädigungen durch Feuer und Blitzschlag. 1699-1702 erfolgte ein nochmaliger Ausbau zur Festung, bereits 1720-24 kam es aber zum Umbau in ein Zucht-, Armen- und Irrenhaus. Nach dessen Aufgabe 1871 wurden die meisten Bauten niedergelegt. Aus dem Mittelalter stammt heute nur noch der Bergfried des 12. Jahrhunderts.

Es handelt sich um eine gestreckte Anlage mit Zwingermauer. Der Umriß wird von der Gestalt der Bergkuppe bestimmt. Auf dem höchsten Plateau erhebt sich der Turm. Um die Burg verläuft ein ca. 12 m breiter Graben. Die ehemals bis zu 13 m hohen Mauern wurden auf den Fels aufgesetzt. Interessant sind die vier Türme der Ringmauer, die einer Bestreichung der Mauern dienten (Schlüssel- und Maulscharten). Sie stammen aus dem 15. Jahrhundert und wurden teilweise im 16. modernisiert. Bemerkenswert ist, daß die Burg im 15. und 16. Jahrhundert als eine der wenigen wieder hergestellt wurde.

Um 19.00 Uhr erreichten wir die Jugendherberge in Jena. Obwohl einige Teilnehmer verschlafen hatten, gelang es am Sonnabend, pünktlich um 8.00 Uhr die Herberge zu verlassen. Unserer erstes Objekt war die **Lobdeburg**, die uns Hidenori Shima vorstellte. Hier stellten sich Bezüge zur Leuchtenburg her, die auch gut von der Lobdeburg zu sehen ist. Die Lobdeburg stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist der Stammsitz der Lobdeburger (Herren von Auhausen, Schwaben). Dieses Geschlecht ist seit 1166 in der Saalegend nachweisbar. Wohl Ende des 12. Jahrhunderts erbaute es die Burg. Zu dieser Zeit wurden an der Saale keine Grenzburgen mehr errichtet – es handelt sich um eine Wohnburg. Zugleich ist hier wohl auch eine Schutzfunktion in Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen Staufern und Welfen zu sehen, in dem die Lobdeburger den staufischen Machtbereich nach Norden absichern sollten. Im 13. Jahrhundert wurde die Burg Mittelpunkt eines eigenständigen Herrschaftsbezirkes der Lobdeburger. Mit der Errichtung der Leuchtenburg verlor die Lobdeburg ihre Zentralfunktion. 1344 gelangte sie in den Besitz der Wettiner, wurde wieder verleht und verfiel. Die Burg setzt sich aus mehreren Teilen zusammen: Einen Wohnbau im Nordosten mit Kapellener-

ker und ein Wohnturm im Nordwesten sind die ältesten erhaltenen Bauten. Sie stammen aus dem frühen 13. Jahrhundert. Eine vermutete Vorburg im Südwesten und ein Turm im Südosten schließen sich an. Besonders bemerkenswert sind bei dieser kleinen und kompakten Kernanlage der Kapellenerker sowie das gekuppelte Rundbogenfenster an der Südseite des Wohnbaus.

Anschließend führen wir zurück nach Jena und besichtigten die so genannten **Hausbergburgen**. Dominik Baiker führte aus, daß hier ehemals vier Burgen auf engstem Raum nebeneinander standen. Es handelt sich um Kirchberg, Windberg, Greifberg und eine namenlose Burg östlich von Jena auf der Berghöhe über der Saale.

Kirchberg wurde 937 erstmals urkundlich erwähnt. Aus Grenzfeste gegen die Slawen errichtet, handelte es sich bald um eine wichtige kaiserliche Pfalz. Zu Beginn 12. Jahrhunderts entstand eine zweite Burg wie ein Riegel vor Kirchberg. Kirchberg stand anfänglich unter Verwaltung der Markgrafen von Meißen, später im 13. Jahrhundert unter der der Burggrafen von Kirchberg. Sie werden erstmals 1149 genannt und sollen auf dem Hausberg neben der Burg Windberg auch die Burg Greifenberg besessen haben. **Windberg** wurde erst im 12. Jahrhundert erbaut. Sie war im Besitz der Burggrafen von Kirchberg. 1304 belagerte und erstürmte die Stadt Erfurt die Burg im Bündnis mit anderen Städten sowie Adligen. Windberg und Kirchberg wurden zerstört.

Windberg konnte jedoch bald wieder aufgebaut werden. 1331 fiel sie an die Grafen von Schwarzburg, 1425 an die Wettiner. Burg **Greifberg** wurde 1345 erobert und war seither wettinisch. Entweder ist die Burg später zerstört worden oder sie verfiel aufgrund Bedeutungs- und Funktionsverlust. Zeitweilig kam es zu einem Machtgleichgewicht zwischen dem Kaiser und den Wettinern auf dem Hausberg: Die Markgrafen hatten Kirchberg und Greifenberg inne, die Burggrafen Windberg und den unbenannten Königshof.

Heute steht neben einigen Wallresten nur mehr der sogenannte Fuchsturm als Rest der Burg Kirchberg. Der 30 m hohe runde Turm gewährt einen guten Überblick auf das Saale-tal.

Nach einiger Mühe konnten wir gegen 12.00 Uhr im Gelände den Standort des Burghügels **Jenalöbniz** auffinden. Corinna Bröck stellte uns die Anlage vor. Insgesamt 6 Siedlungen, drei unter dem Burghügel, drei darüber, sind durch Grabungen nachgewiesen worden. Sie wurden immer wieder zerstört. Die erste Siedlung stammt aus dem 9./10. Jahrhundert, die vierte Siedlung auf dem Burghügel aus der Zeit des 13. Jahrhunderts. Bewohner dieser kaum als Burg zu bezeichnenden Anlage waren wohl Standespersonen der niedrigsten Stufe der Feudalgesellschaft – 1220 wird ein Bruno de Lobeniz genannt. Die Siedlung/Burg war nur schwach befestigt. Siedlung 5 aus dem 14. Jahrhundert konnte aufgrund der Einebnung des Schutts von Sied-

Dornburg, sog. Altes Schloß.
13.-16. Jahrhundert. Ansicht vom Saaletal aus. In der Mitte der Renaissance-Saalbau, rechts der ursprünglich freistehende Bergfried des 13. Jahrhunderts.



lung 4 auf einer größerer Fläche errichtet werden, ebenso Siedlung 6 aus dem 14./15. Jahrhundert. Die Befestigungen waren bei beiden nur mehr sekundär.

Gegen 14.00 Uhr erreichten wir **Dornburg**, wo uns Rainer Zuch durch das sogenannte alte Schloß führte. Die heutige Anlage hat ihr Aussehen größtenteils in der Renaissance erhalten, sie geht aber auf eine alte Burg zurück, die an Stelle einer Pfalz, die 971 abbrannte, errichtet worden ist. Sie diente ursprünglich als Grenzfeste gegen die Slawen. Unter den sächsischen Kaisern zur Pfalz ausgebaut, wurden auf Dornburg im 10. und 11. Jahrhundert Reichstage abgehalten. 1081 ging die Burg aus kaiserlichem Besitz an oft wechselnde Fürsten und Adlige über, seit 1486 befand sie sich im Besitz der Wettiner. Unter diesen erfolgte ein umfassender Umbau. Das Schloß stellt sich heute als eine unregelmäßige Dreiflügelanlage dar. Mit dem Bergfried mit Kapelle und dem Wohnturm haben sich Teile des Vorgängerbaus aus dem 13. Jahrhundert erhalten. Beide sind heute in einen Gebäudeflügel an der Nordostseite integriert. Der achteckige Berg-



Rudelsburg. Etwa 12. Jahrhundert. Blick auf die Kernburg. Im Vordergrund links einer der beiden Bergfriede der Saaleck.

fried stand ursprünglich frei, ebenso der annähernd quadratische Wohnturm. Im zweiten Geschoß des Bergfrieds befand sich eine Kapelle, deren spitzbogiges Eingangsportal mit umlaufendem Schriftband sich erhalten hat. Im Süden schließt sich nach einer Küche der sogenannte Rittersaal an, ein Bau des 16. Jahrhunderts. Die reichgekehlete hölzerne Saaldecke wird von Renaissancesäulen mit Sattelhölzern getragen. Küchenbau und Saalbau haben gleichsam als Gelenk einen Wendelstein erhalten. Im Westen schließt sich der Westflügel an. Hinzu kommen Wirtschaftsbauten und Reste einer Fronveste.

Nach einer kurzen Mittagspause kamen wir um 15.30 Uhr nach **Camburg**. Da der Referent es unterlassen hatte, sich vorzubereiten, wurde er dazu veranlaßt, die wichtigsten Angaben aus der von den Exkursionsleitern mitgeführten Grundlagenliteratur vorzulesen. Die Burg wurde wohl im 11. Jahrhundert zum Schutz einer Saalefurt errichtet. 1166 wird sie erstmals urkundlich genannt. Im sächsischen Bruderkrieg 1451 erfolgte ihre Zerstörung. Sie setzte sich aus einer oberen und einer unteren Burg zusammen. Die obere Burg wurde durch einen Abschnittswall gesichert. Es haben sich keine sichtbaren Baureste erhalten. In der Unterburg steht noch der mittelalterliche Bergfried mit Bauten aus dem 30er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Weiter ging es zur **Rudelsburg**. Julia Kresal stellte uns diese Anlage vor. Die Burg stammt wohl aus dem 12. Jahrhundert, wurde aber mehrfach in ihrer Geschichte zerstört. Die ehemalige Doppelburg war bei weitem größer als heute und diente als Grenz- und Straßensperre. Von der Vorburg haben sich lediglich Reste der Ringmauer erhalten. Vor dem Tor zur Burg finden sich Reste eines Turms. Die relativ gut erhaltene Kernburg ist annähernd rechteckig. Sie wird mit einem tiefen Halsgraben von der Vorburg getrennt. Nach Osten zum Hang hin schützt eine starke Schildmauer mit Wehrgang. Neben dem Tor steht in der Südostecke der älteste quadratische Bergfried im Saaletal. Dem Tor gegenüber ist der ‚Palas‘ gelegen. Hinzu kommen weitere Wohnbauten. In den unteren Geschossen noch romanisch, finden sich in den oberen auch gotische Formen.

Anschließend besuchten wir die nahe gelegene Burg **Saaleck**, wo uns Mareike Hoff mit der Geschichte dieses auf das 12. Jahrhundert

zurückgehenden Bauwerks vertraut machte. Die Ortschaft wird erstmals 1140 genannt. Sie war im Besitz der Wettiner, wurde aber von den Vögten von Saaleck bewohnt, die 1213 ausstarben. 1220-1344 lag die Lehnshoheit beim Stift Naumburg. Saaleck wurde an eine Nebenlinie der Schenken von Vargula verliehen, den Schenken von Saaleck. 1344-1659 war Saaleck Domäne des Stiftes Naumburg und fiel mit der Säkularisierung an die Wettiner. Die Gründung einer größeren Stadt Saaleck scheiterte durch die Verlegung der Handelsstraße nach Naumburg. Saaleck zeichnet sich durch eine schmale, aber lange Ausdehnung mit zwei Bergfrieden an den Enden aus, die durch eine Schildmauer verbunden sind. Weitere Bauten sind nicht erhalten, waren aber nachweislich vorhanden. Von den Vorburgen haben sich nur Wälle und Gräben erhalten.

Gegen 18.30 Uhr gelangten wir zur **Altenburg** bei Naumburg. Es handelt sich vermutlich um eine Anlage der Ekkehardinger aus der Zeit um 1000, der später die ‚Naumburg‘ folgte. Sie lag direkt am Übergang der Via regia über die Saale und interessierte uns vor allem in Zusammenhang mit jenen Bauten dieses Geschlechtes, die wir am folgenden Tag besuchen wollten. Die Altenburg diente vermutlich als Brückenkopf für die Burg Kleinjena, auf der anderen Seite der Saale. Im Gegensatz zum Vortage wurde der Abend mit einem gemeinsamen Abendessen beschlossen.

Am Sonntag suchten wir um 9.00 Uhr die Altstadt von **Naumburg** auf, wo uns Heiko Laß die **Stadtbesichtigung** – vor allem das **Marientor** aus dem 15. Jahrhundert – vorstellte und eine Einführung in die Geschichte der Stadt gab. Nachdem das alte Marientor abgerissen worden war, wurde 1455/56 das heute noch erhaltene von Valentin Weise errichtet. 1511 erfolgten umfassende Reparaturen am Tor. 1531 wurde die Brücke über den Graben durch eine steinerne ersetzt. Anlaß für die Modernisierung der Stadtbesichtigung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dürften die Erfahrungen des sächsischen Bruderkrieges gewesen sein. Das Tor besteht aus zwei Torhäusern und einem gebogenen sogenannten Fanghof dazwischen. Das stadtseitige Tor verfügt zum Schutz zusätzlich über einen Turm neben der Durchfahrt. Gegenüber ist das Treppenhaus. Der Wehgang wird von Konsolen an der Hofseite getragen. Die Pforte neben dem



Neuenburg. Wohnturm „Dicker Wilhelm“ in der zweiten Vorburg.

Tor führte in den Zwinger. Erst vor der äußeren Mauer befand sich ein Graben.

Anschließend suchten wir den ehemaligen Standort der **Naumburg** auf. Die verschwundene Burg wurde 1010 durch die Ekkehardinger gegründet. Sie hatte vermutlich auch die Aufgabe, das Gebiet östlich der Saale zu erschließen. Zudem trafen sich hier bedeutende Heer- und Handelsstraßen, die gesichert werden mußten. Nach deren Aussterben gelangte sie an den Bischof von Zeitz (Naumburg). Die Burg bestand noch um 1650. Der Platz gewährt einen guten Blick in das Saaletal sowie jenes der Unstrut, die bei Naumburg in die Saale mündet. Wir besuchten anschließend die Vorgängeranlage in **Kleinjena**, wo uns Kai Dräger die Geschichte und Funde dieser ehemaligen Burg der Ekkehardinger, von der nur einige Wälle übriggeblieben sind, erläuterte. Hier lag der Stammsitz der Ekkehardinger. In der Wallburg (urbs) befand sich ein Georgen-Kloster, in dem Ekkehard I. bestattet wurde. Das Kloster wurde später nach Naumburg übertragen. 1033 siedelte auch die Kaufmann-

schaft nach Naumburg über. Somit ist die Anlage als Vorläufer der Naumburg anzusprechen. Wir haben es hier mit einem markanten Beispiel einer Burgverlagerung zu tun. Anschließend besuchten wir den Burgstall von **Großjena**, der Kleinjena direkt gegenüber liegt. Großjena war im 10. Jahrhundert, bis zum Tode von Ekkehard I. 1002 Stammsitz der Ekkehardinger. Dann wurde er auf die östliche Saalseite, nach Naumburg, verlegt. Großjena gehört somit wie auch die Altenburg in den Rahmen der Burgverlagerungen um Naumburg unter den Ekkehardingern.

Um 12.00 Uhr erreichten wir die **Neuenburg** über **Freyburg**. Michael Lingert stellte uns diese auf die Ludowinger zurückgehende großräumige und mehrgliedrige Anlage vor. Es handelt sich im Ursprung um eine der wichtigsten und bedeutendsten Anlagen der Ludowinger. Sie errichteten die Neuenburg zwischen ca. 1090 und 1112 als Stützpunkt der Landgrafschaft im Osten. Nach dem Aussterben der Ludowinger fiel sie an die Wettiner. Die Neuenburg liegt auf einem Sporn oberhalb der Stadt Freyburg – einer ludowingischen Stadtgründung – an der Unstrut. Die Burg entwickelte sich in drei Bauphasen von der Kern- bzw. Hauptburg über eine Vorburg bis zu einem zweiten Wohnturm in einer weiteren Vorburg. Von besonderer Bedeutung sind neben diesem Wohnturm – die anderen beiden Türme haben sich nicht erhalten – die romanische Doppelkapelle. Auch der stark veränderte Palaskomplex zeigt noch bedeutende Reste mittelalterlicher Bausubstanz wie Fragmente

einer Warmluftheizung oder einen Aborterker.

Nach dem Mittagessen erreichten wir gegen 15.00 Uhr die **Eckartsburg**. Gerd Strickhausen führte uns durch die Burg und machte uns mit ihrer Geschichte vertraut. Sie soll angeblich 998 von Markgraf Eckart I. gegründet worden sein und wird im 11. Jahrhundert mehrfach als Reichsburg genannt. 1112 gelangte sie als Reichslehen an Wiprecht d. J. von Grotzsch, 1122 an die Ludowinger, die 1131 zu den Landgrafen von Thüringen erhoben wurden. Kurz vor 1170 erfolgte dann durch Landgraf Ludwig II. die Verlegung von der tiefergelegenen Altenburg an die heutige Stelle. Ludwig II. ließ u. a. auch den Palas der Wartburg sowie die Burgen Creuzburg und Weißensee errichten. Mit dem Aussterben der Ludowinger 1247 fiel die Eckartsburg an die Wettiner. Nach einer Zerstörung im anschließenden Erbfolgekrieg folgte der Wiederaufbau. Im 16. Jahrhundert noch bestückt, verfiel die Burg im 17. Jahrhundert zusehends. Die große viereckige Anlage beherrscht den Übergang der alten Via regia von Frankfurt nach Leipzig über die Finne. Die Burg gliedert sich in drei Bereiche. Die ehemalige sehr große Vorburg mit einem großen runden Bergfried ist heute gänzlich wüst und durch einem Halsgraben von der übrigen Burg getrennt. Diese setzt sich aus zwei Bereichen zusammen, die von einer Mauer getrennt sind. Durch ein Tor betritt man die heutige Vorburg mit einem Bergfried. Durch einen Torturm wird die Hauptburg mit Wohnturm und Palas betreten. Einbauten der letzten Jahre haben die touristi-



Die Teilnehmer der Exkursion vor dem Burggraben der Wasserburg Kapellendorf. (alle Fotos: R. Zuch)

sche Nutzbarkeit verbessert, stören den Eindruck aber erheblich. Der später zum Bergfried umgebaute Wohnturm der Zeit um 1170 zeigt noch Reste eines Kamins im Innern.

Um 17.00 Uhr erreichten wir die Wasserburg **Kapellendorf**, wo uns Simone Stiefbold diese Burg, die auf das 9. Jahrhundert zurückgeht, vorstellte. Trotz einer Bautätigkeit bis in das 19. Jahrhundert ist die Anlage heute eine Teilruine. Auch Kapellendorf wurde ehemals zum Schutz der Reichsgrenze gegen Osten errichtet. Die Burg lag am Schnittpunkt zweier bedeutender Handelsstraßen (Frankfurt–Leipzig und Leipzig–Nürnberg). Die ältesten noch erhaltenen Teile stammen wohl aus dem 13. Jahrhundert. Damals gehörte die Burg den Grafen von Kirchberg. 1348 gelangte sie an die Stadt Erfurt, die sie bis in das 16. Jahrhundert halten und modernisieren konnte. Danach fiel auch Kapellendorf an die Wettiner. Die annähernd runde Wasserburg mit Bergfried setzt sich aus einer inneren und einer äußeren Anlage, jeweils mit Ringmauer, zusammen. Fast alle Gebäude stehen an der äußeren Ringmauer. Das meiste geht auf die Erfurter Zeit zurück. Von der alten Holzburg des 8. und 9. Jahrhunderts ist nichts erhalten. Auf die Zeit der Grafen von Kirchberg geht die innere Ringmauer zurück. Annähernd in der Mitte erhob sich ein runder Turm. An der Ostseite haben sich einige Wohn- und Wirtschaftsbauten erhalten. Unter der Stadt Erfurt wurde die Grundfläche um ein Vielfaches vergrößert und die äußere Ringmauer angelegt. Fünf Türme – fast alles Schalentürme – schützten die Burg. Der Eingang befand sich ursprünglich in der Südmauer und nicht beim heutigen Torturm. Die Bauten der äußeren Ringmauer wurden immer wieder umgebaut.

Um 19.00 Uhr brachen wir in Thüringen auf, um gegen 21.00 Uhr wieder in Marburg anzukommen.

Die Exkursion zeichnete sich durch ein breites Spektrum an Bauten von Herren unterschiedlichen Ranges und verschiedener Zeiten aus. Reichsburgen wie die Dornburg oder der Hausberg bei Jena waren ebenso vertreten wie Anlagen unbedeutender Herren wie in Jena-Löbnitz und städtische Burgen wie Kapellendorf sowie wiederum auf dem Hausberg bei Jena. Die besuchten Objekte gingen teilweise auf das 9. Jahrhundert zurück. Manchen Anlagen war nur eine kurze Lebenszeit beschieden, andere erhielten ihr heutiges Aussehen in der

frühen Neuzeit oder gar erst im 19. Jahrhundert. Neben kleinen und kompakten Anlagen waren auch große und weiträumige wie die Neuenburg vertreten. Wir haben eine ausgesprochen spannende und vielfältige Burgenlandschaft entdecken dürfen. Als ausgesprochen fruchtbar erwies sich dabei einmal wieder die Zusammenarbeit von Archäologen und Kunsthistorikern.

Heiko Laß

Burgen auf dem Schurwald 29. September 2001

Nachdem die Marburger burgenkundlichen Spaziergänge in den letzten beiden Jahren recht erfolgreich verliefen, hat der MBA unter Leitung des 2. Vorsitzenden Christian Ottersbach mit einer ähnlichen Veranstaltungsreihe in Esslingen im Herbst 2001 begonnen. Hierbei arbeitet der MBA eng mit der Volkshochschule Esslingen zusammen, wo der Vorschlag zu einer mehrsemestrigen Veranstaltung unter dem Obertitel „Burgenlandschaft Landkreis Esslingen“ vom Leiter Bernard Tewes dankend und mit großem Interesse aufgenommen wurde.

Der Landkreis Esslingen weist eine große Dichte von Burgen, Burgruinen und Burgställen auf, so daß sich eine solche Veranstaltung anbietet. Gerade am Albtrauf finden sich bis heute die Überreste zahlreicher Burgen. Darüber hinaus gab es kaum ein Dorf ohne befestigten Herrensitz, von denen die überwiegende Mehrheit allerdings fast spurlos abgegangen ist. Auch auf dem Schurwald, nördlich von Esslingen, lagen verschiedene Burgen, die heute jedoch kaum mehr bekannt sind. Deshalb führte die erste Exkursion zum Thema „Burgenlandschaft Landkreis Esslingen“ im 2. Semester 2001 in die unmittelbare Umgebung der alten Reichsstadt zu den vergessenen Burgen des Schurwaldes, nämlich dem Burgstall Holderstein unterhalb von Hohengehren und der „Burgruine“ im Wald unterhalb von Schanbach. Beide Burgen erhoben sich in Spornlage über tief eingeschnittenen Klingen mit Bächen.

Die Exkursion führte die fünfzehn Teilnehmer, darunter mit Herrn Krauß auch ein besonders



Die Yburg bei Stetten im Remtal. Turmartiger Wohnbau des 14. Jahrhunderts. (Foto: Ch. Ottersbach)

rühriges Mitglied der Landesgruppe Baden-Württemberg der DBV, zuerst nach Hohengehren, wo man sich bei strahlendem Sonnenschein an der alten, evangelischen Pfarrkirche traf. Da sie geöffnet war, wurde sie gleich ins Besichtigungsprogramm einbezogen. Anschließend führte eine kleine Wanderung die Burgenforscher über Felder und Wiesen und durch den Wald in einen tiefen Taleinschnitt zum höchst malerisch gelegenen **Holderstein**, einem rötlichen Stubensandsteinfelsen, über den sich ein Wasserfall ergießt. Von der einstigen Burg sind nur sehr wenige Spuren überkommen, und auch die schriftlichen Quellen fließen nur spärlich. Die Burg war im Besitz der Grafen von Württemberg und sicherte wohl eine Querverbindung zwischen der Stammburg Wirtemberg (heute Stuttgart-Rotenberg) und dem württembergischen Schorndorf. Bei der Anlage handelte es sich vermutlich um einen kleinen Wohnturm oder ein Steinhaus. 1278 urkundete Graf Ulrich von Württemberg „aput Hohengern“. Möglicherweise bezieht sich diese Nennung auf die Burg Holderstein, da „aput“ in der Hauptbedeutung mit „bei“ zu übersetzen ist, allerdings auch „in“ bedeuten kann. Wahrscheinlich haben die Grafen von Württemberg die Burg nach 1268 errichtet, als Hohengehren aus staufischem Hausbesitz an die Württemberger fiel. Der Zeitpunkt der Aufgabe und des Abganges der Burg sind unbekannt. 1535 sollen noch Mauerreste gestanden haben, und 1557 wird die Wiese oberhalb des Holdersteins als „Maurenwies“ genannt. Der Name Holderstein für den Platz ist jüngerer Datums.

Erkennbare Reste sind am Felsen selbst in Form von Abarbeitungen, die wohl als Auflager für Stein- oder Balkensetzungen dienten, zu erkennen. Oberhalb davon zieht sich eine verstürzte, als niedriger Erdwall erkennbare Mauer entlang dem Hang zum Bach hin. Die Burg erhob sich wohl auf der schmalen Bergzunge direkt über dem Wasserfall. Hinter ihr steigt das Gelände weiter an. Eigentlich wäre hier ein Graben zu erwarten, aber seltsamerweise ist ein solcher nicht einmal in Ansätzen zu erkennen.

Ganz anders ist dies bei der **Burgruine Schanbach**, die sich in ähnlicher Lage zwischen zwei Klängen erhob. Hier schirmt ein noch immer recht eindrucksvoller breiter und tiefer Graben die Überreste der Burg zum Hang ab. Die Burg war seit spätestens 1262 Sitz des niederadeligen Geschlechtes der Herren von Schanbach und wurde wohl im 13. Jahrhundert erbaut. Die Herren von Schanbach hatten die Burg bis 1368 in ihrem Besitz. Sie waren bis 1317 Gefolgsleute der zähringischen Herzöge von Teck, dann der Grafen von Aichelberg. Nach 1368 war die Burg der Herren von Schanbach im Besitz der Truchsess von Stetten, die wiederum Gefolgsleute der Grafen von Württemberg waren. Für die Truchsess waren die mit der Burg verbundenen Herrschaftsrechte wohl interessanter als diese selbst. Schon 1442 war der Bau in Verfall begriffen.

Von der Anlage sind unter Schutthügeln noch beträchtliche Reste erhalten, deren Freilegung und Sicherung sicher lohnen würde. Eine gezielte Grabung zur Erfassung und Er-

forschung des Bestandes fand aber bisher noch nicht statt, sieht man von Schatzgräbern und spielenden Kindern ab. Insofern ist die Anlage in hohem Maße gefährdet, da immer wieder Steine aus dem unter Baumwurzeln und Erde zu Tage tretenden Mauerwerk herausgebroschen werden.

Deutlich ablesbar ist eine nahezu quadratische Kernburg, die von einem Zwinger umgeben war. Über die Innenbebauung lassen sich keine Angaben machen. Hierüber können nur Grabungen Aufschlüsse erbringen.

Drittes Ziel der nachmittäglichen Exkursion war Stetten im Remstal mit der Ruine der **Yburg**. Die 1971 restaurierte und gesicherte Yburg liegt oberhalb des Ortes inmitten der Weinberge. Sie war der Sitz des niederadeligen Geschlechts derer von Yberg, das die Burg in der heutigen Form kurz nach 1300 errichtet hat. Kern der Anlage war ein dreigeschossiger, turmartiger Steinbau, der vielleicht noch einen Fachwerkaufbau trug. Alle Bauformen der Ruine weisen in das 14. Jahrhundert. Der oberste Stock wurde um 1500 aufgeführt, womit das Gebäude eine Höhe von 13 Metern bis zum Dachansatz erreichte. Darüber saß ein nochmals etwa 9 Meter hoher Dachstock mit Krüppelwalm.

Die Burg blieb bis 1443 im Besitz der Herren von Yberg, die die Yburg an die Grafen von Württemberg verkauften. Graf Eberhard im Bart (seit 1495 Herzog), gab die Burg 1490 an die Truchsess von Stetten zu Lehen. 1507 fiel sie an die württembergischen Erbmarschälle Freiherrn Thumb von Neuburg. 1598 gilt die Burg als baufällig, wird aber um 1659 nochmals von dem kaiserlichen Quartiermeister Jacob Bonn, einem Schwiegersohn des letzten Thumb von Neuburg, erneuert. Herzog Karl Eugen ließ die Yburg wegen Baufälligkeit 1760 abbrechen. Alle Nebengebäude und Ringmauern sind spurlos verschwunden. Erhalten blieb bis heute nur der mächtige Klotz des Turmes.

Offiziell endete die Exkursion auf der Yburg, aber alle Teilnehmer waren sich einig, daß man noch die Pfarrkirche und das **Schloß Stetten** besichtigen wolle. Spontan fragte der Exkursionsleiter an der Pforte des Schlosses, heute Heil- und Pflegeanstalt, nach dem Schlüssel für Kapelle und Sommersaal, der umstandslos ausgehändigt und so eine Besichtigung der beiden barocken Räumlichkeiten ermöglicht wurde

Schloß Stetten ging aus einer Wasserburg der Herren von Stetten hervor, die als Truchsess in württembergischen Dienst standen (Truchsess von Stetten). Die im 14. Jahrhundert am Ortsrand angelegte Burg wurde vom 16. bis 18. Jahrhundert mehrmals ausgebaut. Seit 1677 diente das Schloß Stetten als württembergischer Witwensitz und wurde zu diesem Zweck von Matthias Weiß um- und ausgebaut. So entstand die geräumige Kapelle mit einer wunderbaren protestantischen Frühbarockausstattung von 1671 bzw. 1681. Die Emporenbrüstungen und die Deckenfelder schmücken emblematische und heilsgeschichtliche Bilder in Grisaillemalerei.

Den Höhepunkt der Besichtigung stellte aber sicher der Sommersaal im sogenannten Liebensteinschen Bau dar, der 1692 durch Andreas Schmuzer aus Wessobrunn mit Stuck ausgestattet wurde, der die Rahmung für einen Freskenzyklus mit Themen aus der griechisch-römischen Götterwelt abgibt.

Nach eingehender Besichtigung des Saales endete die Exkursion, an der auch die Lokalpresse teilgenommen hatte, um wenige Tage später einen Bericht in der Esslinger Zeitung abzudrucken.

Die Exkursionsreihe wurde im Juni 2002 mit einer Fahrt zu den Burgen und Schlössern der Zähringer und Württemberger um Kirchheim unter Teck fortgesetzt.

Christian Ottersbach

Literatur

- Manfred Langhans: Der Schurwald. Land und Leute einst und jetzt. Stuttgart 1980, S. 62 f., S. 241 f., S. 255, S. 301 f.
- Klaus Merten: Schlösser in Baden-Württemberg. Residenzen und Landsitze in Schwaben, Franken und am Oberrhein. München 1987, S. 40 f.
- Hartwig Zürn: Die vor- und frühgeschichtlichen Geländedenkmale und die mittelalterlichen Burgstellen des Stadtkreises Stuttgart und der Kreise Böblingen, Eßlingen und Nürtingen. (Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart. Reihe A, Vor- und Frühgeschichte, Heft 1). Stuttgart 1956, S. 26 u. S. 27.

Marksburg, Braubach 24. Februar 2002

Auf Einladung des Geschäftsführers der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Herrn Gerhard A. Wagner, hatten wir die Möglichkeit eines exklusiven Besuchs der Marksburg. Herrn Wagner sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Es war uns möglich, auch jene Bereiche dieser einzigen unzerstörten Höhenburg am Rhein zu besichtigen, die der Öffentlichkeit im allgemeinen nicht zugänglich sind. Im Vordergrund standen Fragen der Erhaltung und Präsentation des Bauwerks und seiner Sammlungen. Wir haben einen sehr intensiven Nachmittag auf der Burg verbracht.

Heiko Laß

Battenberg, Kellerburg 24. März 2002

Die leider nicht sehr zahlreich erschienenen Besucher fanden sich um 15.00 Uhr an der Friedhofskapelle ein. Herr Engelbach aus Battenberg führte uns auf die Burg hinauf und erläuterte anschaulich Geschichte und Baugeschichte. Wir hatten die Möglichkeit, den frisch restaurierten runden Bergfried der kurz vor 1228 gegründeten Burg zu besteigen. Anschließend führte Herr Engelbach uns in das überzeugend aufgebaute, sehr empfehlenswerte Stadtmuseum. Ihm sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Gerd Strickhausen

BURGEN IM TAUNUS

Auf drei Exkursionen suchte der MBA im Jahr 2002 den Taunus zu erkunden.

I. Burgen im Wispertal 10. März 2002

Die erste Taunus-Exkursion führte in das am westlichen Ende des Taunus gelegene Tal der Wisper, die bei Lorch in das Mittelrheintal mündet. Das etwas abgelegene, landschaftlich sehr reizvolle Wispertal hat mit den Burgen

Rheinberg, Kammerburg, Lauksburg, Geroldstein und Haneck, den Belagerungsburgen Aachener Schanze und Blideneck sowie den Burgen Waldeck und Sauerburg im Tal der Sauer, einem Seitental der Wisper, u. a. einige sehr stimmungsvolle Ruinen, auf jeden Fall aber höchst interessante Burgen vornehmlich des Spätmittelalters, von denen fünf auf dem Exkursionsprogramm standen.

Burg Haneck

Die Exkursions-Teilnehmer trafen sich bei herrlichem Frühlingswetter um 10.15 Uhr am Aufgang zur Burg, wo sie von Herrn Hans-Jürgen Hessel und dem Eigentümer der Burg Haneck, Herrn Prof. Dr. Pollmann empfangen wurden.

Prof. Pollmann führte um und durch die Burg, wobei er nicht nur ausführlich und anschaulich ihre Geschichte und Baugeschichte erläuterte, sondern vor allem auch die heutige Nutzung, den Wiederaufbau eines Wohnbaus sowie denkmalpflegerische Probleme ansprach.

1387 erlaubte der Mainzer Erzbischof Adolf von Nassau dem Ritter Philipp von Geroldstein auf dem erzbischöflichen Hanenberg über seiner Stammburg Geroldstein eine Burg zu bauen, die 1390 fertig war und seit 1405 in den Quellen erscheint. Burg Haneck ist eine der spätesten Burggründungen überhaupt und war als repräsentative Höhenburg fast schon ein Anachronismus. Anfang des 16. Jahrhunderts wohnten die Herren von Geroldstein auch schon nicht mehr auf ihrer unbequem gelegenen Burg Haneck, sondern wieder auf ihrer Stammburg im Tal. Bei ihrem Aussterben war die Burg Haneck unbewohnt und wird schon 1601 als *gantz und gahr verfallen* bezeichnet.

Von der Kernburg sind im Wesentlichen noch erhalten: die ehemals mit zwei polygonalen Türmen besetzte gewinkelte Schildmauer und dahinter die Reste der ehemaligen Burgbauten, von denen der Wohnbau mit gerundeten Bauformen in den letzten Jahren wieder aufgebaut wurde. Unterhalb der Kernburg erstrecken sich z. T. nur noch fragmentarisch erhaltene Mauerreste, die die Größe der Gesamtanlage anzeigen. Wieder von der Burg abgestiegen, verabschiedete uns Prof. Pollmann.

Geroldstein

Auf der unterhalb der Burg Haneck auf niedrigem Sporn im Wispertal gelegenen Stamm-

Die Teilnehmer der Exkursion vor einem der polygonalen Türme der Burg Haneck.
(Foto: Ch. Ottersbach)



burg der Geroldsteiner führte Herr Hessel.

Die erstmals 1215 genannte Burg Geroldstein war die Stammburg des gleichnamigen Adelsgeschlechts, das 1571 ausstarb, was zur Aufgabe der Burg führte. Erhalten sind nur noch wenigen Mauerreste, u. a. die eines Turmes.

Lauksburg

Auf der einige Kilometer wisperabwärts über der namensgebenden Laukenmühle gelegenen Lauksburg übernahm erneut Herr Hessel in fachkundiger Weise die Führung und die Darstellung der Geschichte und Baugeschichte der Burg.

Die im Besitz der Erzbischöfe von Mainz befindliche *luken mule* wird erstmals 1377, die Burg – das *hus Laukenmühle* – erstmals 1390 genannt. Die Burg diente dem Schutz der Mühle, verlor im frühen 16. Jahrhundert an Bedeutung, und für 1585 ist überliefert, daß *das hus gar verfeldt*. Die Burg besteht im wesentlichen noch aus einem dreigeschossigen rechteckigen Wohnturm aus Bruchsteinmauerwerk, dessen schildmauerartig verstärkte und erhöhte Wand zur Angriffseite gerundete Ecken aufweist. Die Burg war mit doppeltem Halsgraben geschützt.

Die Lauksburg befindet sich seit vier Jahren im Besitz eines privaten Eigentümers, der sich zur Zeit zusammen mit Herrn Hessel und weiteren Mitgliedern des „Archivs für historische Wehranlagen e. V.“ bemüht, die akut vom Einsturz bedrohte Burg zu retten. Inzwischen wird dieses Vorhaben auch von Mitglie-

dern des MBA, Frau N. Bode und dem Verfasser, mit Rat und Tat unterstützt. Frau Dr. Friedrich (MBA) hat eine Fotodokumentation des Turmes erstellt.

Nach der Besichtigung der Lauksburg wurde in der unterhalb gelegenen Gaststätte Laukenmühle das Mittagessen eingenommen und anschließend eine Vollversammlung des Marburger Burgenarbeitskreises e. V. durchgeführt.

Burg Rheinberg

Vom Parkplatz im Tal führte ein gut 20-minütiger Aufstieg zu der auf einem hohen, steilen in das Wispertal ragenden Felssporn gelegenen Burg Rheinberg. Auf der Burg und der vorgelegten Belagerungsburg Blideneck führte nun schon ‚wie gewohnt‘ engagiert Herr Hessel.

Die vor 1165 errichtete Burg Rheinberg war eine der ältesten und wichtigsten Grenzburgen des mainzischen Rheingaus und Lehen der Rheingrafen. Erzbischof Werner belagerte und eroberte im Kampf gegen seine aufständischen Ministerialen, deren Führer Siegfried von Rheinberg war, die Burg und zerstörte sie. Für die Belagerung wurden die Aachener Schanze auf der anderen Talseite und die Belagerungsburg Blideneck direkt vor der Burg angelegt. 1301 eroberte König Albrecht die Burg und hielt sie gegen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. Vor 1304 zerstörte der Mainzer erneut Rheinberg. Durch Kauf und Verlehnung gelangte die Burg an die Grafen von Nassau und von Katzenelnbogen, die sie

anderen Adeligen übertrugen, und ging damit Mainz vollständig verloren. Burg Rheinberg verlor ihre einstige Bedeutung und war seit dem 14. Jahrhundert Ganerbenburg. Spätestens im 18. Jahrhundert verfiel die Burg.

Die stark ruinöse Burg Rheinberg ist durch einen mächtigen Halsgraben in Vorburg und Kernburg geteilt, die wiederum aus drei Höfen besteht. Am besten erhalten ist in der Kernburg der annähernd quadratische, über Eck gestellte dreigeschossige Wohnturm auf steiler Felskuppe (nach 1279?). Zwei halbrunde Rondelle und der vordere Hof mit gerundeten Mauerführungen sind mit Mauelscharten bestückt und dürften noch einem Ausbau der Burg zur Geschützverteidigung im 15. Jahrhundert angehören.

Blideneck

Von der lediglich von einem Geländeeinschnitt von der Vorburg von Burg Rheinberg getrennten Belagerungsburg (1279/80) sind nur noch Spuren im Gelände erhalten, die aber eine Vorstellung vom Abschnüren beim Belagern einer mittelalterlichen Burg geben.

Nach dem Abstieg von der Burg endete eine gelungene Exkursion um 17.30 Uhr an den Fahrzeugen.

Gerd Strickhausen

II. Burgen und Schlösser in Taunus und Rheingau 1.-2. Juni 2002

Diese Exkursion stellte in mehrfacher Hinsicht eine Fortsetzung dar. Zum einen wurde damit an die Mittelrhein-Exkursion vom Sommer 1997 angeknüpft, wo in Bingerbrück beim nächtlichen Blick auf den „Mäuseturm“ und die Burg Ehrenfels die Idee dazu entstanden war.¹ Zum anderen schloß sie sich an die Wispertal-Exkursion an, die im März 2002 stattgefunden hatte. Sowohl dort wie im Rheingau und im westlichen Taunus – zu dem ja auch das Wispertal gehört – waren es immer wieder dieselben Bauherren, die für das Entstehen der gesamten Burgenlandschaft bestimmend waren: Die Grafen von Katzenelnbogen auf der einen Seite und die Mainzer Erzbischöfe

Erzbischöfe als ihre beinahe ständigen Gegenspieler auf der anderen Seite.

Die Exkursionsteilnehmer trafen sich am Samstag, dem 1. Juni, auf der Burg in **Burgschwalbach**. Hoch oben auf der Plattform des Bergfriedes erläuterte uns Rainer Zuch die Geschichte der Burg. Von hier aus überblickt man nicht nur den Burgbering und die unterhalb gelegene Ortschaft, sondern auch weithin die umliegende Taunuslandschaft. Die von 1368 bis 1371 durch Graf Eberhard V. von Katzenelnbogen errichtete Anlage beeindruckt insbesondere durch ihre symmetrische und kompakte Grundrißform; der runde Bergfried ist dabei in die spitz zulaufende Mantelmauer integriert. Die Burg war die letzte der durch die Grafen von Katzenelnbogen erbauten Burgen. Sie wurde 1536 nassauisch und gehört heute zur Staatlichen Schlösserverwaltung Rheinland-Pfalz, die zu Beginn der 1980er Jahre die Dächer des Saalbaues rekonstruierte und hier eine Gaststätte einbaute.

Der nächste Programmpunkt war **Burg Hohlenfels**, erbaut 1353-1363 durch Daniel von Langenau, der die Burg 1363 von Johann I. von Nassau-Weilburg zum Lehen nahm. Ihre heutige Gestalt erhielt sie hauptsächlich im Jahr 1713, als an der Talseite ein neues großes



Burgschwalbach. Links der restaurierte Palasbau, rechts der in die Mantelmauer integrierte Bergfried.

¹ Siehe Marburger Correspondenzblatt zur Burgenforschung 1, 1997/98, S. 99-102.



Burg Hohenstein, Stammsitz der Katzenelnbogener. Mantelmauer mit turmartigem Vorbau und Haupttor als Zugang zur Vorburg.

Wohngebäude in einfachen barocken Formen errichtet wurde. 1960-1979 befand sie sich im Besitz der Nerother Wandervögel, die die Burg stark herunterkommen ließen. Ihr neuer Besitzer, der Werbegraphiker Hanns Heemann, mußte dann sehr schnell bemerken, daß Hohlenfels seinen Namen nicht zu unrecht trug, als bald darauf die Schildmauer und der östliche Zwingerturm einstürzten. Es wurde festgestellt, daß der Kalkstein des Burgfelsens stark brüchig und von großen Spalten und Hohlräumen durchsetzt war. Nachdem es Jahre gebraucht hatte, um eine ausreichende Finanzierung zustande zu bringen, konnte mit Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz ab 1993 endlich eine der umfangreichsten Felssicherungen ihrer Art in Deutschland durchgeführt werden. Der Felsen wird heute von mehreren mächtigen Stahlsträngen zusammengehalten.² Die Burg selbst konnte schon in den vorangegangenen Jahren teilweise saniert werden, vor allem mit der tatkräftigen Unterstützung des

, Vereins zur Erhaltung von Burg Hohlenfels'. Da aber für einige Teile leider immer noch Einsturzgefahr besteht, war nach Absprache mit Herrn Heemann nur eine Außenbesichtigung möglich.

Die anschließend aufgesuchte **Burg Katzenelnbogen** ist in ihrem heutigen sehr rudimentären Baubestand im Grunde eher enttäuschend. Da sie aber der Stammsitz des gleichnamigen Geschlechtes ist, wurde sie aus historischen Gründen trotzdem in das Exkursionsprogramm aufgenommen. Entstanden sein dürfte die Burg um 1100 als etwa kreisförmige Anlage mit zentralem Bergfried. Sie wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach Westen durch eine Vorburg erweitert. Nachdem ein Brand im Jahr 1540 die Burg und einen Großteil des Ortes vernichtet hatte, ließ der anschließende Wiederaufbau von der mittelalterlichen Bausubstanz offenbar nur wenig übrig.

Von Katzenelnbogen aus fuhren wir in das nahegelegene Schönborn, wo auf dem Hof Schauferts das einfache, aber sehr gute Mittagessen eingenommen wurde.

Mit der über dem Aartal thronenden **Burg Hohenstein** wurde am Nachmittag eine weitere katzenelnbogische Burg besichtigt. Die Anlage besteht aus einer Haupt- und einer tiefer gelegenen Vorburg, die beide eine mächtige Schildmauer besitzen. Als ein besonders charakteristisches Element fällt hier das seitliche Hochziehen der Mauer auf. Es findet sich etwa auch in Reichenberg oder auf der Marksburg wieder und kann so als ein katzenelnbogisches Baumotiv bezeichnet werden, gewissermaßen als ‚Erkennungszeichen‘. Über die Geschichte der Burg berichtete Lucia Eiselstein. Die Entstehung liegt im Unklaren; errichtet wurde die Anlage entweder um 1190 durch Dieter III. von Katzenelnbogen oder aber erst in der Zeit vor 1220 durch Dieter IV. und Heinrich IV. Die äußere Schildmauer entstand im 14. Jahrhundert. 1479 kam die Burg an Hessen; Landgraf Moritz ließ sie zu Beginn des 17. Jahrhunderts erneuern und wohnte hier häufig während seiner Schwalbacher Kuraufenthalte. Der damalige Zustand ist durch eine Bauaufnahme von Wilhelm Dilich recht genau überliefert. 1647 wurde die Burg weitgehend zerstört. Seit 1949 ist sie im Besitz des Landes Hessen. Neben umfangreichen Sanierungsarbeiten wurde 1968 eine Gaststätte mit Hotel eingerichtet.

² Ein ausführlicher Bericht zur Felssanierung findet sich in Monumente 9/10, 1993, S. 4-10.



Burg Hohenstein. Auf dem Wehrgang der Kernburg.

Von Hohenstein aus ging es weiter an den Rhein nach **Niederwalluf**, wo wir die 1931-33 ausgegrabenen Reste der frühmittelalterlichen Turmburg und die Ruine der Johanniskirche besichtigten. Hinweise zur Geschichte gab es hier von Christian Ottersbach.³ Wahrscheinlich ist ein Entstehen der Burg im frühen 10. Jahrhundert, möglicherweise als Schutz einer Furt durch die Walluf vor Normanneneinfällen. Erhalten ist heute noch der Stumpf des Turmes mit einer Eckquaderung und typisch salierzeitlichem Kleinquadermauerwerk. Von Ringmauer und Graben sind hingegen keine Reste mehr zu sehen.

Nach einer kurzen Pause am Rheinufer begaben wir uns nun schließlich nach Wiesbaden-Nordenstadt, wo wir im nicht übermäßig komfortablen, aber preisgünstigen Etap-Hotel unser Nachtquartier aufschlugen.

³ Vgl. dazu Michael Elbel: Die frühmittelalterliche Turmburg von Niederwalluf im Rheingau. In: Nassauische Annalen 96, 1985, S. 77-93; Horst Wolfgang Böhme: Burgen der Salierzeit in Hessen, in Rheinland-Pfalz und im Saarland. In: Ders. (Hg.): Burgen der Salierzeit, Bd. 2. Sigmaringen 1992, S. 7-80, hier S. 19-22.

Der zweite Tag der Exkursion, Sonntag der 2. Juni, begann in **Eltville**⁴ zunächst mit der Besichtigung der **kurmainzischen Burg**. Die Ursprünge liegen auch hier im Dunkeln, vielleicht geht die Anlage bereits auf das 10. Jahrhundert zurück. Der heutige Baubestand stammt jedoch wesentlich aus der Zeit nach 1329/30, als Balduin von Trier Verweser des Mainzer Erzstiftes war. So überrascht es nicht, an dem mächtigen Wohnturm ähnliche Bauformen wiederzufinden, wie an den Balduinischen Burgen an Rhein und Mosel. Fertiggestellt wurde die Burg erst um 1345/47, woraufhin sie in der Folgezeit als Hauptresidenz der Erzbischöfe diente. Nach einer Zerstörung 1635 wurde sie 1682 wiederaufgebaut. Der Wohnturm, in dessen Innerem sich mehrere Kamine sowie Wandmalereien aus der Bauzeit erhalten haben, stellt noch heute eines der beherrschenden Elemente in der rheinseitigen Ansicht der Stadt Eltville dar.

Anschließend stand die sogenannte Burg Craß auf dem Programm. Da dort ein Restaurant untergebracht ist, wo wir erst etwas später angemeldet waren, hatten wir nun noch Zeit, uns in der Stadt selbst umzusehen, was sich angesichts des recht geschlossen erhaltenen Baubestandes mit der Pfarrkirche St. Peter und Paul (zweite Hälfte 14. Jahrhundert, Turm 1419/34) und verschiedenen Adelshöfen zweifellos lohnte. Nicht zuletzt seien an dieser Stelle auch die prachtvoll blühenden Rosen am Rheinufer und im gärtnerisch gestalteten Burgraben erwähnt; außerdem der Blick zum gegenüberliegenden Rheinufer, wo das idyllisch gelegene Landhaus Siersdorff mit seinem großen Park zu sehen ist, errichtet 1904-1909 von Wilhelm Kreis.

Die **Burg Craß**, auch Freyhof genannt, ist ein kleines Burghaus, das im Kern auf das späte 11. Jahrhundert zurückgeht. Im 14. Jahrhundert wurde der ursprüngliche Bau erweitert und später mehrfach umgebaut, zuletzt um 1840 in neugotischen Formen. Diese Umbauten führten dazu, daß das wahre Alter des Bauwerkes völlig in Vergessenheit geriet und erst durch eine Bauuntersuchung 1995 wieder ans Licht kam. Der geplante Ausbau zu einem überdimensionierten Hotelkomplex konnte dadurch verhindert werden. Waltraud Fried-

⁴ Siehe dazu Wolfgang Einsingbach, Hans Kremer: Eltville im Rheingau. (Rheinische Kunststätten 129) 4. Aufl. Neuss 1989.

rich, die diese Arbeiten seinerzeit initiiert und durchgeführt hatte, berichtete sehr ausführlich darüber und führte anschließend auch durch das Gebäude, das glücklicherweise doch noch denkmalgerecht saniert werden konnte.

Der Weg führte uns weiter nach **Kiedrich**⁵ auf die ebenfalls kurmainzische **Burg Scharfenstein**, die man historisch gesehen quasi als den Vorläufer der späteren Burg Eltville ansehen muß. Die erste urkundliche Nennung der Burg findet sich 1215. Durch den Ausbau der Burg Eltville verlor sie an Bedeutung und verfiel später. Erhalten sind von der Anlage nur der runde Bergfried in seiner charakteristischen schlanken Form des 13. Jahrhunderts und einige wenige Reste der Ringmauer.

Auf eine anschließende Besichtigung der Pfarrkirche St. Dionys und Valentin (14./15. Jahrhundert), die einer der bedeutendsten spätgotischen Sakralbauten am Mittelrhein ist, wollten wir nicht verzichten. Hier beeindruckt



Schloß Vollrads. Wohnturm des 14./15. Jahrhunderts. Er steht inmitten der weitläufigen Anlage aus dem 17. und 20. Jahrhundert. (alle Fotos: R. Zuch)

vor allem die vollständig erhaltene Ausstattung.

Im benachbarten Kloster Eberbach wurde anschließend ein etwas verspätetes Mittagessen eingenommen. Einige Exkursionsteilnehmer zogen es vor, sich hier schon zu verabschieden, da sie Eberbach noch nicht kannten und lieber das Kloster besichtigen wollten, das zu den am besten erhaltenen Zisterzienserklöstern in Deutschland gehört. Da außerdem manche noch eine ziemlich weite Heimreise vor sich hatten und die Zeit doch schon etwas fortgeschritten war, entschlossen wir uns dazu, das Programm abzukürzen und in verkleinertem Kreis nur noch nach Vollrads zu fahren. Die eigentlich vorgesehenen weiteren Programmpunkte Hattenheim, Rüdesheim und Ehrenfels müssen hingegen wohl einer späteren Exkursion vorbehalten bleiben.

Schloß Vollrads, das ebenso wie Eberbach ein bekanntes Weingut beherbergt, liegt nahe bei Winkel inmitten von Weinbergen. Von der ehemaligen Burg ist heute nur mehr der von einem Wassergraben umgebene Wohnturm des 14./15. Jahrhunderts erhalten. Ihre Ursprünge hat die Anlage möglicherweise aber schon im 13. Jahrhundert. Seither war sie bis vor wenigen Jahren im Besitz der Familie von Greiffenclau, später Matuschka-Greiffenclau. Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Schlosses stammen hauptsächlich aus dem späten 17. Jahrhundert. Die beiden charakteristischen Ecktürme der Südfront gehen dagegen erst auf einen großangelegten Um- und Neubau der Jahre 1907-1909 zurück, bei dem der Südtrakt fast völlig neu entstand.⁶ Die sehenswerten, teils barocken, teils späthistoristischen Innenräume konnten wir wegen einer privaten Veranstaltung leider nicht besichtigen.

Anschließend fuhren wir nun nach Wiesbaden, wo sich auch die Wege der verbliebenen Exkursionsteilnehmer trennten und es mit dem Auto oder dem Zug nach Hause ging.

Die Exkursion führte uns in eine Kunstlandschaft von großer Geschlossenheit einerseits, aber auch großer Vielfalt andererseits. Ersteres ist der eingangs schon erwähnten Beschränkung auf wenige, immer gleiche Bauherren

rich im Rheingau. (Rheinische Kunststätten 152) 6. Aufl. Neuss 1989.

⁶ Ausführlich zu dem Umbau: Deutsche Bauzeitung 1909, S. 309-311, 313 f., 317, 321 f.

⁵ Siehe dazu Wolfgang Einsingbach, Josef Staab: Kied-

geschuldet; zweiteres hingegen der Tatsache, daß vor allem der Rheingau als Ort bedeutender Handelswege stets auch Einflüsse und Impulse von außen bekommen hat. Beides hat sich gleichermaßen auf die profane wie die sakrale Baukunst der Region ausgewirkt. So war es also sicherlich ganz gerechtfertigt, neben den Burgen auch mehrere wichtige Sakralbauten in die Exkursion einzubeziehen. Daß neben den rein bauhistorischen Betrachtungen auch die wundervolle Landschaft der Taunusberge und des Rheingaus nicht zu kurz kam, bedarf eigentlich kaum der besonderen Erwähnung, zumal uns auch das Wetter nicht im Stich ließ. Als einziger Wermutstropfen läßt sich anführen, daß die zwei Tage im Grunde viel zu kurz waren – mehrere hinreichende Gründe also für weitere Exkursionen in diese Region.

Überblicksliteratur

- Max Herchenröder: Der Rheingaukreis. (Die Kunstdenkmäler des Landes Hessen. Hg. von Hans Feldtkeller) München, Berlin 1965.
- Rudolf Knappe: Mittelalterliche Burgen in Hessen. Gudensberg-Gleichen 1994, 2. Aufl. 1995.
- Rainer Kunze: Burgenpolitik und Burgbau der Grafen von Katzenelnbogen bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigungen 3) Braubach 1969.
- Ferdinand Luthmer: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Wiesbaden. Frankfurt a. M. 1902-1921. Bd. 1: Rheingau, 1902; Bd. 3: Lahnggebiet, 1907; Bd. 5: Unter-Westerwald [etc.], 1914.

Frank Pütz

III. Burgen im Hochtaunus 8. September 2002

Die Exkursion führte in den Hochtaunus, dessen über dem Rhein-Main-Gebiet aufragende steile Südseite von einigen markanten Burgen und Burgruinen geprägt ist.

Burg Kronberg

Um 10.00 Uhr trafen sich die Exkursionsteilnehmer an einem strahlend schönen Spätsommertag vor dem Tor der Burg Kronberg, wo sie von Herrn Siegbert Martin vom Arbeitskreis Museum des Burgvereins Kronberg e. V. geführt wurden.

Die Gründung der Burg Kronberg ist sicher im Zusammenhang mit der staufischen Reichslandpolitik in der Wetterau zu sehen. Die Wetterau reichte im Mittelalter vom südlichen Vorfeld des Taunus bis an den Vogelsberg im Osten und bis an die Lahn bei Wetzlar im Norden. Hier versuchten die staufischen Könige, besonders Konrad III. und Friedrich I. Barbarossa, eine starke Machtposition des Reiches aufzubauen. Dabei gründeten sie Burgen und Städte und bedienten sich der Hilfe der Reichsministerialen (Dienstmannen). Vermutlich haben die Reichsministerialen von Eschborn die 1230 erstmals genannte Burg Kronberg gegründet. Die Herren von Kronberg teilten sich in mehrere Stämme und verwalteten die Burg als Ganerbschaft. Im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit bauten die Herren von Kronberg besonders im Rhein-Main-Gebiet eine bedeutende Besitz- und Machtstellung auf. Nach ihrem Aussterben 1704 kam die Burg an das Erzstift Mainz, 1803 an Nassau und 1866 an Preußen. 1892 erwarb die Witwe Kaiser Friederichs, Kaiserin Friedrich, die heruntergekommene Burg und rettete sie vor dem Untergang. In Ihrer Tradition stehend engagieren sich heute der Burgverein Kronberg e. V. und die Gemeinde Kronberg in einer Stiftung zur Sicherung, Erhaltung und Nutzung der Burg.

Burg Kronberg ist nicht nur im Taunus und Rhein-Main-Gebiet die am besten erhaltene Burg sondern weist aufgrund ihrer Baugeschichte, die sich über die Jahrhunderte neben- und nicht wie üblich über- und durcheinander entfaltete, einen bemerkenswerten Baubestand vom 12. bis zum 20. Jahrhundert auf.

Als erstes führte Herr Herbert Bäcker (Leiter des Arbeitskreises Bau) durch die anlässlich des Tages des offenen Denkmals zugängliche Burgkapelle (Weihe 1342) mit ihren bedeutenden Grabdenkmälern der Herren von Kronberg. In der Mittelburg (im Kern 16. Jahrhundert) zeigte Herr Mathias Cropp (im Vorstand zuständig für den Bau) detailliert und eindrücklich die baulichen und besonders die statischen Probleme der Sanierung des Flügelstammhauses und des Kronenstammhauses vom Keller bis zum Dachwerk auf. Auf der in großen Teilen kürzlich baulich gesicherten Oberburg, die bis auf das 12. Jahrhundert zurückgeht, bildete der Aufstieg des Freiturms den Abschluß der Besichtigung. Hier konnten wir die öffentlich nicht zugängliche Wohnung



Festung Königstein, Blick auf die Kernburg. (Foto: G. Strickhausen)

des ehemaligen Turmwärters besichtigen. Am Burgtor verabschiedete uns nach zweieinhalb Stunden Frau Martha Ried, Vorstandssprecherin des Vereins.

(Neu-) Falkenstein

Von der gleichnamigen Ortschaft führte uns ein kurzer Fußweg auf die Ruine der Burg Falkenstein. Die Burg wurde von den Herren von Falkenstein vom Donnersberg in der Pfalz gegründet, die als Erben der Herren von Münzenberg in den Taunus gekommen waren. Erstmals genannt wird die Burg 1364, als sie im Reichskrieg gegen Philipp VI. von Falkenstein zerstört wurde. Später kam die Burg an die Grafen von Nassau-Weilburg und wurde Ganerbenburg. Die erhaltenen Bauten, vor allem die Befestigungen und der Turm stammen aus dem 15. Jahrhundert. Seit dem 30-jährigen Krieg verfiel die Burg.

Nürings

Direkt südlich der Burg Falkenstein wurden von der älteren Burg Nürings die Fundamente, darunter besonders bemerkenswert der Stumpf des großen quadratischen Turms, ausgegraben. Die Burg war Sitz der von 1103 bis 1171 nachweisbaren gleichnamigen Gaugrafen der Wetterau, die sich hier eine für die Salierzeit typische Turmburg in Höhenlage errichteten. Nach ihrem Aussterben kam ihr Erbe an die Reichsministerialen von Münzenberg. Nach deren Aussterben 1255 scheint die Burg unter den Herren von Falkenstein verfallen zu sein.

Nachdem sich der Dunst im Rhein-Main-Gebiet gelichtet hatte, bot sich den Exkursions-

teilnehmern vom wenige Meter entfernten Aussichtspunkt „Dettweiler Tempel“ ein grandioser Blick in die Ebene und auf die Skyline von Frankfurt, der die beherrschende Lage von Nürings/Falkenstein deutlich machte.

Königstein

Nach einer langen durch Baustellen, Straßensperrungen (Stadtfest) und Einbahnstraßen verursachten Odyssee um und durch Königstein, mußten wir dann einen langen Aufstieg durch die Stadt zur Burgruine wählen. Die 1215/22 erstmals genannte Burg geht auf die Reichslandpolitik der Staufer im 12. Jahrhundert zurück. Verwaltet wurde die Burg spätestens seit 1239 von den Reichsministerialen von Münzenberg, nach deren Aussterben kam sie an die Falkensteiner. In einer Fehde, dem sog. Reichskrieg, zwischen Ulrich III. von Hanau und Philipp VI. von Falkenstein wurde Königstein von 1364 bis 1366 belagert und durch Beschuß mit Feuerwaffen beschädigt. 1374 erstürmten die Ritter von Reifenberg die Burg. Nach dem Aussterben der Falkensteiner 1418 kam die Burg an die Herren von Eppstein und 1535 an die Grafen von Stolberg. 1581 bis 1803 war Königstein mainzisch. Die Festung wurde von französischen Truppen 1796 teilweise gesprengt, die Steine der Ruine wurden bis zur Mitte des 19. Jahrhundert als Baumaterial verkauft.

Aus dem 12. Jahrhundert stammt die große regelmäßig angelegte, rechteckige Kernburg, deren Ringmauer an der Außenschale ungewöhnlich viel opus spicatum aufweist (vgl.

Kronberg, Oberburg). Im 14. Jahrhundert wurde die Burg ausgebaut und u. a. die Ecken der Ringmauer mit modernen runden Eckvorlagen bestückt. Die Eppsteiner errichteten eine Burgkapelle, während die Stolberger die Burg zeitgemäß zur Residenz und mit großen Rondellen und Bastionen zur Festung ausbauten.

Eppstein

Aufgrund der hochinteressanten Führung in Kronberg und der Verzögerungen in Königstein erreichten wir die letzte Etappe unserer Exkursion, Burg Eppstein, leider erst nach Schließung der Burg. So schauten wir uns die Stadtkirche mit den Grabmälern der Herren von Eppstein an und beendeten um 18.00 Uhr einen gelungenen Exkursionstag.

Gerd Strickhausen

Tagungen und Kolloquien

**MYTHOS, METAPHER, MOTIV –
Untersuchungen zum Bild der Burg
seit 1500.**

**Wissenschaftliche Tagung des MBA in
Marburg**

In Zusammenarbeit mit dem Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien und dem Kunstgeschichtlichen Institut der Philipps-Universität Marburg fand am 16. und 17. Februar 2001 diese interdisziplinäre Tagung in Form eines Arbeitsgesprächs statt.

Unser Bild von der ‚romantischen Ritterburg‘ scheint eindeutig geprägt zu sein: Mit ihren Türmen und Zinnen thront sie auf einem hohen Berg über dem Land, bewohnt von minnesingenden Rittern und besungenen Burgfräulein. Leider entspricht das Bild aber nicht der historischen Wirklichkeit – die Burg des Mittelalters sah ganz anders aus! Dieses Bild der Burg beruht weitgehend auf den Fehleinschätzungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Es handelt sich dabei sozusagen um eine eigene kulturelle Schöpfung jener Zeit. Auf der Tagung sollten die Beweggründe und Wandlungsprozesse dieses Bildes herausgearbeitet werden. Im Vordergrund der Debatten stand also das Bild von der Burg – nicht die Burg selbst.

Zu hinterfragen war etwa, inwiefern das Burgensterben des 15. und 16. Jahrhunderts

dazu beitrug, die Burg als malerische Ruine wahrzunehmen. Seit wann und warum fungiert die Burg als Ort des Geheimnisses oder der Schrecknisse? Welche Umstände führten dazu, daß beim Wechsel zum 19. Jahrhundert die Burg neu definiert und zum Sinnbild eines romantischen, ritterlich-höfischen Lebens wurde? Welche Kreise konnten mit ihrer idealistischen Auffassung von Vergangenheit Nutzen ziehen aus dieser idealisierten Sicht auf Leben und Architektur einer vermeintlich heroischen Zeit? Und kann man vielleicht eine Fortsetzung dieser Entwicklung verfolgen bis hin zur Pervertierung des Burgbegriffs unter den Nationalsozialisten, die ‚die Burg‘ unter anderem als Sinnbild germanischer Kraft und deutscher Standhaftigkeit interpretierten und propagierten?

Um diese und andere Fragen zu erörtern, kamen Fachleute unterschiedlicher Disziplinen zusammen. Im einzelnen wurden folgende Vorträge gehalten:

Marcus Meier: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Der Bedeutungsinhalt des Begriffs ‚Burg‘ bei Luther; Fritz Wolff: Burgen in der Kartographie; Fritz Laupichler: Das Bild der Burg im Rittercomic; Rainer Zuch: Die Burg im Surrealismus; Winfried Mogge: „Sinnbild der unsichtbaren Burg“. Idee und Gestalt der Jugendburg; Frank Pütz: Die Burg im Nationalsozialismus; Michael Losse: Die Burg als Motiv in der Architektur des 20. Jahrhunderts auf den griechischen Dodekanes-Inseln; Klaus Niehr: Die Burg als historisches und ästhetisches Exempel bei Friedrich Schlegel; Christina Ujma: Burgen in Arkadien. Die florentiner Stadtarchitektur im deutschen Idealbild; Siegfried Becker: Märchen-Schlösser, Burgen-Sagen. Motivgeschichtliche und methodische Überlegungen zur Burg als Handlungsort und Metapher in der Volkserzählung; Maren Bonacker: Das Motiv des Gothic Castle im phantastischen Roman. Wegen Krankheit entfallen mußten leider die Referate von Ulrich Schütte (Als die „Burgen“ noch „Schlösser“ waren. Überlegungen zur architekturgeschichtlichen Terminologie) und von Susanne Lang (Räucherburgen).

Eine solcherart interdisziplinäre Herangehensweise an das Thema Burgenrezeption, wie sie im Rahmen der Tagung stattfand, existierte bislang praktisch nicht. Selbst innerhalb der

traditionellen Burgenforschung ist es immer noch die Ausnahme, wenn sich nicht nur Mittelalter-Historiker, Kunsthistoriker und Archäologen zusammenfinden, sondern darüber hinaus auch Volkskundler, Geographen, Theologen oder Literaturwissenschaftler – wie im vorliegenden Fall geschehen. Daß sich auf diese Weise eine erheblich bereicherte Sicht auf das Phänomen ‚Burg‘ ergab, muß wohl kaum eigens betont werden. Obwohl hier natürlich nur einzelne Facetten beleuchtet werden konnten, ist doch vor allem die Vielfalt der Rezeptionswege des ‚Bildes von der Burg‘ deutlich geworden. Sie dürften sich zu einem nicht unwesentlichen Teil auf der literarischen Ebene abgespielt haben, bevor seit dem späten 18. Jahrhundert auch wieder eine entsprechende bauliche Umsetzung begann, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein fortwirkte.

Es steht sehr zu hoffen, daß auf den hier geschaffenen Grundlagen in der Folge weiter aufgebaut werden wird. Die meisten gehaltenen Vorträge – leider nicht alle – konnten mittlerweile in einem Tagungsband veröffentlicht werden: Heiko Laß (Hrsg.): *Mythos, Metapher, Motiv. Untersuchungen zum Bild der Burg seit 1500*. Alfeld/Leine 2002.

Heiko Laß, Frank Pütz

Mitgliederkolloquium

Am 23. 6. 2001 fand wieder ein Mitgliederkolloquium statt, auf dem Mitglieder des Vereins aus ihren aktuellen Forschungen berichteten und vorläufige Ideen zur Diskussion stellten. Wieder hatte unser Mitglied Elmar Altwasser seine Wohnung dankenswerterweise zur Verfügung gestellt. Vor allem über Burgen des späten Mittelalters mit ‚runden Ecken‘, Burg Brandenstein bei Schlüchtern in Hessen sowie Burgen in Spanien wurde diskutiert.